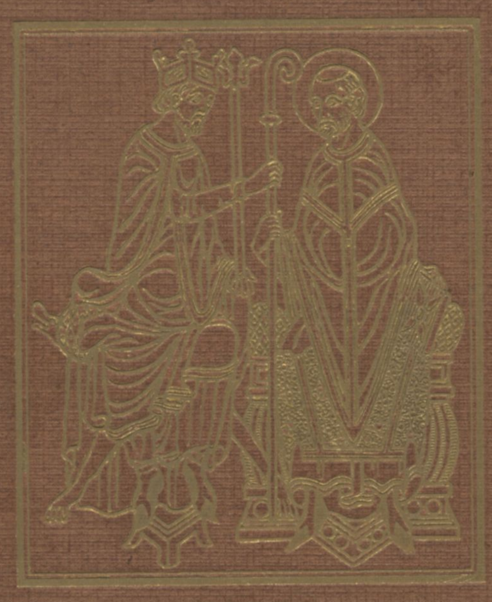
DIE ENTWICKLUNG DES PRIESTERTUMS UND DER PRIESTERREICHE



VON

R. CH. DARWIN

DARWIN / DIE ENTWICKLUNG DES PRIESTERTUMS UND DER PRIESTERREICHE

DIE ENTWICKLUNG DES PRIESTERTUMS UND DER PRIESTERREICHE

ODER

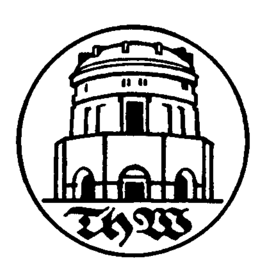
SCHAMANEN, WUNDERTÄTER UND GOTT-MENSCHEN ALS BEHERRSCHER DER WELT

EIN WARNRUF AN ALLE FREIHEITLIEBENDEN VÖLKER

VON

RANDOLPH CHARLES DARWIN

Ihr werdet die Wahrheit erkennen,
und die Wahrheit wird Euch freimachen!
Ev. Johannis 8, 32



LEIPZIG
VERLAG VON THEODOR WEICHER

DRUCK VON G. KREYSING IN LEIPZIG

DEM ANDENKEN

AN

SOCRATES, SAVONAROLA, WYCLIF, HUS, LUTHER, CALVIN, BRUNO, GALILEI, VANINI, KOPERNIKUS, DARWIN, HAECKEL, CHINIQUY, INGERSOLL, HOENSBROECH

UND ANDERE WAHRHEITSUCHER, DIE IM RINGEN NACH ERKENNTNIS UND GEISTIGER FREIHEIT VERFOLGUNG UND HASS ERDULDEN MUSSTEN UND IHR LEBEN EINSETZTEN.

INHALTSVERZEICHNIS

EINLEITUNG

Unter allen menschlichen Bestrebungen steht obenan der Drang nach Wissen, nach Erkenntnis. War er es doch, der den Aufstieg der Menschen aus ihrem urtümlichen rohen Zustand bewirkte und sie allmählich zu ihrer gegenwärtigen Höhe emporführte. Trotz vieler, diesen Aufstieg hemmenden Hindernisse.

Das größte Hindernis war zweifellos der bewußte, hartnäckige Widerstand einer Gattung von Menschen, die zuerst erkannten, daß Wissen Macht bedeutet, aus selbstsüchtigen Absichten aber danach trachteten, diese Macht ausschließlich zu ihrem eigenen Vorteil auszunützen. Es waren jene Schamanen, Geisterbeschwörer und Magier, die im Leben aller Naturvölker eine so wichtige Rolle spielten und aus denen mit der Zunahme ihres Wissens und ihrer Macht allmählich jene Priester hervorgingen, die, gleichfalls von Habgier und Herrschsucht getrieben, ihre Stammesgenossen vorsätzlich in deren Aberglauben bestärkten, sie in beständiger Furcht und geistiger Knechtschaft hielten und dadurch ganze Völker, ganze Länder ihrer priesterlichen Botmäßigkeit unterwarfen. —

Das vorliegende Buch schildert an der Hand einwandfreier Belege die Entwicklung dieses Priestertums aus dem Schamanentum und zeigt, durch welche Ränke es den Priestern vieler Länder gelang, sich zu deren Beherrschern aufzuwerfen, denen nicht bloß absolute Untertänigkeit, sondern sogar göttliche Ehren erwiesen werden mußten. Es zeigt ferner, wie solche Priesterherrschaft für manche Völker zum Verhängnis wurde, indem sie deren Stillstand, oft sogar deren Untergang herbeiführte. Weiterhin legt es dar, wie die grenzenlose Habgier und Herrschsucht solcher Priester, ja ihre Streitereien über allerlei Glaubensfragen oft grauenhafte Kriege verursachten, die Millionen Menschenleben vernichteten und unbeschreibliches Elend zur Folge hatten. Man denke nur an die vielen Religionskriege des Orients, an die von der katholischen Kirche geführten Vernichtungskämpfe gegen die Arianer, Waldenser, Albigenser, Stedinger und Hugenotten, an die über zwei Jahrhunderte sich hinziehenden Kreuzzüge, an die Hussitenkriege, und an den von 1618 bis 1648 währenden Dreißigjährigen Krieg, der ganz Europa erschütterte und das vordem so blühende Deutsche Reich nahezu in eine Wüste verwandelte! —

Katastrophen ähnlicher Art sind heute keineswegs ausgeschlossen, sind doch die Ansprüche und Forderungen der Priester in vielen Ländern nicht nur die gleichen, sondern sie gehen noch weiter als vor Tausenden von Jahren und während des finstersten Mittelalters. Noch heute kommt es

wegen religiöser Fragen, wegen der angestrebten Vorherrschaft des Priestertums oder gewisser Glaubensgenossenschaften in vielen Ländern zu erbitterten Streitereien und grauenhaften Mordtaten. Noch heute liest man von blutigen Kämpfen zwischen den Mohammedanern und Brahmanen Indiens, von religiösen Wirren in den Ländern Europas wie in den Republiken Mittel- und Südamerikas. In den Vereinigten Staaten besteht begründeter Anlaß zu der Befürchtung, daß es daselbst infolge der gewaltigen Ausbreitung des Katholizismus und seiner stetig zunehmenden Einmischung in die innere Verwaltung und Politik in absehbarer Zeit zu einem abermaligen Bürgerkrieg kommen werde, dessen Tragweite und Ausgang niemand ermessen kann.

Daß Zustände der gleichen Art auch die Wiedergenesung Europas aufhalten, dürfte jedermann klar sein, der mit offenen Augen die dortige Lage zu überschauen vermag. Das im Februar dieses Jahres zwischen dem Vatikan und dem italienischen Diktator Mussolini geschlossene Konkordat ist nicht, wie Papst Pius XI. glaubte betonen zu müssen: „ein Schritt zum Weltfrieden", sondern eine Handlung, welche sämtliche nicht der Botmäßigkeit des Papstes unterworfene christliche Glaubensgemeinschaften auf das äußerste beunruhigt und sie zwingt, ihr Rüstzeug anzulegen und eine Abwehrstellung einzunehmen.

Auf solche bereits bestehende oder im Anzug befindliche Gefahren aufmerksam zu machen, ihnen durch diese Hinweise womöglich vorzubeugen, ist der Hauptzweck dieses Buches. Und es ist der tiefinnigste Wunsch seines Verfassers, daß es diesen Zweck erfülle und die Menschheit von abermaligen Glaubenskriegen verschont bleiben möge. —

Das Buch stellt sich ferner die Aufgabe, die Menschheit von dem seit Urzeiten auf ihr lastenden Wahnglauben an böse Geister und Teufel, an Unterwelten, Fegfeuer, Höllen und ähnliche Schreckensorte zu befreien, die von Priestern längst versunkener Zeiten lediglich ersonnen wurden, um ihre Mitmenschen in ewiger Furcht und Unterwürfigkeit zu halten. Indem das Buch den Ursprung und die Entwicklung solcher Phantasiegebilde schildert, will es seine Leser gleichzeitig zu jenen reineren, sonnigen Höhen emporführen, wo keine rachgierigen, opferheischenden Götzen und Götter thronen, zu Höhen, wo anstatt religiöser Unduldsamkeit Freiheit des Geistes waltet, die sich an den tausendfältigen Wundern der Natur, an den erstaunlichen Erfolgen der modernen Wissenschaft und an den Beispielen wahrer Menschenliebe erfreut und erhebt.

Aufklärung, Erkenntnis, Wissen, das sind die Kräfte, die allein zur wahren Befreiung und zum weiteren Aufstieg der Menschheit führen können und führen werden!

Florenz, im Frühling 1929.

Randolph Charles Darwin.

ERSTES BUCH

DER URSPRUNG RELIGIÖSER VORSTELLUNGEN UND GEBRÄUCHE

Unter den unzähligen Mythen, die von Völkern der Vorzeit ersonnen wurden, wenn sie über den Ursprung aller Dinge, insbesondere des Menschengeschlechtes grübelten, ist die im ersten Buch Moses wiedergegebene zweifellos eine der poetischsten. Vor vielen Jahrtausenden von umherziehenden Nomaden erdacht, zauberte sie mit echt orientalischer Phantasie ein der Sehnsucht dieser Wanderer entsprechendes wunderbar schönes Gelände voll herrlicher Palmen, fruchttragender Bäume, köstlicher Blumen und mit einem Überfluß an erquickendem Wasser. Hier hätten die ersten von Gott erschaffenen Menschen ein glückseliges Dasein geführt, da sie weder von Sorgen noch Krankheiten und Tod bedroht wurden und mit der gesamten sie umgebenden Tierwelt in Frieden und Eintracht verbunden waren. —

Kein Wunder, daß diese liebliche Legende vom Paradiese sowohl von den Assyrern, Persern und den nach Babylon gekommenen Juden übernommen wurde, als auch später auf die Christen überging. Kein Wunder, daß die Darstellung des Paradieses auch von so vielen Malern des Mittelalters wie der Neuzeit zum Gegenstand umfangreicher Gemälde, zahlloser Holzschnitte und Kupferstiche gemacht wurde, auf denen das erste Menschenpaar in keuscher Nacktheit zwischen Gruppen von Löwen, Tigern, Hirschen, Schlangen, Lämmern, Geiern und Tauben dargestellt ist, die alle in friedvoller Eintracht nebeneinander lagern.

Bekanntlich wird dieser angeblich Mosaische Bericht vom Aufenthalt der ersten Menschen im Paradiese noch heute in sämtlichen Kirchen und unzähligen Schulen der Christenheit verkündigt und von vielen Millionen Menschen gläubig entgegengenommen. Er bildet gewissermaßen die Grundlage der christlichen Religion. Aber von Jahr zu Jahr wächst doch die Zahl derer, die sich nicht länger gegen die Überzeugung verschließen, daß dieser im „Buch der Bücher“ enthaltene Schöpfungsbericht in das Reich der Legenden verwiesen werden müsse, und daß die Menschwerdung in ganz andrer Weise vor sich gegangen sei.

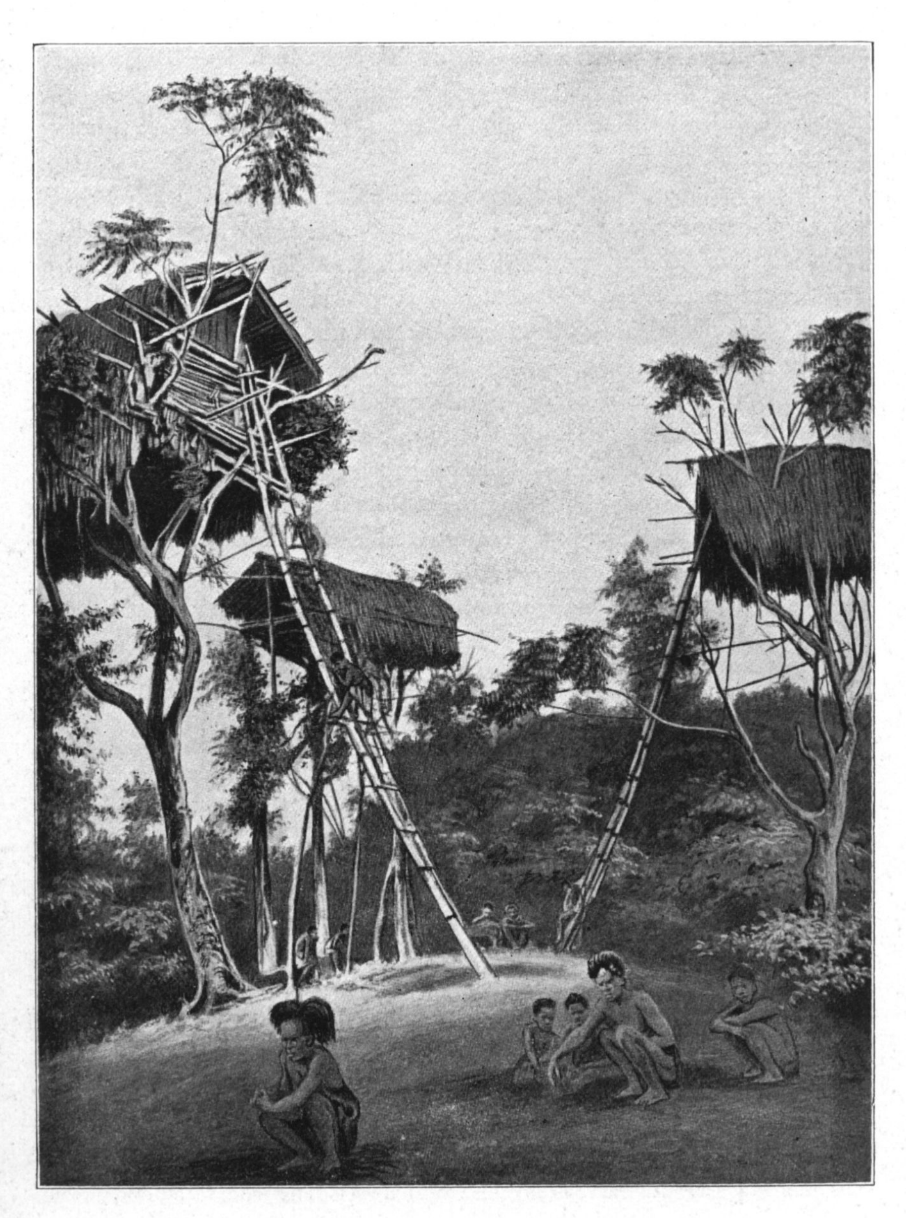
Und in der Tat, durch die unermüdliche, nach Wahrheit ringende Forscherarbeit hervorragender Gelehrter, eines Lamarck, Darwin, Huxley, Haeckel, Klaatsch, Osborn und vieler anderen, wurde auf Grund unanfecht-

barer Beweise längst festgestellt, daß der Mensch nicht in makelloser Vollkommenheit der Schöpferlaune irgendeines Gottes entsprang, sondern gleich allen anderen lebenden Wesen und Pflanzen das Ergebnis einer über unendlich lange Zeiträume sich erstreckenden Entwicklung aus weitaus niedrigeren Formen ist. Wie viele hunderttausend oder Millionen Jahre dieser Entwicklungsprozeß in Anspruch nahm, dürfte voraussichtlich für alle Zeiten den verschiedensten Veranschlagungen unterworfen bleiben.

Auch die schöne Legende von einer früheren Eintracht der Menschen mit der sie umgebenden Tierwelt konnte vor der kritischen Forschung nicht bestehen. Zahllose, der Urzeit entstammende Funde bekunden vielmehr, daß die Menschen gleich allen anderen Lebewesen von jeher zum Kampf ums Dasein gezwungen waren. Zu einem Kampf, von dessen Schwere und Erbitterung wir heutigen Erdbewohner uns kaum eine Vorstellung machen können. Wir ahnen aber seine Schrecken, wenn wir einen Blick auf jene grimmigen Bestien werfen, die nachgewiesenermaßen in Urzeiten neben dem Menschen lebten und deren Beuteobjekt er war.

An Größe, Kraft und Schnelligkeit übertrafen diese Raubtiere alle heute existierenden Geschöpfe. In den Dickichten schlichen die „säbelzähnigen Tiger" dahin, deren Fänge gleich Dolchen aus den Rachen herabhingen. Da waren ferner Höhlenlöwen und Bären, gegen welche die heute lebenden Artgenossen gleich im Wachstum zurückgebliebenen Exemplaren erscheinen würden. Da waren ferner mordgierige Hyänen, schnellfüßige Wölfe, Schakale und wilde Hunde, die rudelweise jagten und denen kein Geschöpf entrann, das von seinem Zufluchtsort abgeschnitten wurde. Im dichten Gestrüpp und an den Gewässern lauerten blitzschnelle Schlangen, die das Verlangen nach einem erquickenden Trunk zu einem gefährlichen Wagnis machten. In den Lüften kreisten scharfäugige Geier, Adler und andere Raubvögel, stets bereit, auf jedes sich bloßstellende Wesen herabzuschießen. Schreckenerregend waren ferner die gewaltigen Mammute, Elefanten, Rhinozerosse und Flußpferde, die schweren Trittes sich Wege durch die endlosen Urwälder brachen.

Gegenüber solchen Bestien und Ungeheuern waren die Menschen der Urzeit äußerst unvollkommen gerüstet und geschützt. Ja, ihre Verteidigungsmittel waren so überaus dürftig, daß es als ein unbegreifliches Wunder erscheint, daß die Menschen nicht schon während der ersten Perioden ihrer Entwicklung gänzlicher Ausrottung verfielen. Weder verfügten sie über starke Gebisse noch über scharfe Krallen. Ihre nur mit einer sehr dünnen Haut und einem schlichten Haarkleid versehenen Körper waren weder durch Knochenpanzer noch andere widerstandsfähige Bedeckungen geschützt. Giftzähne, Stacheln, Krallen, Hörner und Hufe zu Zwecken der Verteidigung waren ihnen nicht verliehen. Um den Nachstellungen ihrer zahllosen Ver-



Baumhütten der Papua auf Neu-Guinea.
Nach einer Photographie.

folger zu entgehen, sahen sie sich genötigt, ihre Zufluchts- und Schlafstätten in den Wipfeln hoher Bäume, auf steilen Klippen oder gar über dem Wasser auf künstlichen Gerüsten aufzuschlagen. In noch weit unvollkommeneren Baumwohnungen, Klippenhäusern und Pfahlbauten als jenen, die von manchen in entlegenen Teilen der Erde lebenden Naturvölkern noch heute benützt werden.

Aber auch in diesen schwer zugängigen Zufluchtsorten waren die Urmenschen beständig von Gefahren umdroht. Baumschlangen, klettergewandte Tigerkatzen und Bären drangen ihnen nach. Und je mehr sie sich vor solchen Verfolgern in die höchsten Wipfel der Bäume flüchteten, desto mehr steigerte sich die Gefahr, von gierigen Geiern und Adlern erspäht und angefallen zu werden.

Sahen die Urmenschen sich so allerorten und jederzeit von zahllosen sichtbaren Feinden bedroht, so ward ihre beständige Furcht noch ins Unermeßliche gesteigert durch vielerlei geheimnisvolle Vorgänge in der Natur, deren Wirkungen sie wohl wahrnahmen, hörten und fühlten, die sie aber mit ihrem noch so geringen Wissen, mit ihrer noch unentwickelten Intelligenz nicht zu deuten vermochten. Alles, was in ihrer Umgebung sich regte, bewegte und Laute erzeugte, glaubten sie von geheimnisvollen Wesen belebt. Denn vernahmen sie nicht deren Stimmen und Geplauder im Lispeln der Blätter, im Rauschen der Bäume, im Geplätscher und Murmeln der Quellen und Bäche, im Brausen der Ströme und Stürme? Die wirklichen Ursachen von Tag und Nacht, von Wind, Regen, Schnee, Blitz und Donner kannten sie ebensowenig wie die mannigfaltigen Ursachen von Krankheiten und Tod. Wohl hörten sie das Heulen der Stürme und das furchtbare Krachen des Donners. Wohl fühlten sie den auf ihre Haut niederprasselnden Regen und Hagel. Voll Entsetzen gewahrten sie, wie rasende Orkane ganze Wälder vernichteten, und wie unter schrecklichen Donnerschlägen blendende Blitze die ihre Wohnstätten tragenden Bäume jäh zersplitterten. Sie sahen ihre Pfahlbauten von tosenden Fluten fortgerissen und sich und ihre Stammesgenossen von allerhand geheimnisvoll auftretenden Leiden heimgesucht und gepeinigt. Geradezu entsetzlich müssen die Ängste der Urmenschen gewesen sein, wenn plötzlich unter ihren Füßen der Boden zu schwanken begann, wenn weite Spalten und Abgründe sich öffneten, wenn aus den Gipfeln der Berge unter grauenhaftem Getöse ungeheure Flammensäulen und weißglühende Lavaströme hervorschossen, wenn durch den niederfallenden Aschenregen der Tag sich in finstere Nacht verwandelte, die Luft sich mit erstickendem Qualm und giftigen Gasen füllte und allerorten Verderben und Untergang drohten.

Was Wunder, daß in solchen von Todesangst geschüttelten Menschen, die für keinen einzigen solcher rätselhaften Vorgänge eine Erklärung hatten, der

Wahnglaube an gewaltige, feindlich gesinnte Wesen entstand, die den Menschen mit um so heftigerem Grauen erfüllten, als sie ihre Gestalten nirgendwo erblickten, vor denen sie sich demnach weder verbergen noch mit den Waffen verteidigen konnten. Es war in jenen fern hinter uns liegenden Urzeittagen, wo der Wahnglaube an unsichtbare Geister und Dämonen entstand, die man sich mit mordlustig funkelnden Augen, schrecklichen Fangzähnen und Hauern, mit ungeheuren Krallen, Hörnern und Fledermausflügeln, kurz mit allem ausgerüstet dachte, was den Menschen an ihren sichtbaren Verfolgern entsetzenerregend erschien.

Sämtliche Forscher, die mit noch heute existierenden Naturvölkern in Berührung kamen, bekunden, daß das Geistesleben derselben mit dem Wahnglauben an solche bösen Unholde und Dämonen erfüllt ist. Sie glauben, daß dieselben in den Dickichten der Wälder, in den Einöden der Wüsten, in Höhlen, Schluchten, Sümpfen, Flüssen, Seen und hohlen Bäumen im Hinterhalt liegen, stets bereit, die Menschen zu überfallen, zu erwürgen und ihr Blut zu trinken. Die Angst vor solchen Dämonen befällt die Naturmenschen namentlich bei Einbruch der Dämmerung und bei Nacht, wenn aus den sumpfigen Niederungen gespenstige, leise schleichende Nebel aufsteigen; wenn mit dem Schwinden des Lichtes Schwärme surrender Schnaken und Mücken lebendig werden, die dem ungeschützten Menschen das Dasein zur Qual machen; wenn aus der tiefen Dunkelheit das höllische Lachen der Hyänen, das schauerliche Geheul der Wölfe, das Pfauchen der Eulen, das Schnauben und Brüllen der auf Raub ausziehenden Tiger, Leoparden und Löwen ertönt, wenn plötzlich unheimlich funkelnde Augen aus der Finsternis hervorleuchten, oder scheußlich gestaltete Vampire lautlos heranflattern, um sich an die Schlafenden heranzustehlen und an deren Blut sattzusaugen. Es bedarf nur der Aufzählung all dieser Schrecken, um die Furcht der Naturvölker vor der Nacht zu verstehen. Sie gilt ihnen als die Umgangszeit aller übelgesinnten Geister, als die Quelle alles Widerwärtigen und Bösen. In schroffem Gegensatz zu dem lichten Tag, wo die nächtlichen Raubtiere und Insekten ihre Schlupfwinkel aufsuchen, die spukhaften Nebel vor den siegreichen Strahlen der Sonne vergehen und die nächtliche Kälte der wohltuenden Wärme weicht.

Die Erkenntnis dieser scharfen Gegensätze zwischen Tag und Nacht, zwischen Licht und Finsternis drängte sich den Urmenschen zweifellos als eine ihrer ersten Erfahrungen auf. Sie führte zu den Vorstellungen jener den Menschen wohlgesinnten, segenbringenden Tages- oder Lichtgötter und jener unheilbrütenden, auf Vernichtung ausgehenden Dämonen der Finsternis, wie sie uns in allen längst erloschenen und in allen noch bestehenden Religionssystemen entgegentreten.

Auch die wichtigsten religiösen Handlungen der Menschen, die Gebete

und Opfer, reichen in jene fernen Urzeittage zurück, wo die Menschen sich das Wohlwollen der guten Götter durch Lobpreisungen und dargebrachte Gaben zu erhalten suchten, sich aber auch bemühten, durch Tributleistungen der gleichen Art sowie durch die gleichen Gebärden bedingungsloser Unterwürfigkeit, mit denen sie die Gnade übermächtiger menschlicher Gegner erflehten, den Zorn und das Übelwollen jener bösen Geister und Dämonen zu beschwichtigen, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden waren.

Allen Forschern, denen es vergönnt war, für längere Zeit das Dasein der noch heute existierenden Naturvölker zu teilen und in ihr Geistesleben einzudringen, dürfte es klar sein, daß die entsetzliche Furcht vor unsichtbaren, rätselhaften Mächten, den unverstandenen Elementargewalten, als die Urquelle aller religiösen Vorstellungen anzusehen ist. Zugleich auch als die Urquelle aller religiösen Handlungen, der Opfer, und der in kniender, unterwürfiger Stellung, mit erhobenen unbewaffneten Händen verrichteten Gebete, die nichts anderes als flehentliche Gesuche um Gnade bedeuten.

Alle diese Tatsachen werden durch ein einziges bedeutungsvolles Wort bestätigt. Sprechen wir von „gottesfürchtigen Menschen", so verstehen wir darunter solche Personen, die sich in rückhaltloser blinder Ergebenheit jenen Gewalten unterwerfen, die sowohl unsere winzige Erde, wie das ganze Weltall beherrschen.



Altägyptische Darstellung eines Gebetes.

GEISTERBESCHWÖRER, SCHAMANEN UND MEDIZINMÄNNER IN IHREM AUFPUTZ

Zu allen Zeiten gab es geistesträge und aufgeweckte, dumme und schlaue Menschen. Und stets haben die Schlauen die Furcht und den Aberglauben der Unwissenden zu ihrem eigenen Vorteil ausgebeutet. So war es bereits in Urzeittagen und so ist es heute noch.

Wie man unter allen Kulturvölkern der Gegenwart auf Betrug und Übervorteilung ausgehenden Personen begegnet, so findet man auch unter allen jetzt noch existierenden wilden und halbzivilisierten Völkerschaften gewisse Menschen, die aus selbstsüchtigen Absichten ihre Stammesgenossen in der blinden Furcht vor Geistern und Dämonen bestärken und ihnen einreden, daß alle schrecklichen und verderblichen Erscheinungen in der Natur, wie Blitz und Donner, Wolkenbrüche, Hagelschläge, Sturmfluten und Erdbeben als Zornesausbrüche solcher übelgesinnter Geister anzusehen seien. Auch seien alle die Menschen befallenden Unglücksfälle, Krankheiten und Gebrechen auf solche bösen Geister zurückzuführen, die es auf geheimnisvolle Weise verstünden, in die Körper der Menschen einzudringen, von ihnen Besitz zu ergreifen und sie unausgesetzt zu peinigen. In allen derartigen Fällen geben jene Betrüger vor, Rat zu wissen. Sie seien nicht nur imstande, den Zorn solcher übelgesinnter Geister durch Geschenke und Opfer, zu deren Entgegennahme und Übermittlung sie bereit seien, zu besänftigen oder abzuwenden, sondern sie seien auch imstande, durch allerhand mächtige Zaubersprüche und Beschwörungen die Quälgeister aus den Körpern der Erkrankten zu vertreiben.

Durchweg sind diese sowohl als Beschwörer wie als Vermittler zwischen den Menschen und Geistern auftretenden Betrüger die verschlagensten, durchtriebensten und habgierigsten Kerle ihres Volkes. Schon in den ältesten Zeiten nachweisbar und noch jetzt unter allen wilden und wenig kultivierten Volksstämmen zu finden, stimmen sie in den Methoden, durch die sie ihre selbstsüchtigen Absichten zu erreichen wissen, im wesentlichen allüberall wunderbar überein. Da sie sich während ihrer Handlungen vielartiger Anrufungen, Beschwörungen und Zeremonien bedienen, so stellen sie zweifellos die urtümlichste Form eines Priestertums vor und müssen deshalb in

einem Werke, das die Entwicklung des Priestertums schildern will, besonders eingehender Betrachtung unterworfen werden. —

Das Gebaren solcher Beschwörer ist in den Werken zahlreicher Entdecker und Forscher geschildert, die während ihres Weilens unter wilden und halbzivilisierten Völkern sattsam Gelegenheit hatten, das Treiben solcher Personen zu beobachten. In diesen Schilderungen werden sie vielfach „Schamanen", „Medizinmänner" oder „Fetischpriester" genannt. Die erste Bezeichnung ist auf das mongolische Wort „Schaman" zurückzuführen, womit die Mongolen einen exaltierten oder rasenden Menschen bezeichnen. Weil dieses Wort für das Auftreten der mongolischen und sibirischen Geisterbeschwörer so bezeichnend ist, wurde es von den die Mongolei und Sibirien bereisenden Forschern angenommen und fand durch ihre Werke weiteste Verbreitung. Als „Medizinmänner" bezeichneten die während des 17. und 18. Jahrhunderts das Innere von Nordamerika durchstreifenden französischen Händler und Pelzjäger jene indianischen Geisterbeschwörer, die auch über allerhand wirkliche Kenntnisse in bezug auf die Behandlung von Wunden und die Heilkraft mancher Pflanzen verfügten und darum als Ärzte in allen Krankheitsfällen zu Rate gezogen wurden. Die Bezeichnung „Fetischpriester" kommt von dem Wort „Feiticeiros", das die Portugiesen auf jene Zauberpriester anwenden, die in dem Leben der afrikanischen Neger eine so außerordentlich große Rolle spielen.

Wo es gilt, aus den Körpern erkrankter Personen die vermeintlichen Urheber der Leiden, die bösen Geister auszutreiben, da sind die Beschwörer in erster Linie stets darauf bedacht, sowohl bei den Leidenden wie bei allen Zuschauern den Eindruck zu erwecken, daß sie in der Tat über viele kräftige Mittel und Zaubersprüche verfügen, durch die sie die bösen Geister mit Schrecken erfüllen und zu schleuniger Flucht veranlassen können. Wie die wehrhaften Männer aller Naturvölker vor jedem Kriegszug sich schauerlich bemalen oder grauenerregende Kriegsmasken anlegen, um ihren Feinden Angst einzujagen, so verwandeln sich auch die Geisterbeschwörer in Schreckgestalten, um die Widersacher der Menschen, die bösen Geister und Krankheitserreger mit Furcht zu erfüllen. Sie hüllen sich in die Felle grimmiger, wegen ihrer Stärke und Blutgier gefürchteten Tiere. Sie behängen sich mit den Häuten giftiger Schlangen, Kröten und Eidechsen, mit allerhand klappernden und rasselnden Dingen, die den Glauben erwecken können, als verfügten ihre Träger über ganze Arsenale mächtiger Zaubermittel. Werden dadurch auch nicht die im Körper der Erkrankten sitzenden Unholde zum Abzug gezwungen, so sind die Beschwörer doch sicher, sowohl durch ihr entsetzenerregendes Aussehen wie durch ihre fürchterlichen Drohungen und Flüche bei allen ihren abergläubischen Stammesgenossen einen tiefen nachhaltigen Eindruck zu erzeugen.



Ein Zauberer der Kaffern Südafrikas.
Nach einer Photographie.

Man lese beispielsweise die der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ entnommene Beschreibung eines Geisterbeschwörers, den Dr. Helkenberg unter den Kaffern Südafrikas beobachtete:

„Ein struppig-rotes Affenfell, zu einer Mütze verarbeitet und mit verschiedenen schwarzen und weißen Schwänzen von allerlei Getier reich besetzt, bedeckte sein Haupt. Felle von Antilopen, Moschuskatzen und Leguanen hingen von den Armen herab. An Brust und Bauch schlenkerten meterlange Riemen, an denen alles mögliche herabhing: Schuppen vom Schuppentier: Krallen und Zähne von Löwen und Leoparden; Gehörn; Schlangen- und Eidechsenhäute; kleine aus Schlangenhaut gefertigte, mit Amuletten gefüllte Säckchen; Wurzeln von Gestrüpp; Stacheln vom Stachelschwein, Knochen usw. Die Arme und Beine waren von Eisenringen, Telegraphendraht und Schnüren von Früchtekernen umschlungen. Die beiden Hände schwangen Stöcke von schwerem Holz, mit grob geschnitzten Köpfen und Fratzen. An der Seite hing ein Beutel von Fell, in dem die verschiedensten Fußwurzelknochen von Schaf- und Antilopenarten, seltsam aussehende Steinchen und Holzstückchen lagen. Und um den Hals, in Schlangenhäuten verborgen, hingen tausend andere angebliche Zaubermittel.“ —

Die Ausrüstung der mongolischen und sibirischen Schamanen setzt sich aus ähnlichen Dingen zusammen: aus Eisen- und Metallstücken, vom verrosteten Schlüssel bis zur klimpernden Schelle; aus Leder geschnipselten Silhouetten aller möglichen Tiere, aus den Schnäbeln und Klauen von Geiern und Eulen, aus fremdartigen Gegenständen und Zaubermitteln aller Art, die an den zerfetzten Gewändern herabbaumeln und bei jeder Bewegung klirren und klappern. In den Händen werden phantastisch geschnitzte Zauberrasseln und mit mystischen Zeichen bemalte Trommeln getragen, die in Bewegung gesetzt werden, wenn die Beschwörer unter Ausstoßen schrecklicher Verwünschungen und Drohungen bei den Zuschauern den Glauben erwecken wollen, daß sie in einem schweren Kampf mit den bösen Geistern begriffen seien. —

Dem amerikanischen Maler George Catlin, der während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zahlreiche Indianerstämme Nordamerikas besuchte, verdankt man folgende im 6. Kapitel seiner weitverbreiteten „Illustrations of the Manners, Customs, and Conditions of the North American Indians“ enthaltene Beschreibung eines indianischen „Medizinmannes“, der über einem sterbenden Blackfoot-Indianer seine Künste versuchte.

„Ein schwerverwundeter Mann lag, mit dem Tode ringend, auf dem Boden. Um ihn standen mehrere hundert Menschen, um das Kommen des Medizinmannes zu erwarten und seinen geheimnisvollen Handlungen zuzuschauen. Bei seinem Nahen ging ein warnendes ‚Husch—sch!‘ durch die Menge, die eine schmale Gasse öffnete, um den Beschwörer durchzulassen.



Indianischer Medizinmann.
Nach einem Gemälde von George Catlin.

Grabesstille war eingetreten, so daß man das leise Klirren und Klappern der Gegenstände hören konnte, die an dem Gewand des Medizinmannes hingen.

Leser! Du magst über die Hexe von Endor gelesen, oder dir mit deiner Vorstellungskraft all jene Schreckgestalten, Gespenster, Dämonen und Furien ausgemalt haben, die jemals die Welt unsicher machten. Um aber einen wirklichen Begriff von der absonderlichen, grauenerweckenden Erscheinung dieses Beschwörers zu erlangen, müßtest du meine bildliche Darstellung, oder noch besser, das in meinen Besitz übergegangene Gewand desselben sehen, und zwar über dem Rücken einer Person, die es verstünde, all die Gestikulationen des Zauberers, seine Sprünge, sein Grunzen und den Lärm seiner Rassel nachzuahmen.

Sein Auftreten und seine Tracht waren folgendermaßen: er erschien in gebückter, schleichender Haltung mit langsamen, wiegenden Schritten. Sein Körper und der Kopf waren unter dem Fell eines gelben Bären verborgen, so daß der Kopf des Tieres ihm als Maske diente, während die ungeheuren, krallenbewehrten Tatzen über die Handgelenke und Beinknöchel herabhingen. In der einen Hand schwang er eine Rassel, in der anderen seine seltsame magische Lanze. Den Lärm der Rassel begleitete er mit dem schreckenerregenden Grunzen, Knurren und Brummen eines wütenden Bären; dazwischen ertönten in Kehllauten hervorgestoßene, an die guten und bösen Geister gerichtete Beschwörungen, dem im Todeskampf sich windenden Verwundeten beizustehen, über den er selber wiederholt hinwegsprang und den er nach allen Richtungen umherzerrte.

Das Gewand dieses Beschwörers zeigt ein Sammelsurium von allerhand absonderlichen Gegenständen aus dem Tierreich wie der Pflanzenwelt. Denn an dem Fell des gelben Bären hängen und bammeln Teile von allerlei Getier, das wegen seines fremdartigen Aussehens als ‚große Medizin', als zauberkräftig gilt: Häute von Schlangen, Fröschen und Fledermäusen; Schnäbel, Zehen und Schwänze von Vögeln; Hufe von Hirschen, Bergziegen und Antilopen; kurz, Teile, Abschnitte und Schwänzchen von nahezu allem Getier, das in diesem Teil der Welt schwimmt, fliegt, kreucht oder umherläuft. —

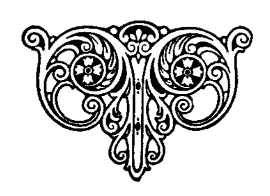
Solche Medizinmänner stehen überall in höchstem Ansehen, nicht bloß wegen ihrer tatsächlichen Kenntnisse in ärztlichen Dingen, sondern mehr noch wegen ihrer Geschicklichkeit in allerlei Zauberkünsten. Kein Stamm ist ohne solche Beschwörer, Wahrsager und Wundertäter, die man gleichzeitig auch Oberpriester nennen könnte, da sie alle religiösen Handlungen anordnen und leiten. Sie nehmen auch an allen Krieg wie Frieden betreffenden Beratungen teil und haben ihren Sitz neben dem Häuptling. Kurz, es wird keine öffentliche Handlung unternommen, ohne daß ihre Meinung eingeholt würde, der stets das größte Gewicht beigelegt wird." —

Ähnliche Schilderungen veröffentlichte der englische Bischof R. Caldwell im „Journal of the Anthropological Society of Bombay" (I, 101) über die sogenannten Teufelstänzer Südindiens.

„Solch ein Mensch zerfetzt seinen Körper, bis allenthalben Blut hervorbricht. Oder er preßt eine brennende Fackel gegen seine Brust. Oder er geißelt sich mit einer schweren Peitsche, worauf er das aus den Wunden quellende Blut schlürft. Dann ist es, als ob plötzlich neues Leben in ihn einströme. Seinen Schellenstab schwingend, beginnt er einen unsteten, wilden Tanz. Er schnaubt, brüllt und wirbelt wie ein Kreisel umher. Das ist der Augenblick, wo der Dämon, der Teufel Besitz von seinem Körper ergreift. wo ihm jede Äußerung, jede Regung unterworfen ist. Kein Zweifel ist möglich, angesichts so toller Sprünge und solch stierer Blicke. Die Zuschauer begrüßen das Eintreten solchen Zustandes mit langanhaltendem Geschrei. Verehren sie doch den Teufelstänzer nunmehr als eine unter ihnen erschienene wirkliche Gottheit. Sie drängen sich an dieselbe heran, um sie über ihre Leiden, von denen sie geplagt sind, über ihre Pläne für die Zukunft, über das Schicksal entfernter Angehörigen, kurz, über alles zu befragen, über das nur übernatürliches Wissen Aufschluß zu geben vermag." —

Daß viele Beschwörer bei ihrem Auftreten auch allerhand grausige Masken anlegen, wurde bereits erwähnt. Wohl die scheußlichsten werden von den Teufelsaustreibern Indiens, Tibets und Chinas benutzt: Masken mit furchtbar rollenden Augen und gewaltigen Mäulern voll grinsender Zähne, unter denen die Eckzähne gleich den Hauern eines Wildschweines drohend emporragen. Über der Stirn erhebt sich der Kopf einer Kobra, jener gefährlichsten aller Giftschlangen, deren Biß in wenigen Minuten unfehlbaren Tod herbeiführt.

Wer in den Ländern Asiens jemals einem jener öffentlichen Umzüge beiwohnte, die veranstaltet werden, wenn Cholera, Pest oder andere Seuchen wüten, wer dabei hunderte solcher maskierten Beschwörer den Prozessionen voranschreiten sah und ihre schauerlichen Flüche und Verwünschungen hörte, wird auch erkannt haben, wie sehr die abergläubische Menge von der vermeintlichen Macht dieser Teufelsaustreiber durchdrungen ist.



DIE SCHAMANEN ALS GAUKLER

Zweifellos verfügen die meisten Schamanen und Medizinmänner über mancherlei Kenntnisse und Erfahrungen in bezug auf die Behandlung offensichtlicher Wunden und gewisser Krankheiten: Sie verstehen im Kampf erhaltene Verletzungen und Knochenbrüche zu heilen, ja, auch die Bisse giftiger Schlangen und die Stiche bösartiger Insekten zu neutralisieren. Kranke, die an Rheumatismus leiden, werden gerieben und geknetet, oder der Medizinmann sucht das Übel durch Anblasen und Räuchern, oder durch Saugen zu entfernen. Dieser Methode befleißigte sich beispielsweise ein Zauberer, den der französische Forscher Crevoux bei den Roucouyenne-Indianern in Guyana beobachtete. Als demselben ein Kranker dargebracht wurde, nahm er eine brennende Zigarre, sog den Rauch mit einigen tiefen Zügen ein und blies ihn dann heftig gegen die schmerzenden Stellen. Dann wieder brachte er den Mund an diese Stellen, sog und blies und pustete mit vielem Eifer, um das Übel, das er so eingesogen hatte, zu vertreiben. Dieser ganze Hokuspokus dauerte volle zwei Stunden; darnach erteilte der Zauberer dem Kranken noch verschiedene Verhaltungsmaßregeln, die sich alle in dem einen Wort „Diät" zusammenfassen ließen.

Bei einer anderen Gelegenheit hatte derselbe Zauberer einen bereits in sterbendem Zustande befindlichen Mann vor sich. Hier galt es den Schein zu wahren. Obwohl der Fall hoffnungslos war, begann der Zauberer doch mit seinen Beschwörungen und zog sich, mit einem Bogen und Pfeil bewaffnet, in seine Hütte zurück. Als er nach einigen Minuten wieder zum Vorschein kam, zeigte er mit triumphierender Miene den nun mit Blut bedeckten Pfeil vor und erklärte, daß er den bösen Geist, der das unabwendbare Ende des Kranken verursachte, bestraft und getötet habe. (Globus XI, 274.)

Ähnliche Betrügereien wurden und werden seit uralten Zeiten von den Schamanen und Medizinmännern aller Völker verübt, um die abergläubischen Stammesgenossen von ihrer vorgeblichen Macht über die Geisterwelt zu überzeugen. Dabei führen sie allerlei Gaukeleien aus, die auf nichteingeweihte Zuschauer verblüffende Wirkung haben. Sie verstehen es, aus den schmerzenden Körperstellen erkrankter Personen allerhand gefährliche Gegenstände, wie spitzige Steine, Haare, scharfe Dornen, Schlangenzähne, Gräten, bös-

artig aussehende Käfer, Kröten oder Eidechsen herauszusaugen, die natürlich vorher im Munde oder in den Gewändern der Betrüger verborgen waren und nun ausgespuckt und triumphierend als die Urheber der Leiden vorgezeigt werden. Mit wütendem Geschrei werden dann diese Gegenstände schnell zur Hütte hinausgebracht, und unter Gebärden heftigen Abscheus zertreten.

Sicher ist, daß viele Schamanen und Medizinmänner beim Ausüben ihres Gewerbes auch mancherlei Entdeckungen machten, die sie als Geheimnisse streng bewahren oder nur gegen die Geheimnisse eines Berufsgenossen austauschen. Zu solchen Entdeckungen gehört beispielsweise die Kenntnis des Hypnotisierens, des tierischen Magnetismus und des Tischrückens.

Schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts beschrieb Carver von indianischen Medizinmännern ausgeführte spiritistische Produktionen. Einige ihrer hervorragendsten Männer hätten sogar mystische Gaben in bedeutendem Grade besessen, besonders das sogenannte „zweite Gesicht". Unbefangene Beobachter, wie Schoolcraft, erzählen, daß Indianer von ihren Medizinmännern durch Streichen mit den Händen in bewußtlosen Zustand versetzt wurden, oder nach einem Schlag vor die Brust regungslos niederfielen. Sargent und Professor Party fanden indianische Medizinmänner im Wigwam an einem plumpen Tisch sitzen, der Antworten durch Klopfen gab. Auch hatten dieselben sprechende und schreibende Medien.

Prinz Maximilian zu Wied berichtete in seinem hervorragenden Werk: „Reise in das innere Nordamerika II, 38" über den Medizinmann Mähsette Kuiuab: „Öfters hat derselbe ein kleines Zelt von Stangen mit Fellen und wollenen Decken überhängen und fest verschließen lassen, nachdem man ihm darin die Arme und Hände festgebunden und ihn gänzlich eingewickelt an einem Pfahl befestigte. Nach einer Weile hörte man in der Hütte die Trommel und die Zauberrassel erklingen; das ganze Zelt fing an zu zittern und zu wanken, man vernahm Stimmen von Bären, Büffeln und anderen Tieren, so daß die Indianer glaubten, der böse Geist sei herabgekommen. Öffnete man nachher das Zelt, so fand man den Beschwörer gebunden und befestigt wie zuvor, und er sagte aus, was er von den befragten Geistern erfahren habe. Nach den Versicherungen der Indianer wären seine Prophezeiungen stets eingetroffen, und es wäre verlorene Mühe gewesen, diese abergläubischen Menschen vom Gegenteil überzeugen zu wollen.

An anderen Stellen seines Werkes (II, 233—246; 270) berichtete derselbe Forscher, daß die Medizinmänner der Arikkara-Indianer bisweilen ganze Komödien aufführten. Einer ahmte, in eine mit Kopf und Klauen versehene Bärenhaut gehüllt, die Bewegungen und Stimme eines Bären so getreu nach, daß man hätte glauben können, einen wirklichen Bären vor sich zu haben. Er wurde angeschossen, so daß man deutlich die Schußwunde und

das fließende Blut sah. Dann fiel er nieder und starb. Doch als man dem Tier die Haut abzog, kam der Mann unverletzt hervor.

Bei einer anderen Vorstellung schlug man einem Menschen mit einem Säbel den Kopf ab. Der Körper blieb blutend liegen, erhob sich aber bald wieder und tanzte nach einer Weile lustig umher. Dann setzte man den abgehauenen Kopf verkehrt an seine Stelle, worauf der Mensch wieder tanzte, wobei der Kopf an seine richtige Stelle zurückkehrte. Ein dritter wurde mit einer Lanze durchbohrt, die man nach dem Stich zurückzog. Man rieb die heftig blutende Wunde mit der Hand, worauf die Wunde sich schloß und alles wieder in der alten Ordnung war. Man schoß Menschen nieder, so daß das Blut in Strömen floß. Aber nachdem man die Wunden mit der Hand gerieben hatte, lebten die Menschen wieder auf. Alle diese Gaukeleien wurden mit so großem Geschick ausgeführt, daß die meisten Zuschauer an diese Wunder glaubten.

Derselbe Forscher sah auch einen Medizinmann der Mandanen, der einen Schneeball in seinen Händen umherrollte, der sich in einen so harten Stein verwandelte, daß man an demselben Feuer schlagen konnte. Einen anderen Medizinmann konnte man nicht im Gesicht berühren, ohne daß ihm nicht gleich Nase und Mund bluteten.

Den Medizinmännern der Indianer stehen die asiatischen Schamanen keineswegs nach. Auch sie pflegen vor jedem öffentlichen Auftreten, vor jeder Heilung eines Kranken ihre Zuschauer durch allerhand Gaukeleien in Staunen zu versetzen. Sie geben vor, unempfindlich gegen alle körperlichen Schmerzen zu sein und simulieren während ihrer Beschwörungen geistige Verzückung. Ihrer Brust entringen sich unartikulierte Laute, sie vollführen gräßliche Sprünge, rollen schrecklich die blutunterlaufenen Augen, verzerren die Gesichter, fletschen die Zähne, zucken und schlagen um sich wie Wahnsinnige. Während dieser Ekstase vollführen sie dann allerhand schauerliche Handlungen, stoßen sich große Nadeln tief ins Fleisch, fügen sich mit haarscharfen Dolchen und Schwertern allerlei Beschädigungen zu, oder fressen giftige Skorpione und Schlangen.

Derartige, meist während der Ekstase ausgeführte Selbsttorturen spielen bei den Schaustellungen vieler Schamanen eine große Rolle. Sie geben vor, daß während dieser Ekstase oder Verzückung die Geister oder Götter Besitz von ihrem Körper ergriffen hätten und in sie gefahren seien, wodurch sie zum Ertragen aller möglichen Torturen fähig wären, ohne Schaden zu erleiden.

Von großem Interesse ist auch, was darüber der englische Missionar Lorimer Fison im Jahre 1898 unter den Fetischpriestern der Fiji-Insulaner beobachtete.

„Unter jedem auf den Fiji-Inseln wohnenden Stamme befindet sich

eine gewisse Familie, die allein sich des Vorzugs erfreut, zeitweilig von göttlichem Geiste erfaßt und erfüllt zu werden. Diese Eigenschaft ist in solchen Familien erblich und allen Mitgliedern gemeinsam, so daß irgendeines derselben von den Göttern für ihre Zwecke auserkoren werden mag. Ich habe solche Besitzergreifung beobachtet. Der Anblick war tatsächlich schrecklich. Bei einer Gelegenheit, nachdem der Anfall vorüber war, zuckten und hüpften die Nerven und Muskeln des nur mit einem Lendenschurz bekleideten Mannes in ganz außerordentlicher Weise. Es schien, als ob unter der Haut seiner Brust sich kleine Schlangen für einige Augenblicke hin und her bewegten, um dann zu verschwinden und plötzlich an einer anderen Stelle seiner Brust aufs neue zu erscheinen."

Um zu beweisen, daß das Feuer keinerlei Macht über sie habe und ihnen keinerlei Beschädigungen zufügen könne, nehmen solche Schamanen auch glühende Kohlen in die Hände und zeigen sie rings umher. Oder sie lecken an glühendem Eisen, oder wandern gar barfuß über Haufen glühend gemachter Steine hinweg. Derartige Proben von Unempfindlichkeit gegen Feuersglut sind vornehmlich bei den Schamanen der Fiji-Inseln, von Tahiti, Trinidad, Mauritius, Indiens und Japans beobachtet und häufig geschildert worden*). Am 20. Januar 1899 war Oberst Gudgeon, der britische Resident auf der Cook-Insel Raratonga, Augenzeuge eines solchen „Wunders", Viele Stunden lang hatte man ein großes Feuer auf einem Fundament von großen Steinen erhalten, und um 2 Uhr nachmittags, als die brennenden Holzkohlen beiseite gescharrt wurden, fand der Oberst die Steine so heiß, daß ein auf sie geworfener Zweig grünen Holzes in wenigen Sekunden aufflammte. Der eingeborene Priester schlug den Rand des Feuerraums dreimal mit seinem Zweig des Ti-Drachenbaumes, und dann ging er mit seinem Schüler langsam und bedächtig quer darüber hinweg. Der Schüler händigte einem anderen anwesenden Engländer, Mr. Godwin, seinen Zweig ein und sagte: „Ich übertrage dir meine ‚mana' (Kraft). Gehe mit deinen Füßen hinüber." Darauf gingen vier Weiße, unter denen sich auch Oberst Gudgeon befand, hinüber. Dieser schildert den weiteren Verlauf des Experiments folgendermaßen: „Ich wußte ganz gut, daß ich über rotglühende Steine ging, und ich konnte die Hitze fühlen, aber ich wurde nicht verbrannt. Ich fühlte etwas, das leichten elektrischen Schlägen ähnlich war, während der Zeit und auch nachher, aber das war alles." —

Ein ähnliches Geheimnis besitzen die Shintos von Japan. In dem Honshi-Shiaskukyo-Tempel im Bezirk Kanda, Tokio, findet jedes halbe Jahr eine Zeremonie des Feuergehens statt. Eine andere ebenso geheimnisvolle Lei-

*) Radloff, „Das Schamanentum und sein Kultus"; Grab, „Voyage to Greenland", 123; Egede, „Greenland", 183; Williams, „Fiji and the Fijians", I, 224; Tylor, „Primitive Culture", II, 120.

stung ist das „rubana“ oder die Probe mit kochendem Wasser. Dabei überfluten die Gläubigen sich buchstäblich mit Wasser aus Kesseln, die siedend heiß sind. Jedem anderen wäre die Haut verbrüht, aber auf den Körpern dieser Shintopriester erscheint auch nicht eine Blase. Die einzige Erklärung, die sie selbst geben, ist, daß sie den „Geist“ aus den Wassern ziehen und dieses dann unschädlich wird. —

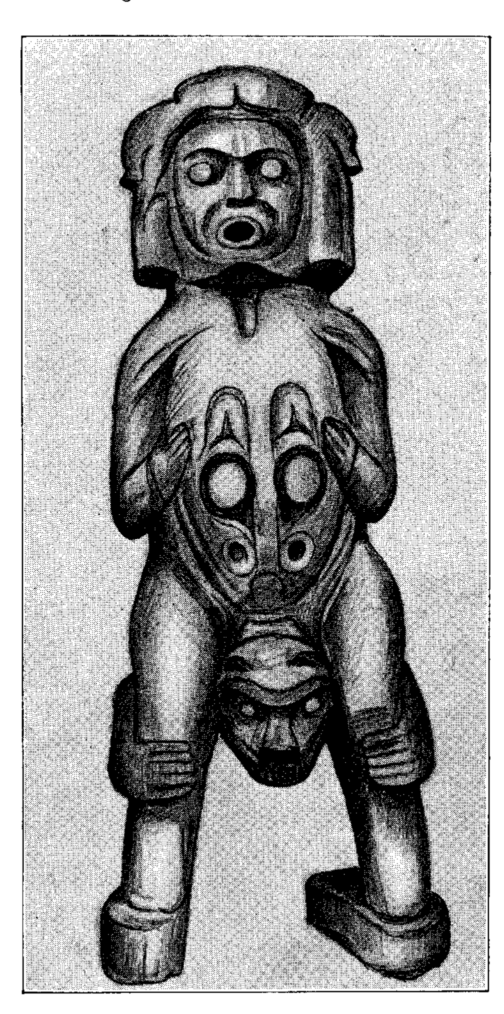
Daß bei solchen Schaustellungen vielfach allerhand geschickt ausgeführte Betrügereien unterlaufen, ist gewiß. Einer solchen kam der Amerikaforscher Rudolf Cronau während seiner mehrfachen Berührungen mit den „Hametzen“ oder Schamanen der in Britisch-Kolumbia wohnenden Indianerstämme auf die Spur.

„Während eines längeren Aufenthaltes unter denselben in den Jahren 1882 und 1883 war ich mehrmals Zeuge ihrer vielartigen Kunst gewesen. Auch hatte ich der anscheinenden Verbrennung eines lebendigen Schamanen beigewohnt, ohne aber die damit verbundene Täuschung erkannt zu haben. Diese wurde mir erst offenbar, als im Jahre 1885 der norwegische Kapitän Adrian Jacobsen eine Truppe von Bella-Coola-Indianern nach Europa brachte, wo sie in den Zoologischen Gärten von Leipzig, Dresden, Berlin und anderen Orten mancherlei Vorführungen ihrer heimischen Sitten und Bräuche gaben.

Unter dieser Truppe befanden sich auch mehrere Schamanen, von denen einer eines Tages verkündigte, daß er sich lebendig verbrennen lassen wolle. Diese Nachricht verfehlte nicht, eine große Menge von Zuschauern anzulocken. Das Schauspiel wurde abends vollzogen, nachdem die Dunkelheit hereingebrochen war. Dann erschien der Schamane in seinem phantastischen Kostüm, mit schwarzbemaltem Gesicht, und umkreiste, mit schauerlicher Stimme allerhand Beschwörungen ausstoßend, einen in der Mitte des Schauplatzes aufgetürmten Scheiterhaufen. Nachdem derselbe in Brand gesetzt worden, schritt er mehrmals langsam durch die Flammen, wobei sein Gesang immer unheimlicher erklang.

Als nun der Holzstoß in voller Lohe stand, entledigte sich der Schamane seines Mantels und seiner Zauberwerkzeuge und stieg vor den Augen der Zuschauer in einen herbeigeholten sargähnlichen Kasten, dessen fehlender Deckel durch ein Stück Segeltuch ersetzt wurde. Bevor dasselbe von den Helfershelfern des Schamanen mit einigen Nägeln befestigt wurde, tauchte der Schamane mehrmals bis zum halben Leibe aus dem Kasten hervor und stieß immer aufs neue seine Beschwörungen aus. Sie erklangen auch noch, nachdem die anderen Indianer den Kasten erfaßt und mitten in den flammenden Feuerbrand gestellt hatten. Man glaubte, die Stimme des Schamanen auch noch zu vernehmen, als ringsum neue Holzscheite aufgeschichtet wurden und der Kasten innerhalb derselben zu brennen begann. In feurigen

Fetzen flatterte das Segeltuch hinweg; aus allen Fugen des Behälters brachen Flammen hervor und nach einiger Zeit war von dem Kasten nichts übrig als brennende Trümmer, die sich gleich einem zusammenfallenden Dach über den deutlich sichtbaren Körper des Schamanen legten.



Geschnitzte Götzenfigur der Kwakiutl-Indianer. Im "Museum of the American Indian", Newyork.

Mit atemloser Spannung folgten die Zuschauer dem Vorgang; mit stillem Grausen weilten ihre Blicke auf dem verkohlten Schädel und den Gebeinen des Zauberers; aber wer beschreibt das sprachlose Erstaunen, als plötzlich die eigentümlich hohl klingenden Grabeslaute desselben weit hinter der den Schauplatz umringenden Menge ertönten und der Schamane gleich darauf unversehrt, seine Beschwörungsformeln ausstoßend und seine Zauberrassel schwingend, den Menschenwall durchschritt und alsbald in seinem Zelte verschwand!

Von den vielen, kopfschüttelnd heimkehrenden Zuschauern wußte keiner eine Lösung des Rätsels. Mir wurde dasselbe erst offenbar, nachdem ich von dem mir befreundeten Kapitän Jacobsen in das ganze Mysterium eingeweiht worden war und seiner Ausführung aus nächster Nähe zusehen durfte. Die Täuschung wurde bewerkstelligt, nachdem der Schamane in den Kasten gestiegen war, um welchen sich seine mit weiten Bastmänteln bekleideten Genossen und Helfershelfer im Halbkreis niederließen. Während mehrere Indianer das Segeltuch über den Kasten befestigten, verschwand der durch die Mäntel seiner Genossen verdeckte

Schamane ungesehen durch eine an der Seite des Kastens angebrachte Klappe in einen durch eine Planke geschickt verdeckten unterirdischen Gang, aus dem er unter Anwendung seiner Bauchrednerkunst noch für eine Weile seine Stimme ertönen ließ, nachdem der Kasten bereits dem Scheiterhaufen übergeben war und in Flammen stand. Durch den weit außerhalb des Zuschauerraumes in einem dichten Gebüsch mündenden Gang gelangte der Schamane dann wieder ins Freie. Die im Feuer liegenden Überreste waren die einer aus Knochen und Kürbissen zusammengesetzten lebensgroßen Puppe, die in der gleichen unauffälligen Weise von unten her in den Kasten geschoben wurde, als der Schamane aus demselben verschwand." —

Interessant ist auch der Bericht eines Afrikaforschers über mehrere Zauberer, die vor den Augen ihrer Stammesgenossen einen Götzen aus dem Boden erstehen ließen. Um diese Gaukeleien auszuführen, hatten sie während der Nacht ein Loch in den Boden gegraben, dasselbe mit trockenen Erbsen gefüllt und darüber ein hölzernes Götzenbild gestellt. Nachdem das Loch wieder aufgefüllt und alle Spuren sorgfältig verwischt worden waren, übergossen sie am folgenden Morgen, ehe die schaulustige Menge sich versammelte, den Platz mit Wasser. Währenddem nun die Zauberer ihre Beschwörungen und Anrufungen ertönen ließen, begannen die angefeuchteten Erbsen zu quellen und hoben das Götzenbild zum Staunen der Menge langsam aus dem Boden empor.

Manche Schamanen bedienten sich auch bereits redender Götzenbilder. Das in Neuyork bestehende „Museum of the American Indian" besitzt eine etwa fünf Meter hohe, aus einem mächtigen Baumstamm geschnitzte Figur, die von den auf Vancouver-Island lebenden Kwakiult-Indianern vor vielen Jahrhunderten angefertigt wurde. Auf der Rückseite ist diese Figur, die an der Rückwand der von den Schamanen für ihre Schaustellungen benützten Halle aufgestellt war, ausgehöhlt und bietet hinlänglich Raum für einen Menschen, der, selber ungesehen, durch die Mundöffnung der Figur als Gott an die in der Halle Versammelten sprechen konnte.

Auf welche Weise derartige Betrüger mit den ihnen anvertrauten zur Besänftigung der bösen Geister dienen sollenden Opfergaben verfahren, kann man unschwer aus einer Andeutung ersehen, die der holländische Geschichtschreiber Wassenaer zu Anfang des 17. Jahrhunderts über die in der Kolonie Neu-Niederland lebenden Sikanama-Indianer machte:

„Diese Indianer bringen mit allerlei Gegenständen und Gaben gefüllte Kessel nach einer in einem Hügel befindlichen Höhle, in dem Glauben, daß, wenn sie fortgegangen seien, Manitu, das ist der Teufel, in Gestalt einer großen Schlange komme, um die Kessel fortzuholen. So versichert wenigstens der Zauberpriester, der diese Opferzeremonie leitet." —

Noch deutlicher ist, was Franz Otto Koch über die Fetischpriester in Kamerun berichtete. In einem in der Leipziger „Gartenlaube“ enthaltenen Aufsatz „Zauberkunst und Götzendienst bei den afrikanischen Schwarzen“ schreibt er:

„In allen Fällen sind diese Fetischpriester raffinierte Kerle, die ihr Geschäft zu führen verstehen. Hat einer Appetit auf sein Leibgericht, so verkündet er dem Volk, daß der im Dorf aufgestellte allgemeine Fetisch, eine groteske Holzfigur, Hunger auf dieses Gericht habe. Selbstverständlich beeilt sich dann jeder Eingeborene, dem Herrn Götzen auf dem schnellsten Wege die gewünschte Speise mit der dazugehörigen Menge Schnaps vorzusetzen. In der Nacht kommt dann der Götzenpriester mit seinen Genossen, um das Essen und den Schnaps fortzuholen. Ist die Gesellschaft von den gelieferten Naturalien befriedigt gewesen, so werden die leeren Schnapsflaschen wieder neben den Fetisch gesetzt. Am anderen Morgen freut sich dann jung und alt gar gewaltig darüber, daß es ihrem lieben Götzen so gut gemundet hat.“



Maske eines singhalesischen Teufelsaustreibers.

SCHAMANEN UND FETISCHPRIESTER ALS BAUCHREDNER

Beim Durchführen ihrer Gaukeleien bedienen die Schamanen und Medizinmänner sich seit uralten Zeiten auch jener eigenartigen Fertigkeit, die man „Bauchredekunst“ nennt, die in Wirklichkeit aber mit dem Bauch nicht das geringste zu tun hat. Bei ihrer Ausführung werden vielmehr der Kehlkopf und das Gaumensegel in Anspruch genommen und beim Reden stark emporgezogen. Die Zunge rückt nach hinten, nur ihre Spitze ist beweglich. Die Stimmbänder befinden sich in gewöhnlicher Anlautstellung; da sie aber nur mit sehr geringem Luftdruck angeblasen werden, erhält die aus dem leichtgeöffneten Munde des Redners kommende Stimme einen eigentümlich fremden Klang. Da das menschliche Ohr in bezug auf die Herkunft von Schallwellen sehr unsicher ist, so gelingt es dem sogenannten „Bauchredner“ leicht, die Zuhörer zu täuschen, zumal er durch allerlei Fragen und fingierte Antworten in ihnen den Glauben erweckt, als unterhalte er sich mit einer an einer bestimmten Stelle verborgenen Person. Im Gespräch mit ihr läßt er seine gewöhnliche Stimme neben jener andersklingenden Bauchrednerstimme ertönen, wobei er gleichzeitig, bald hinhorchend, bald anredend, bald sich wegwendend die Aufmerksamkeit der Zuhörer von Stelle zu Stelle lenkt.

Diese wissenschaftlich „Ventriloquistik“ genannte Fertigkeit wurde bereits vor vielen Jahrtausenden von Schamanen und Zauberpriestern der verschiedensten, durch keinerlei Beziehungen miteinander verbundenen Naturvölker ausgeübt. Dafür finden sich in alten Chroniken wie in den Werken vieler moderner Forscher die mannigfaltigsten Belege.

Eine besonders wichtige Rolle spielte die Ventriloquistik bei der Toten- und Geisterbeschwörung, die von den Wundermännern und Wunderfrauen des Altertums zu einer Kunst ausgebildet wurde, daß selbst die heutigen Beherrscher derselben wenig Neues mehr bringen konnten. In der Bibel ist wiederholt von solchen Zauberern die Rede, deren „murmelnde, gedämpfte Stimmen klangen, als ob sie aus der Erde sprachen“ (Jesaias 29, 4). Wohl die bekannteste solcher Beschwörungen ist im 28. Kapitel des I. Buches Samuelis erzählt. Daselbst wird der Besuch des Königs Saul bei der Wahrsagerin zu Endor geschildert, die auf Verlangen des Königs den Geist Samuels heraufsteigen und zu ihm reden ließ. Eine aufmerksame Lektüre

dieser Erzählung ergibt, daß Saul von dem Weibe durch ein sehr geschicktes Bauchrednerkunststück getäuscht wurde. —

Von großem Interesse sind auch die Aufzeichnungen Hans Stades, eines deutschen Landsknechts, der während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts nach Brasilien verschlagen wurde, dort in die Gefangenschaft der Tupi-Indianer geriet und bei denselben unter der beständigen Gefahr, gefressen zu werden, ein volles Jahr verweilen mußte.

Die Geschichte seiner Irrfahrten erschien im Jahre 1556 zu Frankfurt am Main unter dem Titel: „Wahrhaftig Historia und Beschreibung einer Landtschafft der wilden, nacketen, grimmigen Menschenfresser-Leuthen, in der Neuen Welt America gelegen.“ —

Die uns interessierende Stelle dieses jetzt äußerst seltenen Buches lautet: „Diese Wilden glauben an ein Ding, das wechst wie ein Kürbis, ist so groß wie ein halb Maß-Düppen. Ist innen hohl, stecken ein Stecklein dadurch, schneiden ein Löchlein darein und thuen kleine Steinlein darein, daß es rasselt. Rasseln damit wann sie singen und tantzen und heißen es Tammaraka. Ein jeder des Mannsvolkes hat sein eignes; etliche sind unter ihnen, welche sie heißen Paygi (hier sind die Zauberpriester und Medizinmänner des Stammes gemeint), werden unter ihnen geachtet gleich wie hier die Wahrsager. Dieselben ziehen des Jahres einmal durchs Landt in alle Hütten und geben für, wie daß ein Geyst bei ihnen gewesen, welcher weit her von fernen Örtern kommen were, hätte ihnen Macht geben, daß alle Rasseln, Tammaraka, welche sie wollen, sollen sprechen und Macht bekommen; denen wo darum bitten, soll es gewährt sein. Ein Jeder will haben, daß in seine Rassel die Gewalt komme, machen ein großes Fest mit trinken, singen und Weißsagen, halten viel seltzamer Ceremonien. Darnach bestimmen die Wahrsager einen Tag in einer Hütten, welche sie ledig machen; müssen keine Weiber oder Kinder darinnen bleiben. Dann gebieten die Wahrsager, daß ein Jeder sein Tammaraka rot vermale, mit Federn schmücke und dahin komme, so wolle er ihnen die Gewalt überliefern, daß sie sprechen sollen. Darnach kommen die Leuten in die Hütten, die Wahrsager setzen sich oben an und haben ihre Tammarakas bei sich in der Erde stecken. Dabei stecken die anderen ihre auch. Ein Jeder gibt den Wahrsagern Geschenke, welches sind Flitschpfeile, Federn, Dinge, die sie an die Ohren henken, auf das ja seines Tammaraka nit vergessen werde. So nimbt nun der Wahrsager ein Jedem sein Tammaraka sonderlich und bereuchert es mit Kraut, welches sie Bittin nennen. Darnach nimpt er die Rassel hart vor den Mundt und rasselt mit und sagt zu ihm: ‚Nee Kora, nun rede und laß dich hören, bist du darinnen?‘ Dann redet er kleinlich und gerad ein Wort, das man nicht merken kann, ob es die Rassel thu oder ob der Wahrsager. Und das Volk meint, die Rassel thu es. Aber der Wahrsager thuts selbst. So thut er mit allen Rasseln, einer

nach der andern. Ein Jeder meinet dann, daß seine Rassel große Macht bei sich hab. Wenn nun der Wahrsager aus allen Rasseln Götter gemacht hat, so nimpt ein jeder sein Rassel hin, heißt sie lieber Sohn, machet ihr ein eigen Hüttlein, da es innen stehet, setzt ihm essen vor, begert von im alles, was im von nöten ist, gleich wie wir den wahrhaftigen Gott bitten. Wie ich den Betrug der Weissager sahe, welche die Dinger sollten sprechen machen, ging ich zur Hütten hinaus, dachte: ‚Welch ein armes verblentes Volk ist das!'" —

Daß die dem gewöhnlichen Volk ganz unbekannte Bauchredekunst von manchen Zauberern als ein Mittel angewendet wurde, um allzu Neugierige fernzuhalten, ist aus den Schilderungen E. D. Penyssenaeres über seine Reisen und Forschungen im Gebiet des Weißen und Blauen Nils zu ersehen. Er schreibt daselbst:

„Ein Zauberer der Dinka-Nation machte sich durch seine außerordentliche Geschicklichkeit in der Bauchredekunst zum reichsten Mann des Kie-Stammes. Er hielt nämlich in seiner Wohnung einen Käfig, aus dem gleichzeitig das Gebrüll von Löwen und das Geheul von Hyänen erscholl, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden waren. Er gab seinen Stammesgenossen zu verstehen, daß diese Bestien sein Haus bewachten und jeden anfallen und zerreißen würden, der es wage, seine Hütte zu betreten. Die Furcht, welche er dadurch seinen Stammesgenossen einjagte, war einfach unbeschreiblich. Von allen Seiten wurden ihm Ochsen als Geschenke zugebracht, so daß seine Herden die größten des ganzen Landes waren. Ein anderer solcher Beschwörer hielt einen gezähmten Löwen und vier große Schlangen, die vor dem Eingang zu seiner Wohnung schliefen, zum großen Staunen der Stammesgenossen, die das friedliche Verhalten der Tiere der Zauberkunst des Gauklers zuschrieben. Aber dieser wirkliche Löwe verursachte nicht halb so viel Angst, als der in der Einbildung vorhandene, woraus gefolgert werden kann, daß Bauchredekunst bei diesen Völkern noch größere Macht verleiht als die Kunst des Löwenbändigers." —

Der Franzose Dr. Crevaux*) beobachtete bei den Apalai-Indianern in Guyana einen Zauberer, der in einem kleinen käfigartigen Verschlag allerlei Manöver vollführte und dabei die verschiedensten Tierstimmen gellend und unermüdlich nachahmte: das Geheul eines Leoparden, das Zischen der Schlangen, das Pfeifen der Affen, das Schreien der Eulen und anderer Vögel.

Am häufigsten angewendet wird die Bauchredekunst von den Schamanen Sibiriens dann, wenn sie gerufen werden, um aus den Wohnstätten oder den Körpern erkrankter Personen die als Urheber alles Elends betrachteten bösen Geister zu verscheuchen. Zu diesen Übeltätern zählen bei vielen wilden und

*) „Globus", Band 40, S. 274; „Le Tour du Monde".



Ein sibirischer Schamane.
Nach einer Photographie.

halbzivilisierten Völkern auch die Seelen der Verstorbenen, die gleichfalls als unheilbringend für die hinterbliebenen Angehörigen und Verwandten gelten.

So herrscht unter allen sibirischen und mittelasiatischen Völkern der Glaube, daß die Seelen der Verstorbenen als Gespenster durch die Lüfte umherschwärmen, über die Schneefelder schweben, oder in Wäldern, Felsklüften und Abgründen hausen, stets bereit, die noch Lebenden mit sich in den Tod zu ziehen. Da ist es dann die Aufgabe des Schamanen, die Hinterbliebenen vor Schaden zu bewahren und die Toten durch reichliche Opfer zu besänftigen.

Gilt es eine dieser einträglichen Handlungen zu verrichten, so bemüht der Schamane sich zunächst, den Auftraggeber in dem Glauben zu bestärken, daß sein Heim, seine Familie oder sein Vieh tatsächlich von bösen Geistern oder den Seelen der Abgeschiedenen bedroht sind. Selbstverständlich müssen diese sich vernehmen lassen und den Beschwörungen und Drohungen des Schamanen scheinbaren Widerstand entgegensetzen. Beim Durchführen solcher Täuschungen bedienen die Beschwörer sich nun der Bauchrednerei, indem sie die Stimmen der Geister aus den Körpern der erkrankten Personen, aus den Winkeln der Hütte, aus dem Rauchfang, oder tief aus der Erde heraus ertönen lassen.

Mit welchem Geschick manche Beschwörer dabei verfahren, ergibt sich aus einer Schilderung, die der durch seine Forschungen in Sibirien berühmte Dr. Wilhelm Radloff in seinem „Tagebuch eines reisenden Linguisten" niederlegte. Es handelte sich dabei um die durch einen kirgisischen Schamanen vollzogene Reinigung eines Zeltes von der Seele einer Verstorbenen. Dem Glauben der Kirgisen zufolge verweilt die Seele eines Toten gern noch einige Zeit im Zelt, wird aber den überlebenden Familiengliedern gefährlich, indem sie das eine oder andere ins Totenreich nach sich zieht. Aufgabe des Schamanen ist es nun, die Seele zum Verlassen des Zeltes zu zwingen und in das Totenreich zu treiben. Diesen Vorgang beschreibt Radloff mit folgenden Worten:

„Als es anfing dunkel zu werden, tönten in einiger Entfernung der Jurte oder Zelthütte die dumpfen Schläge der Schamanentrommel. Ich trat an die Tür und sah, wie der Schamane in gemessenen Schritten, seine gleichmäßigen Gesänge ausstoßend, das Zelt umkreiste und von Zeit zu Zeit stark gegen die Trommel schlug. Allmählich wurden seine Kreise enger und enger, bis er endlich dicht an der Jurtenwand entlang schritt und zuletzt durch die Tür in die von dem brennenden Feuer hellerleuchtete Jurte trat. Jetzt näherte er sich dem Feuer, hielt die Trommel nach allen Richtungen über dasselbe, so daß der Rauch die Innen- und Außenseite bestrich. Dann setzte der Schamane sich feierlich zwischen Tür und Feuer nieder und begann



Ein sibirischer Schamane.
Nach einer Photographie.

einen eintönigen schnarrenden Gesang, der immer leiser und leiser wurde, bis er zuletzt in ein wimmerndes Klagen und Flüstern überging. Nun erhob sich der Schamane vorsichtig und schritt mit schleichendem Gange in der Jurte rund um das Feuer, rief den Namen der vor einigen Wochen verstorbenen Frau des Hausbesitzers und wandte den Kopf nach allen Seiten, gleichsam als ob er die Gerufene suche. Zuweilen sprach er mit Fistelstimme, indem er die Stimme der Verstorbenen nachahmte, die ihn wimmernd anflehte, sie bei den Ihrigen zu lassen. Sie fürchte sich vor dem Weg ins Totenreich, der so endlos weit sei, daß sie ihn allein nicht zurücklegen könne. Sie möchte so gern bei ihren Kindern bleiben. Aber unbarmherzig drängte der Schamane sie durch die Macht seiner Trommel von einer Ecke der Jurte in die andere. Erst nach langem Drängen gelang es ihm, die Seele der Verstorbenen zwischen Trommel und Trommelschlegel zu fassen und sie so gegen die Erde zu drücken. Sein Gesang tönte jetzt immer lauter und heftiger, wurde aber noch immer von dem leisen Wimmern der Festgehaltenen unterbrochen.

Jetzt kehrte der Schamane seine Zaubertrommel mit der Vorderseite zur Erde und schlug so, daß die Schläge dumpf und hohl tönten, als ob sie tief aus der Erde hervordrängen. Auch der Gesang wurde immer dumpfer und nahm zuletzt einen gurgelnden Ton an; denn der Schamane trat jetzt mit der Seele den Weg zur Unterwelt, dem Totenreich, an. Immer leiser wurde der Gesang und ging zuletzt in ein kaum hörbares Geflüster über. Mit einem heftigen Schlag zeigte der Schamane endlich seine Ankunft beim Totenreich an. Nunmehr begann eine Unterredung mit den daselbst sich befindenden Seelen früher verstorbener Verwandter, zu denen der Schamane die Tote brachte. Dieselben verweigerten der neuen Seele die Aufnahme. Der Schamane suchte sie zu überreden, er bat und flehte. Alles vergebens. Da ergriff er eine Branntweinflasche und kredenzte den Toten das Lebenswasser. Sie nahmen es freudig an; es entstand ein buntes Gewirr von allerhand Stimmen, die allmählich einen mehr und mehr lallenden Ton annahmen, da das Lebenswasser, der Branntwein, wirkte. Die Toten sangen und jauchzten, und nun gelang es dem Schamanen, die neue Seele bei ihnen einzuschmuggeln. Jetzt wurde der Gesang des Schamanen immer stärker, da er das Totenreich verließ und sich wieder der Oberwelt näherte. Oben angelangt, sprang er plötzlich auf und geriet in heftige Verzückungen. Der Gesang ging in ein wildes Schreien über, wobei der Schamane in grotesken Sprüngen in der Jurte umhertanzte, bis er zuletzt in Schweiß gebadet bewußtlos zur Erde sank.“ —

Wie Radloff weiter berichtet, machte die wilde Szene bei der magischen Beleuchtung des Feuers einen so mächtigen Eindruck auf ihn, daß er den Schamanen mit den Augen verfolgte und ganz und gar die Umgebung ver-

gaß. Man wird ihm glauben, wenn er versichert, daß auch die Bewohner der Jurte aufs tiefste erschüttert waren. Ihre Pfeifen waren zur Erde gesunken und es herrschte wohl eine Viertelstunde tiefe Stille. —

Die Szene im Totenland wird übrigens von verschiedenen Schamanen mit allerhand Variationen vorgetragen, und zwar so, als ob es ihnen nicht immer sofort gelinge, den Toten ins Geisterreich einzuschmuggeln. Es wird dargestellt, als ob die Seele dem Schamanen entfliehe und zur Jurte zurückkehre, wohin ihr dann der Schamane folgt, um die Jagd und Beschwörung aufs neue zu beginnen. Wollen die Geister der Seele den Eintritt ins Totenreich durchaus nicht gewähren, so ruft der Schamane den Wassergott Jagyk Kan zu Hilfe, so daß die lustige Zechszene im Totenreich plötzlich durch das Andringen von Wogen unterbrochen wird. Dann beginnt ein allgemeiner Wirrwarr, ein wildes Durcheinanderlaufen. Die Toten schreien anscheinend um Hilfe, jammern und weinen, währenddessen der Schamane die Seele glücklich ins Totenreich einführt. Für seine vielen Mühen empfängt der Betrüger reiche Bezahlung. —



Zeichnung auf einer Schamanentrommel der Indianer Alaskas.

Als der berühmte Polarforscher Vilhjalmar Stefansson eines Tages einem Eskimo-Freunde erzählte, daß die Weißen Fernrohre hätten, durch die sie die Gebirge auf dem Mond erkennen könnten, war er erstaunt, von dem Eskimo die Frage zu hören, ob denn noch kein weißer Mann auf dem Monde gewesen sei? Er selber wisse auf dem Mond vollkommen Bescheid; denn die Schamanen seines Stammes reisten gar oft dorthin und brächten genaue Kunde zurück. Durch näheres Nachforschen konnte Stefansson feststellen, daß im Winter die „Reise des Schamanen nach dem Mond" eine häufige Unterhaltung sei: Ja, er durfte einer solchen merkwürdigen Zeremonie selber beiwohnen. Dieselbe vollzog sich in einer geräumigen Hütte, in der die Bewohner des Dorfes tief unten auf Bänken sitzend versammelt saßen, während der Schamane oben am Dach, in der Nähe des einzigen Fensters, nur mit Kniehosen bekleidet, saß. Dort banden ihn mehrere

Männer mit Stricken fest. Nun wurde der Raum völlig dunkel gemacht, außerdem mußten alle Anwesenden während des Vorganges die Augen fest schließen. Jetzt ließ der Schamane ein Seil, an das ein Stein gebunden war, umherschwirren. Zugleich begann er einen magischen Gesang: „Ich fühle mich nicht so schwer wie sonst. Mir ist, als säße ich nicht fest auf der Erde. Ich werde so leicht wie eine Feder!" Und während er unbeweglich auf seinem Platze saß, sprach er wie ein Bauchredner, als wenn es aus der Höhe käme: „Jetzt erhebe ich mich; nun fliege ich schon; nun schneller und schneller..."

Das Surren des Seiles, die geheimnisvollen Fisteltöne des Mannes schufen eine phantastische Stimmung; schon hallten seine Worte ferner und ferner: „Jetzt schwebe ich hoch über euren Köpfen, jetzt fliege ich in den Wolken..."

Die Stimme verschwamm mehr und mehr und schließlich flüsterte sie nur noch, wie aus unermeßlicher Weite kommend. Nun erlebte der Schamane alles mögliche auf dem Monde, und er unterhielt sich mit dem Mann im Monde und seiner Frau über Jagd und Ernteaussichten. Unterdessen saß die Versammlung in tiefstem Dunkel und tiefstem Schweigen, bis nach einer halben Stunde oder mehr man ganz leise die Stimme des Mondreisenden wieder hörte: „Nun fliege ich durchs Fenster. Nun komme ich wieder auf den Boden. Jetzt öffnet eure Augen und zündet die Lampen an!" Den Höhepunkt der Versammlung bildeten darauf die Erzählungen des Schamanen, dessen Phantasie sich in die kleinsten Einzelheiten erging, während die Zuschauer andächtig lauschten. —

Auch bei den so konservativen Chinesen, bei denen noch heute der Ahnenkult herrscht, wird die Bauchrednerkunst vom Priestertum noch vielfach angewendet, vornehmlich wenn es sich darum handelt, die Toten sprechen zu lassen. Witwen bilden den Hauptprozentsatz der Kundschaft dieser Betrüger. Verlangt eine solche Witwe in Verkehr mit ihrem verstorbenen Gatten zu gelangen, so bedienen die priesterlichen Zauberer sich vielfach einer kleinen Statuette, die sie angeblich mehrere Wochen hindurch dem Tau aussetzen, damit sie sich während dieser Zeit mit dem Geist des Verstorbenen durchtränke. Wird nun während der Konsultation an diese Statuette eine Frage gestellt, so drückt der Zauberer sie gegen seinen Magen, worauf alsbald in dumpfen Grabeslauten — denn so ist die Stimme der Toten — eine Antwort erfolgt. Alsbald entspinnt sich zwischen dem Geist des Toten und der um Rat Fragenden eine lebhafte Unterhaltung, während welcher der Zauberer die Statue der Fragenden auch manchmal in die Nähe des Ohres hält. Die Unterhaltung wird dann in derselben Weise fortgeführt. Die Täuschung der Gläubigen ist vollkommen, beruht sie doch auf dem religiösen Glauben, daß die Geister der Toten erweckt werden können, und daß sie wirklich mit dieser sonderbaren Stimme sprechen, die den Toten eigen ist.

DIE SCHAMANEN ALS REGENMACHER UND WETTERVERTREIBER

Seit uralten Zeiten spielt im Dasein und Glauben der Menschen der Regen eine überaus wichtige Rolle. Besonders bei solchen Völkern, deren Wohnsitze häufig von Perioden anhaltender Trockenheit betroffen werden, die sich in manchen Teilen Afrikas, Asiens und Australiens mitunter über ein, zwei oder gar drei Jahre erstrecken. Dann verwandeln sich jene Länder in vollkommene Wüsten. Kein Tropfen Regen fällt. Die Flüsse versiegen, das Gras verdorrt, das Vieh verdurstet, und die braunroten Steppen sind mit vertrockneten Leichen besät. Es ist in solchen Zeiten entsetzlicher Dürre, wo den Fetischpriestern „der Weizen blüht", wo sie zu hochbezahlten „Regenmachern" werden, die vom geängstigten Volk bestürmt werden, durch ihre Anrufungen und Beschwörungen die Götter zu veranlassen, den allbelebenden Regen herabzusenden.

Einen solchen erfolgreichen Regen- und Wettermacher lernen wir beispielsweise in der Person des im 1. Buch der Könige, Kap. 17 und 18 geschilderten Elia kennen, des gleichen umherziehenden Magiers und Wundertäters, der, dem 2. Buch der Könige, Kap. 2 zufolge auch während eines Unwetters in einem feurigen Wagen gen Himmel gefahren sei. — In seinem Buch „The Uganda Protectorate" (II, 779, 851) äußerte Sir H. Johnston sich über solche Regenmacher folgendermaßen:

„Unter den am Oberen Nil wohnenden Stämmen beruht das Ansehen der Wundertäter vorwiegend auf ihrer angeblichen Macht, Regen erzeugen zu können. Denn Regen bedeutet für die Bewohner dieser Gegenden alles. Sein Ausbleiben zur nötigen Zeit hat stets unbeschreibliches Ungemach zur Folge. Kein Wunder, daß manche Kerle, die schlauer als ihre Stammesgenossen sind, deren Einfältigkeit ausnützen und vorgeben, imstande zu sein, Regen zu erzeugen. Sie schlagen ihre Wohnstätten stets auf den Hängen hoher Berge auf. Wohl wissend, daß Berge die Wolken anziehen, sind sie darum in ihren Wetterprophezeiungen ziemlich sicher."

In seinem Buch „Mit Emin Pascha im Herz von Afrika" (Berlin 1894, p. 778) schrieb F. Stuhlmann:

„Ist in einem Distrikt der Regen seit langer Zeit ausgeblieben und wünscht man ihn des Säens wegen herbei, so wenden sich die Eingeborenen unter

Darbringung eines Geschenkes von Schafen, Ziegen, oder in dringenden Fällen von Rindern oder eines Mädchens an den betreffenden Magier, und dieser verspricht, falls die Gabe ihm genügend erscheint, für Regen zu sorgen. Er verlangt jedoch eine Vermehrung der Geschenke, falls sie ihm zu gering scheinen. Bleibt nun der Regen trotzdem einige Tage aus, so gibt dies dem Zauberer Gelegenheit, neue Geschenke zu verlangen, weil vermutlich die Geringfügigkeit der gebotenen Gaben das Eintreten des Regens verzögerte. Sind dann endlich genügende Geschenke eingetroffen, so geht die Regenmacherei folgendermaßen vor sich: ein eiserner Topf wird in den heißen Sand, mitten in die Sonne gesetzt; in ihn werden die Regensteine gelegt, die jeder Regenmacher besitzt, nachdem sie zuvor mit Fett und Butter gesalbt wurden. Die Steine bestehen in zwei talergroßen Scheiben; die eine aus weißem Quarz wird als ‚männliche' bezeichnet, die andere bräunliche als ‚weibliche'. Unter allerhand Hokuspokus bringt der Regenmacher nun kaltes Wasser aus seiner Hütte und gießt dieses über die Steine, so daß sie etwa drei Finger hoch bedeckt werden. Schäumt das Wasser auf, so ist der Regen nah, und jedermann geht vergnügt nach Hause; bleibt es aber ruhig, so ist der Regen noch fern und der Regenmacher verlangt weitere Geschenke.

Das Geschäft des Regenmachens ist übrigens oft mit großen Unannehmlichkeiten verbunden. Wenn nämlich der Regen trotz aller Bemühungen ausbleibt, die Saaten auf den Feldern immer dürrer werden, werden auch die Forderungen der Bewohner immer dringender. Mißglücken auch weitere Versuche, so wird der Regenmacher oft getötet. Die ihm auferlegten Qualen bestehen gewöhnlich darin, daß man den glattgeschorenen Kopf des angebundenen Mannes mit Honig bestreicht und ihn der glühenden Sonne aussetzt, ohne daß er sich der herzufliegenden Bienen und andrer Insekten erwehren kann. Manchmal gräbt man ihn auch bis an den Hals in Erde ein und setzt dann nur den Kopf der Sonne aus. Oder er wird nachts überfallen, seiner Habe beraubt und vertrieben, manchmal auch getötet." —

Auch Dudley Kidd gibt über die wahren Beweggründe der Regenmacher Aufschluß, indem er in seinem Buch „The Essential Kafir" (London 1904, p. 114) schreibt:

„Diese Regenmacher üben über ihre Stammesgenossen einen außerordentlichen Zwang aus. Sie drohen, den Himmel zu verschließen, falls dieselben ihren unverschämten Forderungen nicht Genüge leisten." —

Welcher Methoden die Regenmacher sich bedienen, um im Volke den Glauben an ihre Macht über das Wetter zu erhalten, ist aus einer in „Ratzels Völkerkunde" (Band I, 300—303) wiedergegebenen Schilderung des Missionars Robert Moffat*) zu ersehen. Durch eine mehrjährige Dürre geängstigt,

*) Missionary Labours and Scenes in South-Afrika, London 1842.

luden die in Südafrika wohnenden Betschuanen einen berühmten Regenmacher, der 200 englische Meilen entfernt bei dem Stamme der Bahurutse wohnte, ein, den nötigen Regen herbeizuzaubern. Durch große Versprechungen gelang es,



Ein Regenmacher der Basuto.
Nach Ratzels Völkerkunde.

den Mann zum Kommen zu bewegen. Ehe der Zauberer das Dorf betrat, sandte er an dessen Bewohner den strengen Befehl, ihre Füße zu waschen. Kaum war dieser Befehl erlassen, als jedermann zum Fluß eilte, um das Gebot des mächtigen Mannes zu erfüllen. Inmitten der lautlos horchenden Menge verkündete er dann, daß in diesem Jahre die Weiber nicht in den

Tälern, sondern auf den Bergen säen und pflanzen müßten, da die Täler durch den von ihm heraufbeschworenen Regen überschwemmt werden würden. Dann erzählte er ihnen prahlerische Geschichten, wie er den Wolken geboten habe, sich über den Ortschaften der Feinde seines Volkes zu entleeren und sie zu verwüsten, wie er den Marsch mächtiger Heere verhindert habe, indem er Regengüsse fallen ließ, die zu reißenden Strömen wurden, die sie nicht zu überschreiten vermochten. Alles ward als reinste Wahrheit hingenommen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich der Ruhm des Regenmachers über das ganze Land, und die Häuptlinge der Nachbarstämme kamen, um ihm ihre Ehrfurcht zu erweisen. Trotzdem sich die Verheißungen des angeblichen Zauberers in keiner Weise erfüllten, wußte er doch seine Betrügereien mit großer Fertigkeit weiterzuspielen. Wenn irgendwo Gewölk aufstieg, befahl er den Weibern, weder zu säen, noch zu pflanzen, damit ihre Saaten nicht fortgeschwemmt würden. Dann wieder verlangte er, daß man ihm gewisse Kräuter sammle, worauf die Dorfbewohner auszogen und beladen mit den gewünschten Pflanzen unter frohen Gesängen zurückkehrten. Mit diesen Pflanzen zündete er auf den Gipfeln der Hügel große Feuer an, deren Rauch sich weithin verbreitete. Er tat das mit Vorliebe um die Zeit des Neu- und Vollmondes, wo Witterungsveränderungen ohnehin nicht selten eintreten. Trotzdem alle diese Bemühungen erfolglos waren, blieb der Glaube an die Macht des Zauberers unerschüttert. Endlich fiel eines Tages ein kleiner Regenschauer, worauf einer der Dorfältesten eilig in das von dem Zauberer bewohnte Haus lief, um ihm seine Freude auszudrücken. Aber wie groß war sein Staunen, als er den Zauberer, den er in voller Arbeit glaubte, so fest schlafend fand, daß er gar nichts von dem fallenden Regen gehört hatte. Zum Glück für ihn war sein Weib eben dabei, einen Sack auszuschütteln. „Siehst du nicht, wie mein Weib Regen ausschüttet, so rasch sie kann?“ rief der schlaue Regenmacher. Diese Antwort genügte, um im ganzen Dorf die frohe Kunde zu verbreiten, der mächtige Mann habe den Regen aus einem Sack ausschütteln lassen. Als nach diesem Schauer wiederum Trockenheit eintrat, klagte er, daß es im Dorf einige schlechte Leute geben müsse, die seine Gebote unbeachtet ließen. Und als man ihn inständig bat, weitere Versuche anzustellen, rief er aus: „Ihr habt mir nur Ziegen und Schafe gegeben, darum kann ich auch nur Ziegenregen machen. Gebt mir einige fette Schlachtochsen, so will ich euch Ochsenregen sehen lassen!“ Aber obgleich auch diese geliefert wurden, wollte kein Regen kommen. Nun ließ der Zauberer sich mehrere große Gefäße voll Wasser geben, in das ein Aufguß irgendwelcher Knollen geschüttet wurde. Darauf mußten alle Männer des Ortes an dem Zauberer vorüberschreiten, der jeden mittels eines Zebraschwanzes mit dieser Flüssigkeit bespritzte. Da noch immer der ersehnte Regen nicht kommen wollte, so griff der Zauberer nun zu Mitteln,

die ihm Zeit gaben. Er behauptete, das Herz eines Löwen für seine Beschwörungen nötig zu haben. So schwer diese Forderung war, wurde auch sie erfüllt, worauf der Zauberer auf einem Hügel ein Feuer anzündete, mit erhobener Hand die Wolken herbeirief und ihnen unter heftigem Speerschütteln mit seinem Zorn drohte, wenn sie nicht folgen sollten. Die Bevölkerung war außerordentlich erstaunt, als auch jetzt noch kein Regen fiel. Noch ein Mittel kam jetzt an die Reihe, das bei der bekannten Furcht vor Toten einen tiefen Eindruck auf die Phantasie dieser Neger machen mußte. Der Zauberer befahl nämlich, den Leichnam eines vor mehreren Wochen Verstorbenen wieder auszugraben, zu waschen und wieder aufs neue zu beerdigen. Gegen die Erwartung des Zauberers wurde auch dieses Gebot vollzogen, wenn auch mit Furcht und Abscheu. Aber als auch dieses und verschiedene andere in Anwendung gebrachte Mittel keinen Regen herbeizauberten, stieg die Wut des enttäuschten Volkes ebenso hoch, wie vorher die Verehrung. Sicherlich hätte die Laufbahn des Betrügers mit gewaltsamem Tod geendigt, hätte der Missionar ihn nicht aus den Händen der Wütenden befreit. Übrigens wurde er dennoch später bei den Bamangketsi getötet. Moffat schloß seine Schilderung mit der Bemerkung, es sei eine bezeichnende Tatsache, daß solche Regenmacher niemals eines natürlichen Todes stürben. Es gebe kaum einen Stamm, dessen Männer nicht ihre Hände in das Blut solcher Betrüger getaucht hätten, welche sie zuerst anbeten, dann verfluchen und zuletzt töten. —

Die höchst ergötzliche Schilderung eines ebenso fruchtlosen Wettstreites zwischen einer ganzen Anzahl indianischer Regenmacher gab Catlin im 19. Brief seiner „Illustrations of the Manners, Customs and Conditions of the North-American Indians“.

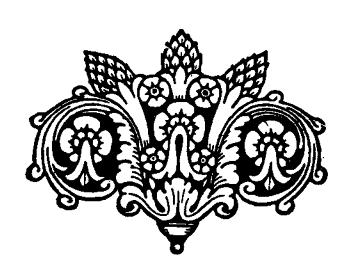
Die Berichte aller Forscher stimmen dahin überein, daß die von den Regenmachern ausgeführten Gaukeleien fast ausschließlich zur Befriedigung ihrer Habsucht vollzogen werden. Der Missionar Henry Cole, der sich in Mpwapna, Daressalam, Ostafrika, aufhielt, schrieb in einem „Rainmaking in Savage Africa“ betitelten Aufsatz:

„Man kann sich leicht vorstellen, daß in einem so dürren und durstigen Lande wie Afrika, wo nur wenige Flüsse existieren und der Regenfall in den meisten Gegenden sehr gering ist, die Kunst des Regenmachens eine höchst ergiebige Einnahmequelle für einen Mann sein muß, der es verstand, sich als Regenmacher einen gewissen Ruf zu sichern. In Zeiten anhaltender Dürre nehmen ganze Haufen von Menschen zu ihm ihre Zuflucht, alle beladen mit Geschenken, die sie ihm demütig zu Füßen legen. Nicht nur das, sondern der Regenmacher heimst auch als Erhalter des Lebens und Retter des Landes die höchsten Ehren ein.“ —

Zu den Aufgaben der Regenmacher gehört es auch, gefährliche Unwetter und Hagelschläge abzuwehren. Sobald solche drohen, setzen sie ihren Hokus-

pokus in Tätigkeit, schleudern gegen den Wettergott einen Schwall von fürchterlichen Verwünschungen und schießen gar zahlreiche Pfeile gegen die heraufziehenden Wolken ab, um den darinsitzenden bösen Geist zu verwunden. Kehrt sich das Unwetter nicht an diese Manipulationen, so gilt es dann, unter allen Umständen einen „Schuldigen" zu finden, durch dessen Vergehen die Anstrengungen des Zauberers vereitelt wurden. Mit Hilfe aller möglichen und unmöglichen „Merkmale" wird auch immer ein solcher Schuldiger gefunden und grausam bestraft, da der Aberglaube nun mal „sein Opfer haben will". —

Aus uralten skandinavischen Sagen ist zu entnehmen, daß auch in Schweden der gleichzeitig als Zauberpriester und Wettermacher fungierende Häuptling für Mißwachs und Hungersnöte verantwortlich gehalten wurde. So fiel König Domaldin, nachdem ein Ochsenopfer im ersten und ein Menschenopfer im zweiten Herbst die Hungersnot nicht gebrochen hatten. So fiel auch, wie die „Ynglinga Saga" erzählt, König Olaf Tretelja, dem die Seinigen schuld gaben, daß er den Wettergöttern nicht genug geopfert habe. Sie rotteten sich zusammen, umringten sein Haus, verbrannten ihn darin und opferten ihn so dem Odin in der Hoffnung auf ein gutes Jahr.



BILDZAUBER UND RACHEPUPPEN

Beständig auf die Ausbeutung ihrer Stammesgenossen bedacht, wußten die Schamanen und Fetischpriester fast aller Zeiten, Länder und Völker es ihren abergläubischen Opfern begreiflich zu machen, daß reiche Jagdbeute, der gute Ausgang eines Kriegszuges, eine ausgiebige Ernte oder der Erfolg eines Liebesabenteuers sicher zu erwarten seien, wenn man sich ihrer Beihilfe versichere. Sie gaben vor, nicht nur allerlei Zaubersprüche und Mittel zu besitzen, um jedes Unternehmen zum Guten wenden zu können, sondern auch um geheime Anschläge von Feinden zu vereiteln. Ja, sie seien imstande, derart Bedrohten Gelegenheit zu geben, sich an übelwollenden Gegnern für erlittene Beleidigungen und Schäden zu rächen.

Zweifellos waren solche Schamanen und Zauberpriester die Urheber des über die ganze Erde verbreitet gewesenen Wahnglaubens, daß man durch eine aus Lehm, Holz, Wachs oder anderen Gegenständen geformte Figur einer Person auf diese selbst, sogar aus weiter Ferne, wirken könne. Besonders wenn man einem derartigen Bilde einige Haare, Abschnitte der Nägel oder einen Teil irgendeines von jener Person getragenen Kleidungsstückes beimische. Werde eine solche Nachbildung dann mit Nadeln gestochen, mit Messern zerschnitten, mit Lanzenstichen bearbeitet, oder dem Feuer ausgesetzt und, wo es sich um Figuren aus Wachs handelte, geschmolzen, so werde diejenige Person, die man sich unter diesem Bilde dachte, von ähnlichen Qualen gefoltert und sei langsamem, überaus schmerzhaftem Siechtum und Tod verfallen. Da derartige Anschläge durchweg Rachegelüsten entspringen, so nannten die Gelehrten der Völkerkunde solche Figuren „Rachepuppen" und das ganze Verfahren „Bildzauber". Als solcher wurde er für die Schamanen und Zauberpriester eine außerordentlich ergiebige, beständig fließende Einnahmequelle, für die Menschheit aber auch zu einem Jahrtausende andauernden Fluch.

Wohl die älteste schriftliche Mitteilung über eine solche Rachepuppe ist in einem ägyptischen Papyrus enthalten, in dem über eine Verschwörung berichtet wird, die um das Jahr 1170 v. Chr. gegen das Leben König Ramses III. angezettelt wurde. Unter den Verschwörern war ein Magier namens Hui. Derselbe wußte sich durch Bestechung einige in der Tempelbibliothek des Gottes Amon zu Theben befindliche Zauberbücher zu verschaffen, deren

Inhalt ihn in den Stand setzten, mehrere Wachsfiguren zu verfertigen, durch deren Folterung bewirkt werden sollte, daß der König in Siechtum verfalle und sterbe*).

Wie solche „Rachepuppen“ angefertigt und behandelt wurden, ist von Joseph A. Gilfillan, der als Missionar viele Jahre unter den Ojibway-Indianern weilte, auf den Seiten 252—256 seines Buches „The Ojibway“ in äußerst anschaulicher Weise geschildert. Der Urheber der Rachepuppe war in diesem Falle „Scha-bosch-kunk“, ein Medizinmann, der sich auf diese schändliche Art an „Big-Wind“, durch den er sich beleidigt wähnte, zu rächen suchte.

„Während Scha-bosch-kunk damit begann, aus einem Stück Holz eine rohe menschliche Figur zu schnitzen, stimmte er gleichzeitig allerhand Zauberweisen an, Weisen von unheilvollster Wirkung. Nach einer Weile legte er die Figur vor sich hin, nahm seine Trommel zur Hand und stieß unter dem dumpfen Dröhnen derselben manche jener Verwünschungen aus, deren Worte zerstörend wirken. Die Trommel hinlegend, hob er die Figur wieder auf, um verschiedene Einzelheiten hinzuzufügen. Er bekleidete sie mit Jagdhemd, Lederhosen und Mokassins. Auch drückte er ihr einen Bogen in die Hand. Irgendwoher nahm er ein Büschel Haare und klebte sie der Figur auf den Kopf. Augen, Nase, Arme und Beine wurden nicht vergessen. All das nahm eine Reihe von Tagen in Anspruch, währenddessen fleißig die Trommel und die Zauberrassel in Bewegung gesetzt wurden. Offenbar war Scha-bosch-kunks ganzes Sinnen darauf eingestellt, den die Figur vorstellenden Mann zu vernichten. Denn sobald der Morgen graute, begann er über der Figur seine unheimlichen, vom eintönigen Dröhnen der Trommel und dem Klappern der Rassel begleiteten Gesänge auszustoßen. Oft war er bis in die späte Nacht mit der Figur beschäftigt. Mit seinen Händen fuhr er über sie hin; mit seinem Munde blies er sie an und stieß dabei allerlei seltsam klingende Kehllaute aus.

In einem Topf verwahrte er äußerst tödlich wirkende Gifte. Davon nahm er von Zeit zu Zeit, um mittelst eines Stäbchens verschiedene Stellen der Figur damit zu betupfen. Er ging sehr behutsam zu Werke. Unschlüssig hielt er das Stäbchen in seiner Hand, näherte es zögernd der Figur, zog es wieder zurück, näherte es wiederum, bis endlich nach mehreren mißglückten Versuchen das Stäbchen mit der Figur in Berührung kam und das Gift in dieselbe eindrang. Ein Triumphgeheul ausstoßend, vollführte darob Scha-bosch-kunk einen wilden Tanz, offen ausrufend, daß kein menschlicher Körper stark genug sei, der zersetzenden Wirkung solcher Gifte zu widerstehen. Er sei nunmehr sicher, daß der so Getroffene bald ein toter Mann sein werde.

*) E. A. Wallis Budge, „A short History of the Egyptian People“, (London 1914) p. 187.

Gleich darauf sann Scha-bosch-kunk sich noch etwas anderes aus. Zwischen vielen ‚Whi—ho—ho—hos!‘ und mit beträchtlichem Zeitaufwand malte er mit von ihm selber hergestellter weißer Farbe um den Mund des Bildwerkes einen Ring. Derselbe bedeutete, daß der durch die Figur dargestellte Jäger dem Hungertod verfallen werde. Denn der weiße Ring werde das Wild verscheuchen, und sollte der Jäger dessen dennoch ansichtig werden, so werde seine Flinte versagen oder die Kugel ihr Ziel verfehlen.

Während Scha-bosch-kunk all diese schändlichen Anschläge ausübte, erkundigte er sich bei gelegentlichen Besuchern vorsichtig nach dem Befinden Big-Winds, ob er bei guter Gesundheit sei und an Gewicht zunehme. Insbesondere suchte er auch zu erfahren, ob ihm das Jagdglück günstig gewesen und sein Wigwam mit Vorräten wohl versorgt sei, oder ob er etwa Not leide. Aus den erlangten Auskünften schloß Scha-bosch-kunk, daß seine Zauberkünste wirksam seien, und daß er beim Fortsetzen derselben auf Erfolg rechnen dürfe.

Um dessen ganz sicher zu sein, dachte er sich noch eine andere, über seinen Feind zu verhängende Peinigung aus. Indem er mit der einen Hand die Figur vor sich hin hielt, versetzte er ihr nach starkem Gebrauch der Trommel mit einer scharfen Nadel zahlreiche Stiche, vornehmlich in die Gelenke der Arme und Beine. Glied um Glied wurden derart bearbeitet, so daß die Figur bald arg zerstochen aussah. Kam Scha-bosch-kunk dann mit in Big-Winds Nähe wohnenden Personen in Berührung, so forschte er, ob Big-Wind nicht während der letzten Zeit an schrecklichen Gliederschmerzen zu leiden gehabt habe. Und als ihm gesagt wurde, Big-Wind habe tagelang in seinem Wigwam an heftigem Rheumatismus daniedergelegen, erkannte er zu seiner Freude, daß diese Schmerzen von seinen Nadelstichen herrührten, und daß, wenn er die Nadel in das Herz seiner Figur stoßen werde, der endgültige Erfolg nicht ausbleiben könne. So vergingen die Wochen, während Scha-bosch-kunk sein Opfer langsam zu Tode marterte.“ —

Der Glaube, daß jemand in der hier geschilderten Weise „schlechte Medizin“ über ihn mache, ist der erste Gedanke, der sich jedes Indianers unwillkürlich bemächtigt, sobald er von einer Krankheit befallen wird. Die ihm übelgesinnte Person mag mit ihm in demselben Dorfe oder aber auch in einem weit entlegenen wohnen; denn die Entfernung hat auf die Wirksamkeit des Zaubers keinerlei Einfluß. Irgendein Medizinmann sei imstande, ein Abbild eines Menschen herzustellen, auf den in solcher Weise eingewirkt werden solle. Denn sobald er über diese Figur seine Zaubersprüche ausrufe, werde der Mensch, den die Figur darstelle, erkranken und dahinsiechen. Vornehmlich, wenn es dem Medizinmann gelinge, irgend etwas zu erlangen, was von dem betreffenden Menschen getragen wurde oder einen Teil seines Körpers bildete, sei es irgendein Kleidungsstück oder seien es einige Kopfhaare.

In diesem Fall werde der Zauber unfehlbaren Tod zur Folge haben. Aus diesem Grunde sucht jeder Indianer zu verhüten, daß irgend jemand auch nur ein einziges Haar seines Kopfes erlange, damit es nicht von einem übelwollenden Medizinmann zu seinem Untergang verwendet werden möge.

Daß der Glaube an die Wirksamkeit solcher Rachepuppen über die ganze Welt verbreitet gewesen ist, und bei vielen Völkern noch heute besteht, ergibt sich aus den nachstehenden Mitteilungen bewährter Forscher, die weit voneinander entfernt lebende Völkerschaften betreffen.

Ein von A. A. Perera veröffentlichter Aufsatz „Glimpses of Singhalese Social Life“ (Indian Antiquary XXXIII, 1904, p. 57) enthält folgende Angaben:

„Will ein singhalesischer Zauberer sich an einer bestimmten Person rächen, so bemüht er sich, eine Locke ihrer Haare, einige Abschnitte der Fingernägel oder einen Fetzen ihrer Kleidung zu erlangen. Dann fertigt er ein Abbild dieser Person an und sticht aus fünf verschiedenen Metallen gearbeitete Nägel in die Glieder der Puppe. Darauf vergräbt er die Puppe an einer Stelle, über welche jene unglückliche Person, gegen die der Anschlag gerichtet ist, eines Tages hinwegschreiten wird. Sobald das geschieht, schwellen die Glieder dieses Menschen an, oder sie werden in den Gelenken steif. Oder er wird von hitzigen Fiebern und häßlichen Ausschlägen am Mund, an den Armen und Beinen befallen.“

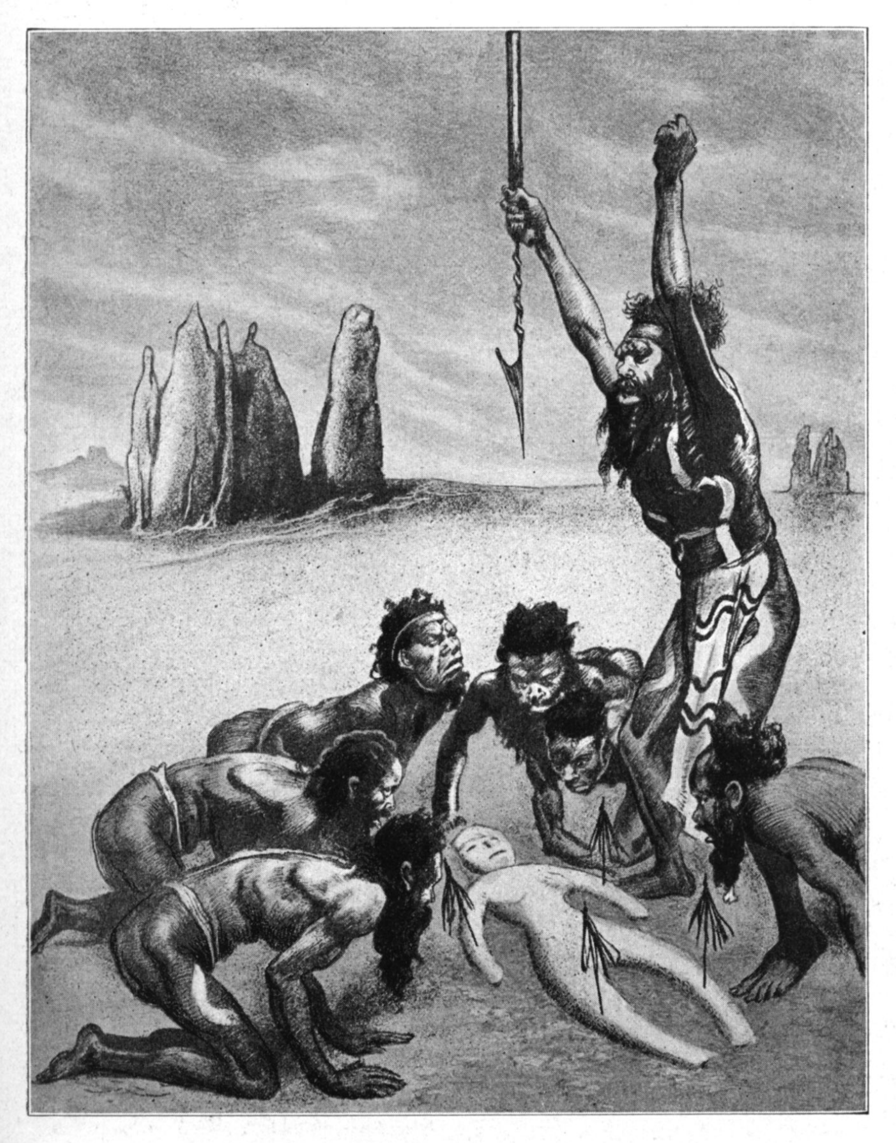
Dem von E. M. Curr veröffentlichten Werk „The Australian Race“ entnehmen wir folgende im 3. Bande auf Seite 547 enthaltene Stelle:

„Wenn mehrere Eingeborene von Victoria sich eines Feindes entledigen wollen, so formen sie unter Beistand eines Priesters an einer einsamen Stelle auf dem Boden ein rohes Abbild desselben, hocken um dieses herum und überantworten den betreffenden Menschen unter allerhand kabbalistischen Zeremonien der Vernichtung. Solche Anschläge werden so gefürchtet, daß sowohl Männer wie Frauen, die von derartigen gegen sie gerichteten Anschlägen hörten, dahinsiechten und aus Furcht starben.“

Der Franzose J. A. Dubois teilte in seinem im Jahre 1825 in Paris erschienenen Werk „Mœurs, institutions et cérémonies des peuples de l'Inde“ (II, 63) folgendes mit:

„Der Zauberer formt die Figur des ihm verhaßten Menschen aus Erde, die 64 recht schmutzigen Stellen entnommen wurde. In diese Masse knetet er Abschnitte von Haaren und Fingernägeln hinein, schreibt auf die Brust der Figur den Namen oder das Totemzeichen seines Feindes und durchbohrt sie dann mit einer scharfen Ahle. Oder er verstümmelt sie auf die verschiedenste Weise, in der Gewißheit, dadurch auch den Gegenstand seiner Rachgier zu verstümmeln oder zu töten.“

Im „Journal of the Anthropological Institute“ (Jahrgang 1890, p. 389)



Eingeborene von Victoria,
unter Leitung ihres Priesters mit dem Peinigen einer aus Erde geformten Rachepuppe beschäftigt.

veröffentlichte der englische Anthropologe A. C. Haddon einen Aufsatz „The Ethnography of the Western Tribe of Torres Straits“, in dem er sagt:

„Ein auf der Jervis-Insel lebender Zauberer hielt für den Bedarf seiner Kunden eine ganze Anzahl solcher Rachefiguren vorrätig. Manche derselben waren aus Stein hergestellt und kamen in Anwendung, wenn irgendein Mann oder eine Frau rasch abgetan werden sollte. Andere Figuren waren aus Holz gefertigt und wurden benützt, wenn den Unglücksopfern, gegen welche Anschläge geplant waren, ein etwas längeres Dasein gewährt werden solle, damit man sie um so länger quälen und peinigen könne. In solchen Fällen bestand das angewendete Verfahren darin, daß man der mit dem Namen der verhaßten Person bezeichneten Figur Gift anspritzte. Tags darauf wurde der Betroffene dann von Frost geschüttelt, kränkelte und starb, falls nicht der Zauberer, der sein Unheil heraufbeschworen hatte, veranlaßt werden konnte, den Zauber aufzuheben und den Tod abzuwenden.“

Daß der Bildzauber auch Anwendung in allerhand Liebesangelegenheiten fand, wurde zu Anfang dieses Kapitels bereits bemerkt. In dem von C. J. S. Forbes verfaßten Werk „Britisch Burma“ (London 1878) findet sich auf Seite 252 folgende Angabe:

„In Burma wendeten verschmähte Liebhaber sich häufig an einen Zauberer und ließen durch denselben kleine Figürchen der sie verachtenden Schönen anfertigen. Diesen mit allerlei Zaubermitteln versehenen Figürchen wurden irgendwelche Gegenstände beigefügt, die von den Schönen getragen worden waren. Dann wurden die Figürchen irgendwo aufgehängt oder ins Wasser geworfen, was zur Folge hatte, daß die betreffenden Schönen irrsinnig wurden.“ —

Daß der Beistand der Magier aber auch angerufen wurde, um mittels solcher Puppen in bestimmten Personen Liebesregungen zu erwecken, ist eine gleichfalls allen Ethnologen bekannte Tatsache. Wo ein Magier einen solchen Auftrag zu erfüllen hatte, wurde das Herz der mit dem Namen der betreffenden Person belegten Puppe ebenfalls mit Nadelstichen behandelt und darauf unter den üblichen Beschwörungsformeln mit einem gewissen Pulver bestreut, das unfehlbar bewirken werde, daß die betreffende Person in verzehrender Leidenschaft für den ihre Liebe Suchenden entbrenne.

So verstanden es die schlauen Magier, gegen gute Belohnung jedermanns Wünsche zu erfüllen. Wie in späteren Abschnitten geschildert werden wird, spielte der Wahnglaube an die Wirksamkeit solchen Bildzaubers auch im Leben der Völker des Altertums, wie des Mittelalters und sogar noch der Neuzeit eine verhängnisvolle Rolle.

DIE FURCHT VOR DEN FETISCHPRIESTERN

Es ist bezeichnend, daß die Schamanen, Medizinmänner und Zauberpriester, oder wie immer diese ihre Stammesgenossen ausbeutenden Gauner genannt werden mögen, allüberall gefürchtet wurden und noch werden. Ihre Opfer, die instinktiv den an ihnen verübten Betrug ahnen, beugen sich nicht etwa aus Liebe oder Verehrung vor ihnen, sondern lediglich aus Angst vor ihrer Böswilligkeit und vorgeblichen übernatürlichen Macht. Beweise dafür finden sich in Menge in den Werken solcher Forscher, die sich während ihres Aufenthaltes unter wilden Völkerschaften das Studium dieser Personen angelegen sein ließen.

Hören wir, was beispielsweise Egerton Ryerson Young, der für viele Jahre als Missionar unter den am Winipeg-See in Britisch-Nordamerika lebenden Indianern tätig war, in seinem Buch „Stories from Indian Wigwams and Northern Camp-Fires" (New York and Toronto, 1893) über die Medizinmänner jener Gegend berichtete. Im 18. Kapitel seines Buches schreibt er:

„Im allgemeinen hängt der Einfluß solcher Beschwörer über ihre Stammesgenossen davon ab, in welchem Maße sie deren Gemüter mit Furcht und Schrecken zu erfüllen vermögen. Für solche Personen, die niemals unter einem von Aberglauben und Angst beherrschten Volk lebten, — unter einer Furcht, wie sie nur durch derartige abgefeimte Fetischpriester erzeugt werden kann —, dürften manche auf Tatsachen beruhende Vorkommnisse geradezu unglaubhaft erscheinen. Aber uns Missionaren sind genug Fälle bekannt, daß starke Männer unter den Drohungen solcher nichtswürdiger Schurken zusammenbrachen. Wurde den Forderungen der Beschwörer nicht entsprochen oder Widerstand entgegengesetzt, oder wurde durch irgendeine Handlung ihr Zorn erregt, so versetzten sie die Ungehorsamen durch die hingeworfene Bemerkung, daß sie innerhalb einer bestimmten Frist sterben würden, in einen solchen Angstzustand, daß die Bedrohten sich hinlegten und ohne irgendwelche Krankheitserscheinungen starben."

In ähnlicher Weise berichtete W. L. Hardisty im „Report of the Smithonian Institution" for 1866 (p. 312, 316) über die Medizinmänner der Loucheux Indians:

„Die Loucheux-Indianer sind außerordentlich abergläubisch. Sie glauben blind an die Zaubermächte ihrer Medizinmänner, vor denen sie große Furcht haben. Die Macht derselben ist sehr groß; trotzdem suchen sie dieselbe beständig auf jede mögliche Weise zu vermehren. Sie beruht vornehmlich auf dem Glauben, daß diese Medizinmänner durch ihre Künste allen denjenigen Schaden verursachen können, die sie in irgendeiner Weise erzürnen. Solche Medizinmänner herrschen unumschränkt, wenn Krankheiten grassieren. Dann ist auch die Zeit, wo sie ihre Reichtümer vermehren." —

Daß die Bewohner vieler Südsee-Inseln gleichfalls unter dem Bann solcher gefürchteten Zauberpriester standen, ergibt sich aus C. S. Stewarts Werk „A visit to the South Sea" (London 1832). Auf Seite 224 des ersten Bandes enthält dasselbe folgende Angaben:

„Auf den Marquesas-Inseln gab es manche Menschen, die bereits zu Lebzeiten gleich Göttern verehrt wurden. Man glaubte, daß sie übernatürliche Macht über alle Elemente besäßen und ebensowohl reiche Ernten hervorbringen wie Mißwachs, Krankheiten und Tod verursachen könnten. Zur Befriedigung ihres Zornes wurden ihnen Menschenopfer dargebracht. Es gab nur wenige solcher Personen, höchstens eine bis zwei auf jeder Insel, wo sie in geheimnisvoller Abgeschiedenheit lebten. Pastor Crooks von der Londoner Missionsgesellschaft, der im Jahre 1797 auf der Insel Tahuata wirkte, beschrieb einen dieser Gottmenschen nach persönlichen Beobachtungen. Ein sehr alter Mann, lebte derselbe in einem großen, von einer Einfriedigung umgebenen Hause. In dem Hause befand sich ein Opfertisch. Sowohl im Balkenwerk des Hauses wie auch in den das Haus beschattenden Bäumen hingen menschliche Skelette mit den Schädeln nach unten. Niemand außer den für den Dienst des Gottes bestimmten Personen durfte die Einfriedigung betreten, außer an solchen Tagen, wo Menschenopfer dargebracht wurden. Diesem Gottmenschen wurden mehr solcher Opfer gebracht, als allen anderen Göttern. Oft saß er auf einem vor dem Hause angebrachten Gerüst und forderte zwei oder drei Menschenopfer auf einmal. Dieselben wurden auch stets vollzogen; denn der von ihm ausgehende Schrecken war ungeheuer und über die ganze Insel verbreitet, so daß ihm von überall her solche Opfer zugesandt wurden." —

G. Turner äußerte sich in seinem Buch über Samoa (p. 320—322) folgendermaßen:

„Es ist überraschend zu beobachten, wie sehr diese Zauberer gefürchtet sind und wie fest der Glaube ist, daß sie Leben und Tod in ihren Händen haben. Da sind sowohl Regenmacher wie Donner- und Blitzeschleuderer; ferner solche, die Moskitos und Fliegen erzeugen. Von allen aber sind die Erreger der Krankheiten die gefürchtetsten."

Norman Duncan berichtete in einem für „Harpers Monthly

Magazine" (1915, p. 924—934) geschriebenen Aufsatz: „Sorcerers' Work" über die Zauberer der Papua von Neuguinea:

„Ta-imi, einer der Zauberer, behauptete, über eine Anzahl unsichtbarer Schlangen zu gebieten, mit deren Hilfe er alle seine Pläne durchführen könne. ‚Seht euch vor!' so schrie er seine Stammesgenossen an. ‚Ich bin leicht beleidigt und meine Schlangen gehorchen mir!' Unter dem Einfluß dieses von ihm ausgehenden Schreckens hätte Ta-imi noch viele Jahre in Überfluß leben können, wären nicht seine Erpressungen mit der Zeit so unerträglich geworden, daß die britische Verwaltung es für geboten fand, denselben ein Ende zu bereiten. Es war während der Gerichtsverhandlungen, daß Ta-imi seine so außerordentlich erfolgreichen Methoden damit zu verteidigen suchte, daß er ein Zauberer sei und über eine unsichtbare Schlange gebiete. Das beweist, daß ein solcher Zauberer eine ganze Ortschaft terrorisieren und durch seine Erpressungen ein sehr gemächliches Dasein führen kann." —

Derselbe Forscher schreibt weiter:

„Im Deltagebiet von Neuguinea lebte ein Zauberer von so schrecklichem Ruf, daß niemand es wagte, dessen Namen laut auszusprechen. Einem anderen, im Gebirge wohnenden Zauberer wurde von seinen Stammesgenossen nachgesagt, daß er für den Tod von mindestens neun Personen verantwortlich sei, die aus purer Angst vor ihm gestorben seien. Ein dritter Zauberer namens Toulu, der ein überaus abstoßendes Aussehen hatte, war von einer solchen Schreckensatmosphäre umgeben, daß ein Dutzend seiner Stammesgenossen, die mit ihm eingesperrt worden waren, in seiner Gegenwart vor Angst auf den Bäuchen krochen und sich gleich erschreckten Würmern verhielten."

Daß Personen, die sich von Zauberern bedroht oder verfolgt sahen, aus Furcht starben, ist vielfach erwiesen worden. Einen sehr bezeichnenden Fall berichtete der skandinavische Kapitän Adrian Jacobsen auf Seite 125 seiner Reiseschilderungen von der Nordwestküste Nordamerikas:

„Ein junger, achtzehnjähriger Indianer des Dorfes Nanaima an der Ostküste der Insel Vancouver, ein fleißiger Mensch, der in der Missionsschule tüchtig lernte und schon zum Christentum übergetreten war, hatte eines Tages in scherzhafter Weise einen Medizinmann geneckt. Dieser, darüber ergrimmt, rief dem Jüngling zu: ‚Du wirst in sechs Wochen sterben!' Der junge Mann wurde darüber so verzweifelt, daß er, ohne sich jemand anzuvertrauen, immer stiller wurde, sich endlich hinlegte und erkrankte. Erst nach einigen Wochen gelang es dem in Nanaima wohnenden Missionar, hinter den Sachverhalt zu kommen. Aber alle Bemühungen, den Indianer davon zu überzeugen, daß der Medizinmann keine Macht über Leben und Tod habe, scheiterten an der abergläubischen Furcht des Burschen, welcher glaubte, daß der Zauberer ihm einen Stein ins Herz geworfen habe. Vielleicht hätte der Indianer von

dieser Ansicht abgebracht werden können, wenn irgendein angesehener Mann seines Stammes oder ein anderer Medizinmann ihm unter allerlei Beschwörungen vorgespiegelt hätte, als ob er ihm einen Stein aus dem Herzen zöge und ihm dann wirklich einen Stein gezeigt hätte. Aber da dieses nicht geschah, so starb der Ärmste wirklich, noch bevor die sechs Wochen vergangen waren, aus Angst." —

Vorkommnisse dieser Art steigern natürlich die abergläubische Furcht des Volkes vor solchen Medizinmännern. Diese lassen es ihrerseits wiederum nicht daran fehlen, solche Vorkommnisse als Mittel zur Hebung ihres Ansehens auszunutzen und das bedrückte Volk noch fester in die von Habgier und Selbstsucht geschmiedeten Bande des Aberglaubens zu schlagen. In welch raffinierter und gewissenloser Weise sie dieses tun, ergibt sich aus folgender Notiz, die dem von Berenger Férand geschriebenen Werk „Les peuplades de la Sénegambie" (p. 276/277) entnommen wurde.

„Wollte unter den pungambischen Negervölkern sich jemand an einem Feinde rächen, so suchte er den Zauberer auf, um ihn zur Ausführung des ‚Bante' zu veranlassen, einer Prozedur, die selbst die Tapfersten des Stammes in Schrecken setzte. Dieses ‚Bante' besteht nämlich darin, daß der Zauberer unter allerhand Beschwörungen die Seele des Feindes in ein ‚Kanari' genanntes großes Gefäß von rotem Ton einschließt. Derjenige, dessen Seele in solcher Weise eingeschlossen ist, stirbt gewöhnlich bald darauf, manchmal wird sogar die ganze Familie hinweggerafft, sehr wahrscheinlich aus Angst, oder vergiftet durch den Zauberer, der an dem Fortbestand des Wahnes Interesse hat. Es ist selbstverständlich, daß der Zauberer dem Betreffenden oder dessen Familie von dem gegen sie gerichteten ‚Bante' in irgendeiner Weise Kunde zukommen läßt. Ebenso begreiflich ist es, daß der Bedrohte wie dessen Familie in ihrer Erregung alle möglichen Aufwendungen machen, um von der drohenden Gefahr befreit zu werden, was natürlich dem Zauberer neben der erhaltenen Bezahlung seitens des Bestellers des ‚Bante' wiederum große materielle Vorteile einbringt."

Der deutsche Freiherr von Maltzan berichtete einen ähnlichen Fall von einem in Dschidda lebenden Zauberer. Derselbe pflegte die Verfolgten stets davon zu benachrichtigen, was gegen sie geplant werde. Da diese ebenso abergläubisch waren wie ihre Verfolger, so wandten sie ansehnliche Summen an, um die Gefahr abzuwehren und den Zauber unschädlich zu machen. So betrog der Patron beide Teile, und seine Kasse füllte sich, da jeder Teil den anderen an Gaben zu überbieten suchte.

In Übereinstimmung damit berichtete auch der bereits genannte Howard Duncan, daß die Fetischpriester der Papua Neuguineas sich häufig endloser Erpressungen schuldig machen, indem sie auf die Furcht ihrer Stammesgenossen bauen. So ließ zum Beispiel ein in Trobriand hausender

Zauberer einen seiner Nachbarn vertraulich wissen, er sei von einem Feinde desselben bestochen worden, ihn umzubringen. „Aber", so fuhr er fort, „dein Feind ist ein schäbiger Geizhals und hat mir nicht genug gegeben, als daß ich dich deshalb töten möchte!" Der also Bedrohte beeilte sich natürlich in seiner Todesangst, dem Zauberer einen hohen Preis zu zahlen, um damit sein Leben zu sichern. Kaum hatte der Zauberer diesen Betrag eingesackt, so begab er sich zu einem wirklichen Gegner des Mannes, um ihm unter der Hand mitzuteilen, jener habe ihm einen großen Betrag ausgehändigt mit der Weisung, dafür seinen Widersacher umzubringen. „Ich fürchte, daß ich nichts tun kann, um dein Leben zu erhalten!" — „Oh!" schrie der Bedrohte, „ich will weit mehr bezahlen als er!"

Wie lange sich diese Verhandlungen hinzogen und wie oft die Geängstigten sich zu weiteren Zahlungen an den Erpresser herbeiließen, weiß niemand." —

So beugen sich abergläubische Menschen aus Furcht unter das Joch, das ihnen von habgierigen und herrschsüchtigen Zauberpriestern auferlegt wird. Dieses Joch ist stets da am schwersten, wo die Völker am wenigsten kultiviert und aufgeklärt sind, und wo der Priestertrug am geheimnisvollsten ausgeführt wird.



DIE MACHTSTELLUNG DER SCHAMANEN UND FETISCHPRIESTER

Habgier und Herrschsucht waren für die Schamanen und Fetischpriester aller Naturvölker von jeher bezeichnend. Mit erstaunlichem Scharfsinn und Geschick verstanden sie es, ihrem Willen, ihren Anordnungen und Bestimmungen das ganze Dasein der Stammesgenossen zu unterwerfen und sich diese dienstbar zu machen. Keine Möglichkeit, sich in die Angelegenheiten der einzelnen Familien wie der Gesamtheit einzumischen, wurde außer acht gelassen. Zunächst waren sie es, die allüberall die Aufnahme der Neugeborenen wie auch die spätere Einführung der mannbar gewordenen Knaben und Mädchen in den Clan vermittelten. Zeremonien, die der christlichen Taufe ähneln und denen ähnliche Bedeutung beigelegt wurde, waren bei vielen Völkern des Altertums üblich und sind bei manchen Naturvölkern der Gegenwart noch heute gebräuchlich. Vornehmlich wurde die Einführung der herangewachsenen Knaben in den Bund der wehrhaften Männer mit vielerlei Zeremonien umkleidet, die nur von den Priestern vollzogen werden durften. Handelte es sich doch dabei darum, die Jünglinge nicht bloß für alle Mitglieder des Stammes, sondern auch für dessen Schutzgötter kenntlich zu machen, damit sie deren Beistand in Fällen der Gefahr sicher seien. Diese Kenntlichmachung geschah bei vielen Naturvölkern durch an bestimmten Stellen des Körpers angebrachte Merkmale oder Zeichen, durch gewisse Einschnitte in die Haut und dadurch erzeugte, leicht sichtbare Narben, welche die Blutsverwandtschaft, die Zugehörigkeit der so Gezeichneten zum Stamm zum Ausdruck brachten. Bei manchen afrikanischen und orientalischen Völkerschaften, vornehmlich bei den jüdischen Stämmen, geschah diese Kennzeichnung durch die Beschneidung der Vorhaut.

Vielfach nahmen die Priester solche Akte nicht an einzelnen allein vor, sondern ließen eine Schar gleichaltriger Knaben sich versammeln. Wie z. B. auf Tahiti, wo der Priester mit den Knaben für eine Weile in die Einsamkeit der Gebirge zog, von wo sie dann, mit den Stammeszeichen versehen und mit Blumen geschmückt, nach Hause zurückkehrten, worauf der „Tahawa“ oder Priester je nach den Vermögensverhältnissen der Eltern entlohnt wurde.

Bei der Aufnahme der mannhaft gewordenen Mädchen in den Stamm wurden bei vielen Völkern ähnliche Zeremonien beobachtet. Nicht uner-

wähnt darf die jedem Ethnologen bekannte Tatsache bleiben, daß beim Vollziehen solcher Zeremonien die Priester mancher Stämme sich unter allerhand religiösen Vorwänden auch das Recht angemaßt hatten, die mannbar gewordenen Mädchen zu entjungfern, für welche Mühewaltung sie sich obendrein honorieren ließen.

Selbstredend waren die Priester auch stets zur Stelle, wo und wann es den Stammesgenossen in den Sinn kam, Ehebündnisse miteinander zu schließen. Sie wußten es aller Welt klarzumachen, daß es nicht ratsam sei, so wichtige Schritte zu unternehmen, ohne auch das Wohlwollen und den Segen der die Geschicke der Menschen lenkenden Götter herabgefleht zu haben. Folgegemäß wurden auch diese Handlungen mit vielerlei feierlichen Zeremonien umgeben und damit für die Priester zu Quellen reicher Einkünfte gemacht.

Wie weit die Priester mancher Völker in dieser angeblichen Fürsorge für die Wohlfahrt der Eheleute gehen, ist aus des Ethnographen Bastians Werk „Die deutsche Expedition an der Loango-Küste" (Jena 1874, I, 173) zu ersehen. Zunächst kann in jenem Gebiet eine von dem jungen Ehepaar erworbene neue Wohnung nicht bezogen werden, ohne daß der „Ganga" oder Priester darin geschlafen und sie dadurch von übelwollenden Geistern gereinigt und für den guten Schutzgeist hergerichtet hat. Diesem „Lemba" muß bei der Wohnung der Vermählten ein eigenes Fetischhaus errichtet und geschmückt werden, wobei die Frau einen kleinen, der Mann einen größeren Kupferring an die rechte Hand angelegt bekommt.

Fortan behält der Priester seinen Fuß im Hause; er wird und bleibt in vielen Beziehungen dessen Vormund, Arzt und Richter. Nach der Hochzeit kommt er schon deswegen nicht ganz aus dem Hause, weil er als Lemba, als Schutzgeist auch die Stadien der frohen Erwartung zu überwachen hat. Die glückliche Frau darf niemanden ihre Hoffnungen verraten, bevor der Priester sein Gutachten abgegeben hat. Erst nach seiner Erklärung darf die Frau ihrem Herzen Luft machen. Sie wird dann vom Priester in eigenartiger Weise bemalt und empfängt einen Gürtel als eine Art Amulett. Dieser Gürtel knüpft das Haus schon wieder durch ein ferneres Stadium an den Priester; denn jener dient zur Erleichterung der Geburt.

Diese Geburt ist wiederum mit priesterlichen Zeremonien verbunden. Und gleichfalls empfängt das Kind bei seinem ersten Luftgange vom Priester einen Kupferring, der am Fetisch selbst geruht hat und somit als „geweiht und angerührt" zu bezeichnen wäre. Mit diesem Ring ist aber wiederum ein Kultzwang, eine priesterliche Handlung verbunden; denn der Priester ist es wieder, der das Kind mit jenem Ring in den Schutz eines bestimmten Geistes stellt, dessen Wohlwollen aber durch Erlegung bestimmter Opfer erhalten werden muß. Da nun Glück oder Unglück, Gesundheit oder Krank-

heit von der Einhaltung dieser Opfer abhängen, so bleibt der Priester dem so gebundenen Menschen zeitlebens ein aufdringlicher Begleiter. —

Und wiederum sind es die Priester, die bei Ableben eines Stammesmitgliedes denselben der Gnade der Götter empfehlen und Fürsprache bei denselben einlegen, was begreiflicherweise nicht geschehen kann, ohne daß diesen Göttern abermals reiche Opfer und Geschenke dargebracht und die Priester für ihre so wichtige Vermittlung abermals entschädigt werden.

So verschlingen die den Göttern darzubringenden Opfer und die den Priestern zu leistenden Abgaben einen sehr beträchtlichen Teil der Habe und Einkünfte aller Stammesgenossen. Dementsprechend waren und sind die Fetischpriester sämtlicher Naturvölker auch durchweg die reichsten Leute ihres Stammes. Bei einem Festmahl werden ihnen die besten Stücke zugeteilt; außerdem bringt ihnen das Volk als mächtigen, Heil oder Unheil in ihren Händen haltenden Wesen vielfach von seinem Viehstand, von der Ernte und der Kriegsbeute Abgaben, deren Höhe von den Priestern im Lauf der Zeiten fest bestimmt wurde und bei vielen Völkern, beispielsweise bei den Stämmen der Israeliten, den zehnten Teil, bei den Ägyptern den fünfzehnten Teil des gesamten Viehstandes, der gesamten Ernte oder Beute betrug.

Bei vielen Völkern bemächtigten sich die Schamanen und Fetischpriester zu nicht geringem Grade auch der Gerichtsgewalt. In erster Linie machten sie sich zu den Leitern der sogenannten „Gottesurteile", die in allen Fällen angeordnet wurden, wo es galt, den oder die an irgendeinem Verbrechen beteiligten unbekannten Schuldigen zu ermitteln, was angeblich durch irgendeine unzweideutige Kundgebung der Götter geschehen werde. Vor dem Eingehen solcher Proben wurden die Verdächtigen mit der Rache der Götter bedroht, falls sie lügen oder einen Meineid begehen würden.

Solcher Gottesurteile gab es der verschiedensten Art. Auf Hawai mußten die Verdächtigen sich der Probe des „bebenden Wassers" unterziehen. Eine große mit Wasser gefüllte Schüssel wurde in der Mitte eines Kreises aufgestellt, an dessen einem Ende der Beschuldigte saß und beide Hände mit ausgespreizten Fingern über dem Wasser halten mußte. Ein Priester sagte währenddem ein Gebet her und blickte unbeweglich auf die Oberfläche des Wassers hin. Man behauptete, daß, wenn der Beschuldigte das Verbrechen tatsächlich begangen habe, das Wasser unter seinen Händen anfange zu zittern.

In Westafrika galt das Essen der sehr giftigen Rinde des Kassiabaumes als Orakel. Galt es einen Verbrecher zu ermitteln, so steckte der „Ganga Incassi" oder Priester des Orts mit vier Pfählen einen Raum ab, reichte den Verdächtigten eine Dosis der giftigen Rinde und forderte sie auf, unter Musiklärm und Geschrei der Umstehenden in dem Raume umherzugehen, bis sich die Wirkung des Giftes in der einen oder anderen Weise zeige. Wer

sich erbrach, galt als schuldlos; bei wem hingegen Durchfall eintrat, dessen Schuld war erwiesen, und er mußte, wenn nicht die Medizin seinen alsbaldigen Tod herbeiführte, sterben.

Zahlreiche Forscher haben ihrer Meinung Ausdruck verliehen, daß derartige Gottesurteile von den Priestern sehr häufig dazu mißbraucht wurden, um sich solcher Personen zu entledigen, die ihnen unbequem oder gefährlich waren. Es war dann nur notwendig, den Betreffenden eine etwas stärkere Dosis des Giftes zu verabreichen, um sie dauernd unschädlich zu machen. Sehr leicht war das bei solchen Gottesurteilen, die der Afrikareisende Nachtigal*) beim Stamm der Sara beobachtete. Galt es einen Schuldigen ausfindig zu machen, so wurden sämtliche Männer der Ortschaft versammelt, worauf die anwesenden Fetischpriester einem der Ihrigen ein Bündel eines bestimmten Grases auf den Kopf legten. Von dem angeblich magischen Einfluß dieses Bündels hin und her getrieben, schwankte der Priester durch die Reihen der Männer, bis er endlich taumelnd vor demjenigen zu Boden fiel, den er oder das Orakel als den Schuldigen bezeichneten.

Über die Machtvollkommenheit mancher indianischer Medizinmänner äußerte sich A. H. Verill in seinem Buch „The American Indian" (Neuyork 1927) sogar in folgender Weise:

„Nicht selten ist die Macht eines Medizinmannes außerordentlich groß, und er wird so gefürchtet, daß seine Aussagen einem absoluten Gesetz gleichkommen. Dadurch wird es ihm zu seinem eigenen Vorteil möglich, auch unter seinen Widersachern aufzuräumen, deren Eifersucht oder Feindschaft er durch seine Machenschaften erregte. Solche Gelegenheiten bieten sich, wenn es gilt, den für irgendein Vergehen oder einen Mord verantwortlichen Täter ausfindig zu machen. Bei vielen Indianerstämmen Südamerikas besteht nämlich der Glaube, daß, wenn ein solcher Medizinmann sich in seine scheintodähnliche Verzückung (trance) versetze, er diejenige Person mit Sicherheit bezeichnen könne, die für das betreffende Vergehen haftbar zu halten sei. Da niemand es wagt, die so abgegebene Entscheidung des Medizinmannes anzuzweifeln oder zu bestreiten, so nützt derselbe solche Gelegenheiten oft aus, sich von unbequemen Widersachern zu befreien, indem er sie als die für die begangenen Missetaten zu bestrafenden Schuldigen bezeichnet." —

Auch wo es sich um kriegerische Unternehmungen gegen feindliche Stämme handelte, drangen die Priester darauf, daß die Götter um deren Meinung befragt werden müßten. Wie in allen anderen Fällen mußten diesen höheren Mächten natürlich zunächst die gebührenden Opfer dargebracht werden. Meist gab das erlangte Orakel, oder vielmehr die Entscheidung der Priester den Ausschlag. Die Aufgabe der letzteren war es dann auch, die

---

*) Nachtigal, „Sahara und Sudan", II, 686.

Feinde zu verfluchen und die Rache der Götter auf sie herabzurufen. Die Schreckgestalten dieser Götter wurden dabei von den Priestern mit in den Kampf geführt. Wie beispielsweise in der acht Tage währenden Entscheidungsschlacht bei Mokuohai im Jahre 1781, wo der König Kamehameha von Hawai gegen seine Widersacher stritt. Dabei stand das Bild des Kriegsgottes Tairi, umgeben von dessen Priestern, in der Nähe jener Stelle, wo der König focht.

Als ein Gesuch auf Friedensschluß eingebracht wurde, saßen neben den Fürsten auch die Priester der beiden Parteien, um die Bedingungen zu verabreden und die Art der Opfer zu bestimmen, durch die der Friede besiegelt werde.

Wie aus der berühmten Schrift Julius Cäsars „De Bello Gallico" hervorgeht, hatten die Druiden der Gallier sich eine gleiche Machtvollkommenheit angeeignet.

„Diese Priester", so heißt es daselbst, „legen den Willen der Götter aus und vollziehen alle öffentlichen und privaten Opfer; auch haben sie die Leitung und die Erziehung der Jugend in ihrer Hand. In allen Streitfragen über Erbschaftsangelegenheiten treffen sie die endgültige Entscheidung; desgleichen ordnen sie Belohnungen und Strafen an. Sollte jemand zögern, sich ihrem Urteil zu unterwerfen, so verbieten sie demselben, irgendwelche Opfer darzubringen. Das gilt als die schwerste Strafe, die jemanden treffen kann; denn solche Personen werden nicht nur als verworfene Menschen verachtet, sondern sind auch von jedem Umgang und jeder Gemeinschaft ausgeschlossen, da alle fürchten, durch ihre Berührung gleichem Unglück zu verfallen. Wie es für sie keine Appellation an die Gesetze gibt, so sind sie auch von allen öffentlichen Ämtern ausgeschlossen."

„Diese Druiden stehen unter einem Oberdruiden, bei dessen Tod ein Nachfolger durch Wahl erkoren wird. Nicht nur sind sie von allen Kriegsdiensten, sondern auch von allen Abgaben und Steuern befreit; ferner erfreuen sie sich vollkommener Immunität." —

So trifft in jeder Hinsicht zu, was die beiden Forscher W. Skeat und C. O. Blyden in ihrem Werk „Pagan Races of the Malayan Perinsula" (London 1906; II, 196) über die Zauberer der Malaien sagten:

„Unter diesen Malaien ist der Zauberer der anerkannte Vermittler zwischen den Göttern und Menschen. Seine Aufgabe ist es, alle wichtigen religiösen Handlungen zu leiten, die Jugend zu unterrichten, die Zukunft vorauszusagen, Krankheiten zu heilen und dem Zorn des Himmels vorzubeugen." —

Noch schärfer äußerte sich Le R. P. Guis in der Zeitschrift „Les Mis-

---

*) Eliß, „Reisen durch Hawai", 72, 80.

sions Catholique“ (1904, p. 334) über die Fetischpriester der auf Neuguinea lebenden Papua:

„Diese Zauberer sind allgegenwärtig. Sie prahlen förmlich mit ihren Missetaten. Jeder fürchtet und beschuldigt sie; trotz alledem ist über ihre geheimen Praktiken nichts Zuverlässiges bekannt. Diese verfluchte Brut gebärdet sich, als ob sie die Seele des papuanischen Lebens wäre. Nichts geschieht ohne ihre Vermittlung. Sowohl in Kriegsangelegenheiten wie bei Heiraten, Krankheiten, Todesfällen, Reisen, Jagdzügen, immer und allüberall begegnet man den Zauberern. Sie sind die Herren des Lebens wie des Todes. Darum ist es verständlich, daß jeder sie fürchtet, ihnen gehorcht und alles ausliefert, wonach sie begehren mögen. Obwohl die Zauberer keine Häuptlinge sind, so beherrschen sie dieselben doch. Kurz, sie sind die eigentlichen Machthaber. Nichts kann ihnen widerstehen!“ —

Waren die Schamanen und Medizinmänner überall bemüht, sich als die unentbehrlichen Vermittler zwischen den Menschen und der Welt der Geister und Götter auszugeben, so waren sie selbstverständlich auch stets darauf bedacht, sich als Personen besonderer Art ansehen zu lassen, die über das gewöhnliche Volk erhaben seien. Von den Göttern inspiriert und zu Verkündigern ihrer Offenbarungen gemacht, seien sie als deren Vertraute selber heilig und darum unverletzlich. Wer es wagen würde, sich an ihnen oder ihrem Eigentum zu vergreifen, den werde unfehlbar die Rache der Götter treffen.

Wohl nirgends fanden diese Anschauungen so weitgehende Ausbildung und Verbreitung als auf den Inseln der Südsee. Auf Tahiti und manchen anderen Eilanden galten die Priester als so heilige Wesen, daß niemand sie mit den Händen berühren durfte. Aus diesem Grunde mußten ihre Haare mit einem Obsidianmesser auf einer Steinunterlage geschnitten werden*).

Bei festlichen Gelegenheiten ahmten solche Fetischpriester die Götter selber nach, erschienen in deren Gewandung und ließen sich als Repräsentanten der Gottheiten verehren. Dabei vergaßen sie nicht, mancherlei Verrichtungen der Götter nachzuahmen, wie z. B. mittels einer schweren Keule den weithin rollenden Donner. (Williams, „Fiji and the Fijians“, I, 224.)

Von den Fetischpriestern am Kongo berichtete Merolla, daß sie Scinghili, „Götter der Erde“ genannt wurden; daß ihr Oberster den Titel Ganga Chitorne, „Gott der ganzen Erde“ führte und daß sie allesamt göttliche Ehren beanspruchten.

Umkleideten sich die Fetischpriester so mit dem Schutzmantel der Heiligkeit, so beanspruchten sie die gleiche Unverletzlichkeit auch für alles, was sie besaßen, ja für alles, was ihnen begehrenswert schien. In diesen Forde-

---

*) Ratzel, „Völkerkunde“, II, 213.

rungen gingen die Fetischpriester der Südsee-Inseln wiederum am weitesten. „Tabu“, das heißt „heilig“ und darum von der Benützung seitens des Volkes ausgeschlossen waren nicht nur die Fetischhütten, die Tempel, die Hütten der Priester, und deren gesamtes Eigentum, sondern nicht minder alle Dinge, die von den Priestern „für die Götter“ in Besitz genommen und als „tabu“ oder heilig erklärt wurden.

Überall auf den Südsee-Inseln gab es Priester, die wegen solchen „Tabuierens“ förmlich gefürchtet waren. So beschlagnahmten auf der Insel Hawai die Priester einfach alles als Gottesgut, was ihnen nötig oder begehrenswert schien. Kamen zufällig Schweine in die Nähe der Fetischhütte, so griff ein Priester die Tiere und kniff sie in die Ohren oder in den Schwanz, bis sie schrien; worauf er folgende Worte an den Götzen richtete: „Hier ist das Opfer von diesem oder jenem deiner Verehrer!“ Dann wurden die Ohren der Schweine durchbohrt und in ihnen die aus Kokosnußfasern gefertigten „Tabuzeichen“ befestigt. Darauf wurden die Tiere wieder in Freiheit gesetzt, bis die Priester davon Gebrauch machen konnten. Die wirklichen Eigentümer durften keinerlei Einwand erheben, da die Schweine fortan „tabu“ waren. Als den Göttern geweihte Tiere durften sie auch überall ungestört umherwühlen, welchen Schaden sie auch immer anrichten mochten*).

Auf ähnliche Weise behielten die Priester sich auch den Genuß mancher Fische und Früchte vor. Zur Sicherung bestimmter angeblich den Göttern vorbehaltenen Fischplätze errichteten sie an den betreffenden Stellen Pfähle, an deren Spitzen die aus Bambusfasern oder einem Stück weißen Zeuges bestehenden Tabuzeichen hingen.

Der berühmte Reisende Robert Schomburgh hat in seinem Buch „Travels in British Guiana“ (I, 169) über die Fetischpriester der dort lebenden Indianerstämme das folgende zu sagen:

„Der Einfluß eines solchen Magiers ist ungeheuer. Kein Inder wagt ihm irgend etwas zu verweigern, wonach er begehren möge, sei es eine Mahlzeit oder ein Menschenleben. Deshalb verbringen diese durchtriebenen Kerle ihr Dasein in Faulheit, leben von dem Fett des Landes und unterhalten große Harems. Ihre Häuser sind gewöhnlich voller Weiber, die ihnen sowohl zur Befriedigung ihrer Lüste wie auch als Arbeitstiere dienen. Während diese bei einer längeren Reise unter der Last des Gepäcks fast zusammenbrechen, trollen ihre Herren und Meister, phantastisch aufgeputzt mit Federn und bunter Malerei, hinterdrein, nichts anderes tragend als ihre Zauberrasseln und vielleicht noch Bogen und Pfeile.“ —

Ebenso scharf äußerte sich G. Turner auf Seite 320 seines Buches „Samoa“:

---

*) Eliß, „Reisen durch Hawai“ (Hamburg 1828).

„Indem diese Zauberer ihre Stammesgenossen mit bodenloser Angst und Furcht erfüllen, erlangten sie durch ihre böswillige Zauberei nicht nur ungeheure Macht und Bedeutung, sondern auch Reichtümer. Es ist durch vermeintliche Übel, die sie angeblich über die Menschen verhängen können, daß sie sowohl die Stufen eines Thrones wie auch die zum Himmel führende Leiter emporsteigen. Diese Schufte sind auf dem Hochwege zu wirklicher Gottheit!" —



SCHAMANISTISCHE SCHÜLERPROBEN

Wer sich mit dem Studium des Schamanen- und Priestertums der Naturvölker eingehender befaßt, wird finden, daß solche Zauberpriester überall sorgfältig darauf bedacht sind, die vielartigen Geheimnisse ihres Gewerbes vor unberufenen Augen und Ohren zu bewahren. Zu diesem Zwecke bedienen sie sich im Verkehr untereinander meist einer besonderen, dem gewöhnlichen Volk unverständlichen Sprache. Das war z. B. bei den Priestern der Maoris auf Neuseeland, bei den Angekoks der Grönländer, den Schamanen der Kamtschadalen, bei den „Piai" der Kariben, bei den Zauberern der Fulup in Afrika der Fall. Bei den Maoris wurde diese besondere bei festlichen Gelegenheiten angewendete Sprache den Priesterschülern an einsamen Stellen und in der Tiefe der Nacht gelehrt*).

Wie bei allen Menschen das Verlangen besteht, die erworbenen materiellen und geistigen Güter auf die eigenen Nachkommen oder, wenn solche nicht vorhanden, auf Gleichgesinnte zu vererben, so ist auch bei den Schamanen und Zauberpriestern aller Zeiten und Völker das Bestreben nachgewiesen worden, ihre Geheimnisse, die hauptsächlichsten Quellen ihres Erwerbs und ihrer Macht, auf die eigenen Kinder, oder beim Fehlen solcher, auf gelehrige Schüler zu übermitteln. Bezeichnend ist, daß die Fähigkeit des Schamanisierens fast überall erblich ist und vom Vater auf den Sohn, in selteneren Fällen auch auf die Frau und die Tochter übergeht. Wo solche direkte Erben nicht vorhanden sind, müssen die zur Wahl kommenden Schüler besondere Befähigung zu solchem Beruf besitzen und sich obendrein sehr strengen Prüfungen unterwerfen**).

Die Zauberer der Kariben wählen unter den Knaben ihres Dorfes stets die verschlagensten aus und nehmen dieselben mit in ihre im Urwald versteckten Hütten, wo sie nach und nach mit den Einzelheiten ihres künftigen

---

*) Ratzel, „Völkerkunde", II, 325, 701, 784; Hellwald, „Naturgeschichte des Menschen", I, 426.

**) Ratzel, F., „Völkerkunde", II, 321, 200; „Das Ausland", 1885, Nr. 4; Radloff, „Das Schamanentum"; Hellwald, F., „Naturgeschichte des Menschen", I, 287; Lippert, „Geschichte des Priestertums", I, 278; Du Terstre, „History of the Caribby Islands", 342.

Berufes vertraut gemacht werden. Stets ist diese Lehrzeit sehr lang und mühselig. Denn allerlei Schwierigkeiten werden solchen Schülern in den Weg gelegt, um ihre Ausdauer und Fähigkeiten zu erproben, sowie ihre Schwächen auszuforschen. Um dem Eintritt Unberufener oder Unbefähigter vorzubeugen, die ihre Geheimnisse ausplaudern könnten, müssen solche Schüler sich zu Ende der oft mehrere Jahre währenden Lehrzeit auch noch schweren Generalproben unterwerfen, die äußerste Aufmerksamkeit erfordern.



Kirgisische Schamanin mit ihrer Zaubertrommel.
Nach einer Photographie.

Der berühmte Ethnologe Adolf Bastian berichtete in seinen „Geographischen und ethnologischen Bildern" (S. 401), daß bei solchen Prüfungen die Schamanen Sibiriens ihre Schüler in einen abgelegenen Wald führten, wo der Lehrherr auf einem der höchsten Bäume mittels eines Brettes einen Stand herrichtete. Diesen bestieg er und führte auf diesem schwanken Podium einen seiner wildesten Zaubertänze auf. Der Schüler, auf einem in gleicher Weise auf einem benachbarten Baum hergerichteten Brett stehend, mußte nun alle Gebärden und Gesten seines Meisters nachahmen.

Derartige Übungen hatten offenbar den Zweck, den Schüler dahin zu

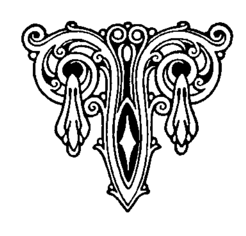
bringen, daß er auch unter dem Anschein der hochgradigsten Verzückungen oder Ekstase doch aller seiner Bewegungen vollkommen Herr bleibe und fähig sei, vor den Augen der Stammesgenossen die schwierigsten Zauberkünste ohne Blamage durchzuführen.

Friedrich Ratzel hebt in seiner „Völkerkunde" (II, 325) hervor, daß in der Priesterschule der Maori auf Neuseeland ein einziges falsches Wort in den Beschwörungsformeln den Kandidaten nicht nur unfähig für seinen Beruf machte, sondern ihm sogar den Tod gebracht habe.

Vielfach mußten die Schüler sich auch, um ihre Standhaftigkeit zu beweisen, allerhand scheußlichen Proben unterwerfen. Wohl die widerlichsten hatten die Schüler jener „Hametze" zu bestehen, die unter den Indianern der Nordwestküste von Britisch-Kolumbia und Alaska als Zauberpriester fungieren. Adrian Jacobsen, der als Händler jahrelang unter den Bella Coola lebte und höchst interessante Reiseschilderungen veröffentlichte („Reise an der Nordwestküste Nordamerikas", S. 48—50), berichtete, daß nur solche Personen in die Kaste der Hametzen eintreten konnten, die sich ein Anrecht auf diesen heiligen Stand durch furchtbare Selbstpeinigungen erworben hatten. Als Voraussetzung galt ferner, daß der Aufnahmesuchende Abkömmling eines Schamanen, Häuptlings oder hervorragenden Kriegers sein mußte. Das Novizentum dauerte vier volle Jahre, während welcher Zeit der zukünftige Hametze als besonderes Abzeichen ein aus Zedernbast gefertigtes, von der linken Schulter unter dem rechten Arm durchgehendes Band trug. Während der letzten vier Monate seiner Prüfungszeit verließ der Novize sein Heim und seine Familie, um sich im tiefsten Waldesdunkel unter allerhand Kasteiungen und Entbehrungen zur letzten großen Zeremonie vorzubereiten. Wer die seltsamen Töne seiner Pfeife hörte, ging mit leisem Schaudern dem Hametzen aus dem Wege, um ihn nicht zu stören. War endlich der große Augenblick gekommen, wo der angehende Kandidat die letzte Probe seiner Befähigung zu einem Hametzen, d. h. einem Menschenfresser ablegen sollte, so stürzte er eines Tages, die blutunterlaufenen Augen furchtbar rollend und alle Bewegungen einer gierigen Bestie nachahmend, aus dem Dickicht hervor mitten in das Dorf hinein, fiel über einen der Bewohner her, biß sich vampyrartig in die Brust, oder in einen Arm desselben ein und schlang ein Stück Fleisch, einen Mund voll Blut hinunter. Nun war der Hametze gemacht und ein Mitglied jener Ungeheuer geworden, die sich zu gewissen Jahreszeiten in tiefster Einsamkeit zusammenfanden, um in Ermangelung frischen Menschenfleisches ein aus Teilen menschlicher Leichen bestehendes Kannibalenmahl zu sich zu nehmen. So scheußlich es klingen mag, die Verspeisung menschlicher Leichen ist eine bei jenen Hametzen beobachtete Tatsache gewesen. Einwandfreie Beobachter schilderten, wie diese menschlichen Hyänen die mumifiziert gewesenen Teile der Leichen in Wasser aufweichten

und mit einer Gier zerrissen, daß das eigene Blut aus den im Eifer an Mund und Lippen erhaltenen Schrammen auf die Erde triefte.

Ähnliche ekelhafte Proben ihrer Würdigkeit hatten die Schüler der Medizinmänner der Chippewaehs, Crees und Ojbways abzulegen. Sie mußten einen lebendigen Hund mit Haut und Haaren verzehren, während rundherum ein toller Hexentanz mit Trommeln, Fackeln und wüstem Geheul tobte.



DAS ENTSTEHEN DER PRIESTERZÜNFTE

Wo immer Forscher in engere Berührung mit wilden Völkerstämmen kamen, konnten sie beobachten, daß in fast allen kleinen Ortschaften die Aufgabe, deren Bewohner vor den Anschlägen böser Geister zu schützen, in den Händen nur eines Schamanen liegt. Sorglich sind diese Gaukler dann auch darauf bedacht, keine Konkurrenten aufkommen zu lassen, mit denen sie ihre Einkünfte teilen müßten. Erst wo die Gemeinwesen größere Ausdehnung gewinnen und die Stämme sich über weite Gebiete verbreiten, wächst dementsprechend die Zahl solcher Beschwörer. Meist betreiben sie dann ihr auf die Ausbeutung der Stammesgenossen abzielendes Gewerbe unabhängig voneinander. Ja, es mag sich ereignen, daß sie voll giftiger Eifersucht einander aufs bitterste befehden und durch öffentliche Proben ihrer Kunst den Stammesgenossen Beweise dafür zu liefern suchen, daß ihre Macht über die Welt der unsichtbaren Geister und Dämonen größer als jene der Nebenbuhler sei und mehr Vertrauen verdiene. Ein klassisches Beispiel solchen Wettstreites liefern bekanntlich die Kapitel 7—12 des Buches Moses, in denen geschildert ist, wie vor den Augen Pharaos die Priester Ägyptens von Moses durch Verrichtung weit eindrucksvollerer Wundertaten geschlagen wurden. —

Mit der Zeit führt aber die Erkenntnis, daß es unklug sei, einander zu bekämpfen, sondern daß größere Vorteile erzielt werden können, wenn man gemeinsame Sache mache, solche Zauberpriester zu einer Verständigung, zu einem Zusammenschluß. Sie finden sich gelegentlich an einem nur ihnen bekannten Ort zusammen, um die erworbenen Erfahrungen und Geheimnisse auszutauschen und gemeinsame Angelegenheiten zu besprechen. Bei solchen Zusammenkünften bedienen sie sich vielfach allerhand Vermummungen, die sowohl den Zweck haben, ihre Träger unkenntlich zu machen, wie auch durch ihr unheimliches Aussehen Unberufene abzuschrecken. Solcher Art waren beispielsweise die Maskierungen, die von den Schamanen und Geisterbeschwörern der an den Küsten von Oregon, Britisch-Kolumbia und Alaska hausenden Indianerstämme verwendet wurden, und in denen sie sich, zur Erhöhung ihres Ansehens, auch gelegentlich vor allem Volk in grotesken Schaustellungen sehen ließen. Solche Schaustellungen wurden vielfach von den im vorigen Abschnitt erwähnten Schamanen oder Hametzen Alaskas und Britisch-Kolumbias veranstaltet. Sie erschienen dabei in aus den Haaren der

Bergziegen gewobenen Mänteln, deren Ornamentierung lauter Fratzen, riesige Augen und weitgeöffnete Mäuler zeigte. Dazu wurden allerhand, aus



Schamanen der an der Küste von Alaska hausenden Indianerstämme.

Holz geschnitzte und mit Zedernbast reich behängte groteske Tiermasken getragen und das Gebaren jener Seelöwen, Bären, Adler, Raben und anderer Geschöpfe nachgeahmt, die in den religiösen Anschauungen und Mythen

der Nordwest-Indianer eine so große Rolle spielten. Die Masken waren stets bemalt; vornehmlich die ungeheuren Mäuler und Lippen glänzten in einem wildeste Blutgier ausdrückenden feurigen Rot.

Die Interessengemeinschaft führte die Schamanen mit der Zeit überall zur Bildung förmlicher Priesterzünfte, deren Mitglieder sich von dem gewöhnlichen Volk streng absonderten, sich als die einzigen berufenen Vermittler zwischen Menschen, Geistern und Göttern ausgaben und als solche sich mancherlei Vorrechte anmaßten. Bereits in vorgeschichtlichen Zeiten entwickelte sich ein derartiges Priestertum bei allen jenen Völkerschaften, die später als Chaldäer, Babylonier, Assyrer, Perser, Inder, Chinesen, Ägypter, Juden, Griechen, Römer, Gallier und Germanen in der Geschichte des Altertums so große Bedeutung erlangten.

Es waren diese Priester, welche den Wahnglauben an allerhand übelwollende Geister und wohlgesinnte Götter einer gewissen Ordnung unterwarfen, ihn in bestimmte mit vielerlei Zeremonien umkleidete Formen brachten und dadurch jene überaus mannigfaltigen Religionssysteme schufen, die im Dasein der Menschheit eine so bedeutungsvolle Rolle spielten und noch heute spielen.

Wie Selbstsucht und Eigennutz die Grundzüge im Charakter der Schamanen, Medizinmänner und Fetischzauberer bilden, so ließen auch diese Priesterzünfte es sich in erster Linie angelegen sein, das eigene Ansehen zu befestigen und das Volk in dem Glauben an die Besonderheit, an die Heiligkeit ihres Standes zu erziehen. In diesem Bestreben war das Priestertum wohl nirgendwo so erfolgreich, wie in Indien, jenem Lande, wo die Einteilung des Volkes in bestimmte Klassen oder Kasten vielleicht in frühere Zeiten zurückreicht als bei irgendwelchen anderen Völkern des Altertums. Sie beriefen sich dabei auf „heilige Gesetzbücher", die angeblich von Manu, dem ersten von den Göttern geschaffenen Menschen geschrieben worden seien, in Wirklichkeit aber von den Priestern selber verfaßt waren.

Zweifellos waren es auch die Priester, welche die Legende erfanden und verbreiteten, Gott Brahma habe, als er die Welt erschuf und bevölkerte, die Menschen in verschiedene Klassen oder sogenannte „Kasten" eingeteilt. Seinem Haupte seien die Priester, die Brahmanen entsprungen. Folgerichtig habe er ihnen auch die geistige Leitung der gesamten Menschheit übertragen. Aus Brahmas Schultern seien die Krieger hervorgegangen, deren Aufgabe darin bestehe, mit ihren starken Armen die göttlichen Einrichtungen, also in erster Linie das Priestertum, sowie das ganze soziale Gefüge zu schützen. Die Händler und Kaufleute gingen aus Brahmas Hüften hervor. Das gewöhnliche Volk, die Arbeiter bildeten die Füße des Körpers, während die von den Indern unterworfenen Urbewohner des Landes, die Parias, die Sklaven aller waren.



Eine religiöse Ceremonie der Schamanen oder Hametze der Bella Kola Indianer Britisch Columbias.
Nach einer Naturaufnahme in Hirts „Geographische Bildertafeln“.

Mit erstaunlichem Geschick verstanden es die Brahmanen, diese Gesellschaftsordnung durchzusetzen. In erster Linie versicherten sie sich der Beihilfe der die weltlichen Herrscher stellenden Kriegerkaste und erzogen deren Mitglieder zu der in den heiligen Gesetzbüchern niedergelegten Anschauung:

„Die Kschatria (die Krieger, die Herrscher) können ohne die Brahmanen, die Priester, nicht erfolgreich und glücklich sein. Die Brahmanen wiederum können sich nicht ohne die Beihilfe der Kschatria erheben. Darum werden beide Kasten nur durch innige Verbindung und gegenseitige Hilfe in dieser und in der nächsten Welt erhaben."

Dieser uralten Erkenntnis der Ersprießlichkeit eines Zusammengehens zum Zweck gegenseitiger Förderung und Ergänzung sind die Priester und Herrscher stets treu geblieben. Verliehen die weltlichen Herrscher als oberste Befehlshaber der Kriegerkaste den Priestern Schutz und Schirm, so wurden die Priester hingegen die Stützen der Regenten, indem sie den Glauben an die Göttlichkeit, an das „Gottesgnadentum" der Herrscher zu einem Dogma erhoben und dadurch zur Sicherheit der Herrscher außerordentlich beitrugen.

Daß die Brahmanen in erster Linie aber darauf bedacht waren, ihre eigene Sonderstellung zu befestigen, geht daraus hervor, daß sie die Anschauung durchzusetzen wußten, das niedrigste Mitglied ihrer Kaste sei edler als der höchste weltliche Herrscher. Sei er doch sogar für die Götter im Himmel ein Gegenstand der Verehrung! Die Menschen vollends hätten ihn nur anzubeten und in Demut, ohne Zögern das zu befolgen, was er befehle. Sie wußten es ferner durchzusetzen, daß ein Brahmane, weil er einen Teil der Gottheit darstelle, den für alle anderen Kasten gültigen Gesetzen nicht unterworfen sei, keinerlei Abgaben zu entrichten habe und für kein von ihm begangenes Verbrechen zur Verantwortung gezogen werden dürfe. Ebensowenig durfte sein Eigentum beschlagnahmt werden. Der König, welcher wage, sich des Besitztums eines Brahmanen zu bemächtigen, sei verflucht und werde samt seiner ganzen Umgebung dem Verderben verfallen. —

Diesen Glaubenssätzen entsprachen die Strafen, die denjenigen bedrohten, der einen Brahmanen beleidigte. Einem solchen Übeltäter wurde ein rotglühender eiserner Stab durch den Mund bis in die Eingeweide hinabgestoßen. Wer gar sich an einem Brahmanen tätlich vergriff, verfiel nicht bloß augenblicklichem Tod, sondern obendrein dem Fluch, tausend Jahre lang die schrecklichsten Qualen der Unterwelt leiden zu müssen. Die Ermordung eines Brahmanen konnte als das schwerste aller Verbrechen niemals gesühnt werden. Wer sich eines solchen schuldig machte, verfiel ewiger Verdammung.

Die hauptsächlichste Beschäftigung der Brahmanen bestand und besteht noch heute darin, die heiligen Bücher zu lesen und auszulegen, die Opfer in Empfang zu nehmen und den Göttern darzubringen, weil Opfer aus der Hand eines Laien von den Göttern nicht angenommen würden!

Die Kaste der Brahmanen zerfiel nach dem Lebensalter der Mitglieder wieder in vier Abteilungen. Die unterste bestand aus den „Schülern", die gleich den Schülern der Schamanen in sehr strenger Zucht lebten und sich Entsagungen aller Art unterwerfen mußten. Nach vollendetem Unterricht, bei dem das Lernen der alten Sprüche die Hauptsache war, kehrten sie in ihr Haus zurück und konnten neben ihrer Priesterschaft auch allerhand weltliche Geschäfte betreiben. Manche traten auch in den politischen Dienst, wurden Ratgeber der Fürsten und Könige, Beisitzer der Versammlungen, Statthalter und Verwalter und hatten als Staatspriester die Offenbarungen und den Willen der Götter zu erforschen. Nach ihrem 45. Jahre zogen sie sich aus der Öffentlichkeit zurück, wohnten abgesondert und hießen „Einsiedler", um nach vollendetem 72. Jahre in die vierte Klasse einzugehen und zu „Heiligen" zu werden.

In den meisten indischen Staaten gelang es den Brahmanen, sich in den Besitz aller leitenden Ämter zu setzen und dadurch die höchsten Staatswürden, einschließlich der Feldherrnstellen an sich zu reißen. Indem sie diese Positionen erblich machten, ließen sie den Königen nichts übrig, als ihre Freigebigkeit zu beweisen und ihre Hauptpriester in allen Angelegenheiten zu Rate zu ziehen.

Im Besitz dieser gleichfalls erblichen Stellungen erhoben sich die Hauptpriester allmählich sogar über die Könige. Nach dem „Manava Dharma Sastra" genannten Gesetzbuch (VII, 37, 39—40, 42) mußte der König, nachdem er am Morgen aufgestanden, die in der Kenntnis der Veda ergrauten Brahmanen verehren und in ihrem Befehl verharren. „Von ihnen möge er stets bescheidenen Anstand lernen; denn der König, welcher bescheidenen Geistes ist, wird niemals zugrunde gehen. Durch unbescheidenes Betragen sind viele Könige mitsamt ihrem Geschlecht und ihrer Habe zugrunde gegangen. Durch bescheidenes Benehmen haben sogar Einsiedler (also die dritte Kaste der Brahmanen) Königreiche erlangt." —

Wie Lippert in seiner „Allgemeinen Geschichte des Priestertums" (II, 403 und 404) richtig bemerkt, gab diese Bestimmung zu erkennen, daß der König sich mit seinem Oberpriester nicht nur über die wichtigsten Angelegenheiten seines Reiches beraten, sondern sich auch dessen Anordnungen unterwerfen mußte. Wehe dem Herrscher, der den Mut zeigte, sich dieser Umstrickung entziehen zu wollen. Nicht nur daß er von einer Versammlung von Brahmanen abgesetzt und zum Tode verurteilt werden konnte, sondern ihm drohte auch die Rache der Götter. Wiederholt seien derartige Frevler

mit Wahnsinn bestraft und obendrein dazu verdammt worden, viele tausend Jahre auf Erden in Gestalt einer Schlange zu leben.

Unterlagen sonach die indischen Fürsten dem Willen der Brahmanen, so waren auch alle anderen Kasten unter deren absolute Botmäßigkeit gezwungen worden. Und zwar zu einer Abhängigkeit, die dem göttlichen Gesetz zufolge in keinem Punkt abgeändert werden durfte. Wer sich diesem Gesetz nicht füge, habe gleichfalls ewige Verdammnis zu gewärtigen.

Dieses angeblich göttliche, in Wirklichkeit aber von den Priestern verfaßte Gesetz bestimmte, daß jedes Mitglied einer Kaste für sein ganzes Leben in derselben verbleiben und die gleiche Profession erlernen und erfüllen müsse, die sein Vater betrieben habe. Ein Übergang von der untersten Klasse in eine höhere war aufs strengste verboten. Damit war jedem Streben, jeder Möglichkeit, die eigene Stellung zu verbessern oder sein Wissen zu bereichern, die Spitze abgebrochen. Jeder Wunsch, jede ehrgeizige Regung, jede Hoffnung wurden systematisch erdrosselt, damit das Volk in beständiger Unwissenheit, in steter Furcht vor der Rache der Götter und in ewiger Abhängigkeit vom Priestertum erhalten bleibe.

Diese Abhängigkeit erstreckte sich in erster Linie auf die den Göttern schuldigen Opfergaben, welche, wie bereits bemerkt, nur durch die Brahmanen dargebracht werden durften. Auch über die Art dieser Opfer gaben die von den Priestern verfaßten Gesetzbücher dem gewöhnlichen Volke Aufschluß. Geopfert werden konnten Kühe, Pferde, Wagen nebst den Lenkerinnen derselben, Frauen, Mädchen, Sklavinnen, Gold, Kleider, Speisen, kurz alles, was zu des Lebens Notwendigkeiten gehörte und dasselbe verschönen konnte. Zu reichlichem Geben forderten zahllose Sprüche und Verheißungen auf: „Wer Kleider schenkt, erwirbt nach Manus Gesetz die Welt des Mondes!“ — „Wer dem Brahmanen eine Kuh schenkt, der erlangt sämtliche Welten!“ — „Wer einen Zugochsen darbringt, dem wird himmlische Herrlichkeit zuteil!“ — „Weich wie Wolle ist die Erde demjenigen Toten, der in seinem Leben reichen Opferlohn gebracht hat!“ — „Gebe ein zu Hause gewobenes Gewand und sämtliche Welten, die irdischen wie die himmlischen, sind dein!“ —

Reichliches Opferspenden wurde insbesondere Hauptsache bei allen großen Volksfesten. Und durch Legenden aller Art wurde beständig darauf hingewiesen, was in den guten alten Zeiten in dieser Hinsicht geleistet worden sei. Ältere indische Schriften enthalten wahrhaft betäubende Angaben über reiche Opfer, die dargebracht worden seien: 4000, ja, 60000 Rinder, 5000 Rosse und 10 Wagen samt deren Lenkerinnen hätten ein einziges Opfer gebildet! Es wird von Königen berichtet, die sich selbst dargebracht und durch eine ihrem eigenen Gewicht gleichkommende Gabe an Gold wieder ausgelöst hätten. König Dacaraka habe einmal den Opferpriestern die ganze

Erde geschenkt. Als die Priester dieses Geschenk ablehnten, weil es nicht ihre Aufgabe sei, die Erde zu schützen, habe der König dafür 100 000 Kühe, 100 Millionen Goldstücke und 400 Millionen Stücke Silbergeld gegeben!

Im Gegensatz zu solchen Hochzupreisenden wurden die Nichtopfernden, die „Werkfeindlichen", die „Kultverweigerer" und „Gottlosen" verflucht. Und wehe dem, der sich gelüsten ließ, etwas von den dargebrachten Opferspeisen zu entwenden! „Einen hundertfachen Widerhaken verschlingt, und nicht vermag er ihn herauszuziehen, der Tor, der eines Brahmanen Speise verzehrt und denkt, es sei süß, was er esse!" — „Sämtliche vom Geschlecht der Vaitahavja, hundertundzehn an Zahl, gingen zugrunde, weil sie eines Brahmanen Kuh verspeist hatten!" —

Infolge all dieser „göttlichen Verordnungen" und Drohungen sammelten sich in den Tempeln Indiens ungeheure Reichtümer an. In diesen „Pagoden" lebten die Brahmanen als unumschränkte Herren aller Einkünfte in höchster Pracht und Üppigkeit, in Gemeinschaft mit ganzen Scharen der schönsten Tänzerinnen, die, von ihrem neunten Jahre an in die Tempel aufgenommen wurden, als „Dienerinnen der Götter" figurierten und als solche bis zu ihrem sechzehnten Jahre tätig blieben, um dann entlassen und durch neue ersetzt zu werden.

Daß im Reich der Pharaonen, in Ägypten, eine ähnliche Kasteneinteilung wie in Indien bestand, ist durch Mitteilungen der griechischen Schriftsteller Herodot, Plato, Plutarch und Diodorus bezeugt. Die oberste der Klassen bildete das Priestertum, das unter der Leitung der Hohenpriester des Gottes Amon allmählich zu einer sich über das ganze Land erstreckenden Organisation zusammengefaßt wurde, dem der in Theben residierende Hohepriester Amons vorstand. Infolgedessen erlangte das Priestertum Ägyptens eine außerordentliche Macht, zumal es sich auch im Gerichtswesen den ausschlaggebenden Anteil angemaßt hatte. Und wie in Indien, so wurden in Ägypten die Tempel zu Ansammlungsstätten unermeßlichen Reichtums. Dazu waren ihnen von dem ackerbaufähigen Boden des Landes fünfzehn Prozent zu eigen. Der Tempel des Gottes Amon in Theben besaß allein 583 000 Acker. Wie in Indien, so stand auch hier dem Priestertum die Kaste der Krieger und Edelleute zur Seite. Das aus Handwerkern und Ackerleuten bestehende Volk bildete die unterste Klasse und war, wie in Indien, von jeder Anteilnahme am geistigen Leben ausgeschlossen. Wie dort, so mußte auch hier der Sohn in dem von seinem Vater ausgeübten Handwerk oder Beruf verbleiben. —

Auch im Reich der Inkas wie in Mexiko waren alle priesterlichen Einrichtungen derart geregelt, daß es den Priestern möglich wurde, für sich und ihre Tempel jene ungeheuren Reichtümer anzusammeln, die das maßlose Staunen der spanischen Eroberer erregten. Von aller Kriegsbeute fiel

dem „Sohn der Sonne“ oder Inka zunächst der dritte Teil zu. Ihm gehörte ferner das gesamte Grundeigentum des Landes, das vom Volk bewirtschaftet werden mußte. Ein Drittel dieses Besitzes war „Sonnenland“, das heißt alle seine Erträgnisse dienten zur Erhaltung der Tempel und des Priestertums. Das zweite Drittel war „Inkaland“, dessen Erträgnisse für die Hofhaltung des Inka verwendet wurden. Das Volk mußte sich mit dem letzten Drittel, dem „Volkslande“ begnügen und daraus seine Nahrung ziehen. Aber jeder besaß seinen Anteil nur als Lehen. Die Verteilung geschah alljährlich neu, damit nicht durch Verwahrlosung eines Gutes die allgemeine Wohlfahrt geschädigt werde. Da das Volk außerdem die Erstgeburt vom Herdenertrag, Wolle und andere Dinge liefern mußte, so ist ersichtlich, daß das gesamte Volk seitens des Priestertums einem unablässigen Frondienst unterworfen worden war. —

Um die vielen gemeinsamen Züge darzulegen, die auf die Abstammung der Priester des Altertums vom Schamanentum hinweisen, müßte man Bücher schreiben. Wie die Schamanen und Medizinmänner sich durch absonderliche geheimnisvolle Aufputze von ihren Stammesgenossen zu unterscheiden suchen, so auch die Priester des Altertums. In Schnitt wie in Farbe waren ihre Gewänder von jenen des Volkes stets verschieden, obendrein mit allerlei Zutaten versehen, die dazu beitragen konnten, ihre Träger als besondere, höhere Wesen zu kennzeichnen. Im Lauf der Zeit wurden diese Gewänder zu so komplizierten Ornaten, wie solche beispielsweise dem jüdischen Oberpriester Aaron und seinen Assistenten angeblich von Gott für seine im Tempel zu verrichtenden religiösen Handlungen vorgeschrieben wurden. Der in den Kapiteln 28 und 29 des 2. Buches Mosis enthaltenen Schilderung zufolge bestand das Ornat des Hohenpriesters aus einem gelbseidenen, mit scharlachroten, rosinfarbigen und weißen Seidenfäden und mit Goldfäden durchwirkten Leibrock, der über den Hüften durch einen in den gleichen Farben gehaltenen Gurt zusammengehalten wurde. Zwei aus goldgefaßten Onyxsteinen gebildete Spangen schlossen das Gewand über den Achseln. Die Brust war mit einem an goldenen Kettchen hängenden, handlangen Schild bedeckt, auf dem zwölf, in vier Reihen geordnete Edelsteine die zwölf Stämme Israels repräsentierten. Den unteren Saum des Leibrockes zierten abwechselnd kleine aus Gold gefertigte Schellen und aus farbiger Seide hergestellte Granatäpfel. Eine weißseidene Haube mit einem goldenen Stirnblatt und der Inschrift „Das Heiligtum des Herrn“ schmückte das Haupt.

Die als Hilfspriester dienenden Söhne Aarons hatten über leinenen Unterkleidern Leibröcke aus weißer Seide zu tragen; desgleichen weiße, mit farbigen Seidenfäden durchwirkte Gürtel und weißseidene Hauben.

In ebenso prunkvollen Ornaten erschienen die Priester aller anderen Völker des Altertums. Meist kennzeichneten sie sich auch durch besondere

Haartrachten und Tonsuren. Dazu kamen noch manche andere, ihrem Stande streng vorbehaltene Eigentümlichkeiten. So trugen die Priester Ägyptens während ihrer Amtswaltung Stäbe aus Metall, die innen hohl waren und



Jüdischer Oberpriester und seine Hilfspriester.
Nach einer Darstellung in den Kostümbilderbogen von Braun & Schneider, München.

beim Verrichten von allerhand Zauberkünsten eine große Rolle spielten. Manche hatten die Gestalt von Schlangen; andere waren an der Spitze umgebogen. Aus diesen Zauberstäben lassen sich die Äskulapstäbe der Ärzte und die Krummstäbe der christlichen Bischöfe ableiten. Im Verkehr unter-

einander bedienten die Priester sich auch meist einer besonderen Sprache und Schrift, die nur Eingeweihten verständlich waren.

Das Verrichten von allerhand Wundern wurde von diesen Nachkommen der Schamanen und Medizinmänner zu einer förmlichen Wissenschaft ausgebildet, da durch Vollbringung solcher Wunder das abergläubische Volk am eindringlichsten von der übernatürlichen Begabung der Priester überzeugt und zu der Anschauung erzogen werden konnte, in diesen Priestern heilige Wesen zu erblicken, die als solche auch verehrt werden müßten. —

Daß diese Priester gleich den Regenmachern der Naturvölker Einfluß auf das Wetter ausüben, und unedle Metalle in Gold verwandeln könnten, ferner imstande seien, Tote zu erwecken, die Seelen Abgeschiedener herbeizurufen und sich selbst unsichtbar zu machen, wurde allgemein geglaubt. Sie verstanden sich ferner auf die Kunst, allerlei Liebestränke zu brauen, Getrennte wieder miteinander zu vereinen und Diebe ausfindig zu machen. Gegen entsprechende Bezahlung hatten sie auch magische Rezepte zur Hand, wie man auf Erden Freunde und Reichtümer, im Jenseits endlose Glückseligkeit erwerben könne. Verspürte jemand das Verlangen, sich unbemerkt an einem Feinde zu rächen, so waren die Priester bereit, diesen Feind entweder durch ein giftiges Tränklein zu beseitigen, oder ihm mittels ihrer Zaubersprüche oder durch „Rachepuppen“ unausgesetzt schlaflose Nächte zu bereiten und ihn derart zu peinigen, daß er schließlich an Erschöpfung starb*). Selbstverständlich hatten die Priester es auch vollkommen in ihrer Gewalt, solche schändlichen, von anderen Seiten geplante Anschläge abzuwehren und unschädlich zu machen.

Geradezu berüchtigt wegen solcher nichtswürdigen Künste waren die Mitglieder einer in Medien und Persien verbreiteten Priesterkaste, die sich „Magu-sh“ nannten, eine altpersische Bezeichnung, aus der sich die Wörter

---

*) Daß die Anfertigung solcher „Rachepuppen“ zu den Zauberkünsten der Priester Alt-Ägyptens gehörte, versichert der berühmte Ägyptologe G. Maspero in seiner „Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique“ (Paris 1895). Auf Seite 213 sagt er: „Wohl nirgendwo wurden allerhand Zauberkünste mit solcher Sorgfalt studiert und betrieben als in dem Lande der Pharaonen. Insbesondere war den ägyptischen Magiern die Bezauberei durch Bildwerke oder Rachepuppen geläufig. Ein einziger Tropfen Blutes von einem Menschen, einige Abschnitte seiner Haare, oder ein Fetzen seines Gewandes reichten aus, um dem Zauberer angeblich volle Gewalt über diesen Menschen zu verleihen. Der Zauberer knetete diese Dinge in einen Klumpen Wachs und formte daraus die Figur jenes Menschen, dem Übles zugefügt werden sollte. Obendrein bekleidete er die Figur in ähnlicher Weise. Wurde ein solches Abbild darauf dem Feuer ausgesetzt, so verfiel die dargestellte Person sofort in ein hochgradiges Fieber. Wurde die Figur mit einem Messer gestochen, so empfand die Person die gleichen Schmerzen, als sei sie wirklich verwundet worden.“

„Magier“ und „Magie“ entwickelten. Das Wort „Magie“ wurde die Bezeichnung für Zauberei im allgemeinen.

Wie gefürchtet die Magier im Volke waren, ergibt sich aus mancherlei Gebeten, um Anschläge derselben unschädlich zu machen. Der Archäologe Lenormant veröffentlichte den Wortlaut solcher in Ton eingeritzten Anrufungen, die in den Ruinen ehemaliger chaldäischer Städte gefunden wurden. Sie sind ungemein reich an Stellen, aus denen die entsetzliche Angst der damals lebenden Menschen vor böswilliger Verzauberung hervorleuchtet. Oft sind diese eindringlichen Gebete wenig voneinander abweichende Wiederholungen der gleichen Worte, als seien die Bittsteller darauf bedacht gewesen, nicht die kleinste Möglichkeit zur Abwehr einer versuchten Verzauberung unberücksichtigt zu lassen. So lautet z. B. eines dieser Gebete folgendermaßen: „Der Magier hat mich durch seine Künste verzaubert; er verzauberte mich durch seine Künste. Die Hexe hat mich durch ihre Künste verzaubert; sie hat mich verhext durch ihre Künste. Er, der Figuren macht, um die Menschen zu verzaubern, raubt mir mein Leben durch ein solches Bildnis. Durch ein Bildnis nimmt er mir mein Leben. Seitdem er mein Ebenbild anfertigte, mein Gewand zerriß und mit dem Staub unter seinen Füßen vermischte, schwindet mein Leben dahin. O Gott des Feuers, Du starker Held, mache Du seinem schrecklichen Zauber ein Ende!“ —

Daß man sogar glaubte, derartige Zauberer besäßen die Macht, durch ihre Verwünschungen ganze Völker zu verderben, ergibt sich aus den Kapiteln 22, 23 und 24 des 4. Buches Mosis. Daselbst ist weitläufig berichtet, wie Balak, König der Moabiter, durch das siegreiche Vordringen der Israeliten geängstigt, wiederholt Gesandtschaften mit reichen Geschenken an Bileam, einen in Pathor wohnenden Magier und Wahrsager, schickte, um denselben zu veranlassen, die Israeliten zu verfluchen und Unheil über sie zu bringen. —

Wie die Schamanen und Medizinmänner der Naturvölker ihre Schüler den strengsten Prüfungen unterwarfen, um dem Mißglücken ihrer Wundertaten vorzubeugen, so mußten auch die Novizen der Tempelpriester des Altertums die schwersten Examen bestehen. Sicherer Tod war denjenigen beschieden, die das Geringste von den Vorgängen im Tempel und deren Geheimnissen verrieten. Nicht umsonst hieß der Hohepriester von Heliopolis „Herr der Geheimnisse! Er, der die Geheimnisse des Himmels kennt!“

Allerdings hatten die Priester des Altertums Gründe genug, um dem Einblick unbefugter Personen in ihre Geheimnisse vorzubeugen, waren doch sämtliche Einrichtungen ihres Berufs und ihrer Lehren darauf eingestellt. die abergläubischen Mitmenschen in beständiger Furcht und Angst zu erhalten, damit sie um so sicherer beherrscht und um so erfolgreicher ausgebeutet werden könnten.



Tibetanischer Oberpriester
mit Donnerkeil und Gebetsmühle.

DAS ENTSTEHEN DER PRIESTERREICHE

Seit uralten Zeiten ist die Menschheit von zwei Mächten geleitet und beherrscht worden, von den Starken und Kühnen, die sich durch ihre körperliche Kraft und ihren Wagemut unter ihren Stammesgenossen zu deren Häuptlingen und Königen aufwarfen, und von den Schlauen, den Schamanen und Fetischpriestern, die ihre Mitmenschen im Aberglauben bestärkten, sie beständig mit dem Zorn der bösen Geister und Götter bedrohten und sie dadurch in ewiger Angst und Unterwürfigkeit hielten.

Sehr häufig kam es vor, daß physische Macht sich mit geistiger Schlauheit in einer Person vereinten, daß ein Häuptling zugleich Schamane war, oder daß ein Priester sich auch der Führerschaft in allen nicht zu seinem geistlichen Beruf gehörenden Angelegenheiten bemächtigte. Das war und ist noch bei sehr vielen Völkern der Fall, vornehmlich bei den Polynesiern und vielen afrikanischen Stämmen. So fand beispielsweise der Afrikareisende Holub, daß der König Sepepo des Marutse-Mambunda-Reiches es vorzüg-

lich verstand, sich vor seinen Untertanen auch als Zauberer und Schamane gefürchtet zu machen*). Ein Gleiches berichtete Strabo von den Priesterkönigen der in Kleinasien gelegenen Städte Zela und Pessinus.

Wo nicht ein derartiges Priesterkönigtum herrschte, sondern die physische und die geistige Gewalt in den Händen zweier verschiedener Personen ruhte, da wußten die Priester es den Herrschern stets klarzumachen, daß ihre Unterstützung für dieselben nicht nur höchst wertvoll, sondern geradezu unentbehrlich sei, und daß aus gegenseitiger Förderung große Vorteile für beide Teile erwachsen müßten. In uralten indischen Schriften findet sich der Satz: „Die Herrscher können ohne den Beistand der Priester nicht erfolgreich sein; die Priester wiederum können sich ohne die Herrscher nicht entfalten. Darum werden beide Kasten nur durch gegenseitige Hilfe und gemeinsames Zusammenwirken in dieser wie in der nächsten Welt erhaben!"

Von der Ersprießlichkeit eines derartigen Zusammenwirkens überzeugt, nahmen die Herrscher auch stets die Priester unter ihren besonderen Schutz. Diese hingegen trugen in hohem Grade sowohl zum Ansehen wie auch zur Sicherheit der Herrscher bei, indem sie die Völker in dem Glauben erzogen, daß die Herrscher durch den Willen und die Gnade der Götter in ihre Ämter eingesetzt und darum heilig und unverletzlich seien. So entstand die Lehre von dem „Gottesgnadentum der Herrscher", die sich bekanntlich bis auf unsere Tage erhalten hat. —

Aber nicht immer begnügten die Priester sich mit einer solchen Teilung der Herrschaft. Ihre unersättliche Machtgier trieb sie sehr oft zu kühnen oder raffiniert schlauen Anschlägen, um die volle Gewalt an sich zu reißen. Die Geschichte des Altertums weiß von sehr vielen schweren Konflikten zwischen Priestertum und Herrschertum zu berichten, die manchen Völkern geradezu zum Unheil wurden. Aus den meisten dieser Kämpfe gingen die Priester als Sieger hervor, weil sie nicht nur weitaus besser organisiert waren, sondern auch im Ersinnen von allerlei Ränken und Anschlägen wie im rücksichtslosen Durchführen derselben die weltlichen Herrscher weit übertrafen. Dazu übten sie durch ihre Drohungen mit ewigen Strafen eine absolute Macht über die abergläubischen Völker aus.

Auf dem Boden Ägyptens zogen sich solche Kämpfe durch viele Jahrhunderte hindurch. Dem Namen nach besaßen die ägyptischen Pharaos unumschränkte Gewalt, in Wirklichkeit hingegen waren sie nichts als willenlose Werkzeuge der Hohenpriester, die angeblich Angesicht zu Angesicht mit den Göttern verkehrten, deren Willen einholten und den Herrschern ver-

---

*) Holub, „Sieben Jahre in Süd-Afrika", II, 336—390.

kündigten. Dieser Wille stimmte natürlich stets mit den geheimen Plänen und Wünschen des Priestertums überein. Und da der Wille der Götter unter allen Umständen ausgeführt werden mußte, so war es bei der unersättlichen Habgier und Herrschsucht jener Hohenpriester unausbleiblich, daß die Wünsche und Forderungen der Götter, resp. der Priester sich allmählich ins Unermeßliche steigerten und zum Verderben für das ganze Land werden mußten. Das zeigte sich während jener von 1300—1090 v. Chr. reichenden Zeit, wo die energielosen Ramsesiden auf dem Thron Ägyptens saßen und sich von den schlauen Hohenpriestern des in Theben verehrten Gottes Amon beeinflussen ließen. Diese brachten die Herrscher allmählich so unter ihren Bann, daß sie jeden ihrer Schritte bestimmten, ihnen vorschrieben, wann sie ausgehen dürften und zu baden hätten, ja, wann sie ihre Gemahlinnen besuchen dürften*).

Während der Regierung des Königs Ramses IX. (1142—1123 v. Chr.) gelang es dem Hohenpriester Amen-hotep, sich den Willen dieses Herrschers völlig untertänig zu machen. Ein Nachfolger dieses Hohenpriesters, Hrihor oder Hir Hiru, machte sich unter der Regierung Ramses' XII. (1090 v. Chr.) sogar zum Oberbefehlshaber der Armee und zum Verwalter des Schatzamtes. Sowohl in Oberägypten wie in Nubien herrschte er mit einer Unumschränktheit, als ob ein wirklicher König gar nicht vorhanden sei. Er nahm auch den Titel an: „Hrihor, König von Ober- und Unterägypten, Oberpriester des Gottes Amon; Sohn Amons" usw. —

Über seine Regierung äußerte sich der Ägyptologe James Henry Breasted in seinem auf sorgfältigen Studien der Originalquellen beruhenden Werk „A History of the ancient Egyptians" folgendermaßen:

„Mit einer geradezu erstaunlichen Verlogenheit füllte Hrihor seine Titulatur mit Hinweisen auf seine allumfassende Macht. Der durch ihn repräsentierte Staat war eine Theokratie, ein Priesterreich, nichts als das. Bis weit zurück auf die Tage des Königs Thutnose III. (1479—1459 v. Chr.) finden sich auffallende Beweise von Gott Amons Einmischung in die Regierungsgeschäfte. Sogar Thutnose selbst verdankte seine Krönung einem von diesem Gott verkündigten Orakelspruch. Damals erfolgte aber die Einmischung des Gottes nur bei außergewöhnlichen Veranlassungen. In Hrihors Priesterreich wurden derartige Orakelsprüche hingegen zu einem Hauptbestandteil der Regierungsmaschine. Denn was immer dieser Hohepriester durchzuführen und zu einem Gesetz zu erheben wünschte, wurde zur gegebenen Zeit durch einen besonderen Orakelspruch des Gottes empfohlen und gutgeheißen. Und nach vorheriger Vorbereitung bekundete die Figur des Gottes, wenn der Priester ihm seine Wünsche vorlegte, stets durch eif-

*) W. Howitt, „History of Priestcraft in all ages" (London 1838).

riges Nicken mit dem Kopfe ihre ausdrückliche Zustimmung. Sämtliche von Mitgliedern der hohenpriesterlichen Familie vollzogenen Testamente und Eigentumsübertragungen wurden durch Amons Aussprüche gutgeheißen. Und so wurden bürgerliche Dokumente zu göttlichen Geboten gemacht. In die Verbannung gesandte politische Flüchtlinge wurden durch Orakel des Gottes begnadigt und zurückberufen. Verbrecher wurden ihm vorgeführt und auf Grund seiner Entscheidung getötet. Priesterliche Gaukelei ermöglichte es so dem Hohenpriester, unter völliger Mißachtung von Gesetz und Gerechtigkeit alles nach seinen Wünschen durchzusetzen und mit angeblich göttlicher Zustimmung zu bemänteln.“ —

Auch in dem benachbarten Äthiopien gewannen die Priester die Oberhand. Wie Strabo berichtet, hielten sie die Könige „eingeschlossen“, d. h. gefangen. Zuweilen sandten sie einem solchen König durch einen Boten den Befehl zu, „zu sterben“, worauf sie dann einen anderen einsetzten. Später hob ein energischer König diese Sitte auf, indem er mit Bewaffneten in den Tempel der Priester eindrang und alle niedermachte.

Ähnliche Kämpfe spielten sich, wie weitläufig in den zum Alten Testament gehörigen Büchern der Könige und der Chronika geschildert ist, auf dem Boden Palästinas ab. So gewährt beispielsweise das 26. Kapitel des 2. Buches der Chronika einen interessanten Einblick in den zwischen dem König und dem Priestertum bestehenden Minenkampf. Als der durch erfolgreiche Kriege zu Macht und Ansehen gelangte König Ussia von Juda (809 bis 758 v. Chr.) den Versuch machte, sich an die Spitze des Priestertums zu stellen und gleich den früheren Königen David und Salomo im Tempel auf dem Altar das Räucherwerk anzuzünden, vertrat ihm Asarja, der Hohepriester, mit 80 starken Priestern den Weg und ließ ihn buchstäblich hinauswerfen.

Durch welche Ränke, Fälschungen und Mordtaten es der Priesterschaft Israels weiterhin gelang, die Oberhand über das Königtum zu gewinnen, die absolute Herrschaft an sich zu reißen und sich in derselben zu behaupten, bis das Land von den Römern unterworfen wurde, ist von Julius Lippert im 2. Bande seiner „Allgemeinen Geschichte des Priestertums“ (Berlin 1884) ausführlich geschildert worden. Kam unter der Römerherrschaft die Macht der jüdischen Oberpriester zu Fall, so lebte der Geist derselben doch noch viele Jahrhunderte fort. —

Ähnliche Kämpfe um die Allgewalt spielten sich auch in vielen anderen Ländern des Orients ab. Wo es den Priestern gelang, die Alleinherrschaft an sich zu reißen, unterließen sie es nie, die den weltlichen Machthabern zugeschriebene „Heiligkeit der Person“ auch für sich zu beanspruchen. Ja, aus den Mitteilungen glaubwürdiger Schriftsteller des Altertums erfahren wir, daß die Priester mancher Völker bei festlichen Gelegenheiten nicht nur die Gottheiten repräsentierten, sondern sich selber als solche verehren ließen.

So berichtet Pausanias (VIII, 15), daß in Arkadien die Priester der Demeter, der fruchttragenden Erde, an deren Jahrestag in der Maske der Göttin erschienen. Das gleiche taten die Priester der Eleusinier (Creuzer, „Symbolik", III, 447), ferner die geistlichen Oberhäupter der Maori auf Neuseeland.

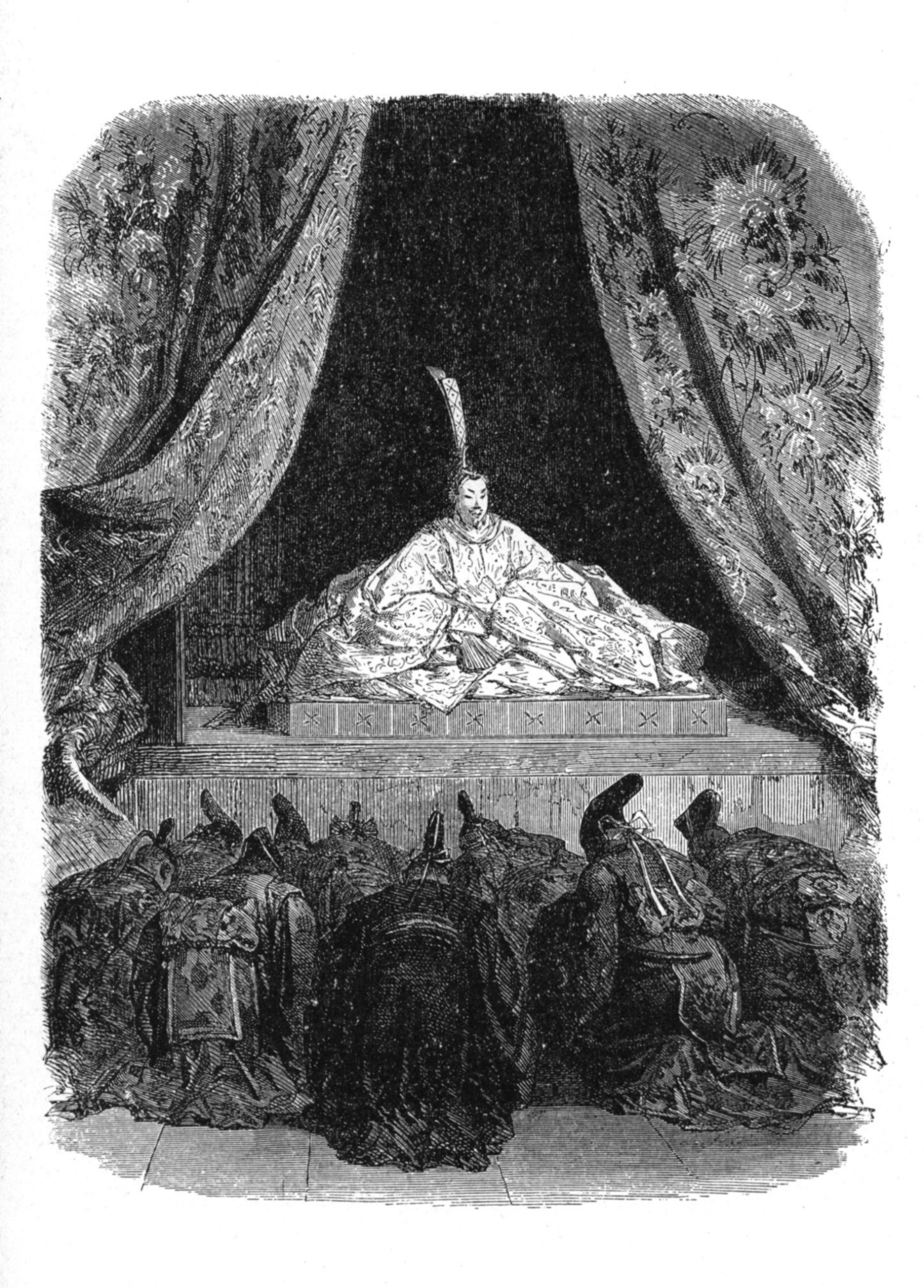
Als Gottverkörperung erscheint auch der Dalai-Lama, der die Oberhoheit über alle Buddhisten Tibets, Chinas, der Mongolei, Rußlands und deren Nebenländer beansprucht. Um seinen Segen zu erlangen, pilgern seit vielen Jahrhunderten die Buddhisten alljährlich nach Lhassa, dem buddhistischen Rom, um sich angesichts dieser Gottheit zur Erde zu werfen und sich segnen zu lassen. Ein solcher Segen kostet viel, und niemand wird eines solchen teilhaftig, ohne dafür gezahlt zu haben. Aber gläubigen Buddhisten ist kein Goldklumpen zu schwer, kein Nephritstein zu kostbar, als daß sie nicht an den Stufen des Götterthrones aus Dankbarkeit für die Gewinnung des höchsten Glückes niedergelegt würden. Nicht nur küssen sie gesenkten Hauptes diesem überirdischen Wesen die Füße, sondern bestechen sogar die amtierenden Priester, ihnen einen kleinen Teil seiner körperlichen Ausscheidungen zu verkaufen, die sie entweder an Ort und Stelle verschlucken oder in Amulette gefaßt um den Hals tragen, in der Zuversicht, dadurch gegen alle Unfälle und Leiden geschützt zu sein*).

Gleiche göttliche Verehrung genießt das Oberhaupt des in China verbreiteten Taoismus. Sein offizieller Titel lautet Chen-yen, „Der Herrscher des Himmels". Sein fürstlich eingerichteter Palast liegt in den Gebirgen der Provinz Kiang-si. Auch zu ihm vollführen zahllose Pilger fromme Wallfahrten, um an Ort und Stelle gegen schweres Geld rote und grüne mit allerhand kabbalistischen Zeichen beschriebene Papierstreifen zu erstehen, die unfehlbar alles Ungemach ablenken sollen**).

Ein alle Macht in sich vereinigender Priesterkönig war auch der Mikado, der Beherrscher des japanischen Inselreiches. Sein Name galt als so heilig, daß er nicht ausgesprochen werden durfte; ja, er wurde, solange der Mikado lebte, gar nicht verraten. Darum brauchte man für ihn ganz allgemein den Namen „Dairi", „das große Haus", der „Palast". Kämpfer führt in seiner „Geschichte und Beschreibung Japans" (I, 174) an, daß das Gottwesen dieses Priesterkönigs in alten Zeiten außerordentlich klar zum Ausdruck gebracht worden sei. „Er war verbunden, alle Morgen einige Stunden mit der Krone auf dem Haupte wie eine Säule auf dem Thron zu sitzen, ohne Hand oder Fuß, Haupt oder Augen oder sonst irgendeinen Teil seines Leibes zu

*) Thevenot, „Relations des divers voyages" (Paris 1672). P. P. J. Grüber et D'Orville, „Voyage à la Chine", I, 22.

**) Mgr. Danicourt, „Rapport sur l'origine, le progrès et la décadence de la secte des Tao-tse, en Chine" (Annales de la Foi 1858).



Die Verehrung des Mikado in älterer Zeit

bewegen. Auf diese Weise, so glaubte man, könne Frieden und Ruhe im Reich aufrechterhalten werden. Wandte sich aber der Dairi unglücklicherweise hier- oder dorthin, oder heftete er für eine Zeitlang seinen Blick auf die vor ihm ausgebreiteten Kleinodien und Juwelen, so ward befürchtet, daß Krieg, Hungersnot oder irgendein großes Unglück das Land heimsuchen werde.

Erst in späteren Zeiten begann man, den Dairi von dieser beschwerlichen Pflicht zu befreien und statt seiner nur die Krone für einige Stunden auf den Thron zu setzen. — Die Berührung seiner Person bewirkte genau dasselbe Tabu wie auf den Südsee-Inseln. Jedes von ihm benützte Geschirr wurde zerbrochen, jedes seiner getragenen Kleidungsstücke wurde verbrannt, da die Berührung dieser Gegenstände jedem anderen Sterblichen Krankheit und Tod bringen würde. —

In dem im Herzen Mexikos gelegenen Reich der Azteken lag, obwohl weltliche Herrscher vorhanden waren, die tatsächliche Gewalt gleichfalls in den Händen eines Obersten Priesters, der sowohl seinem Namen nach wie in seiner Kleidung die höchste Gottheit repräsentierte. Lautete sein Titel doch „Teoteuctli", der „Göttliche Herr". Ihm stand ein nach vielen Tausenden zählendes, in verschiedene Orden eingeteiltes und straff organisiertes Heer von Priestern zu Gebote. In der Hauptstadt Tenochtitlan sollen deren allein gegen 5000 gewesen sein, die darüber zu wachen hatten, daß die Bevölkerung ganz im Sinne und nach den Vorschriften dieses indianischen Papstes regiert werde. Neben ihm war der weltliche Herrscher bloß eine Scheinfigur. Nicht nur, daß er durch den Oberpriester die Weihe und damit seine königliche Würde empfing, sondern er mußte sich auch in allen wichtigen Angelegenheiten an den Hohenpriester wenden, der mit seinem Urteil den Ausschlag gab.

War demnach das Reich der Azteken trotz des glänzenden Auftretens seiner weltlichen Herrscher ein Priesterstaat, so war das in Südamerika gelegene Reich der Inka in noch weit höherem Sinne eine zum „Caesaro-papismus" ausgebildete Hierarchie. Die Inkas waren alles in einem: Oberpriester, König und Gott zugleich. Angeblich aus der Sonne hervorgegangen und als „Sonnensöhne" verehrt, setzten sie sich nicht nur selbst ihre Priester, sondern bestimmten auch die ihnen darzubringenden Opfer und zeremoniellen Handlungen. Um den Gedanken ihrer wahren Göttlichkeit in ihrem Geschlecht zu erhalten und von Generation auf Generation zu vererben, nahmen sie stets ihre eigene, von der gleichen Mutter geborene Schwester zur ersten Frau, damit aus solcher Ehe der rechte Geist der Sonnensöhne beständig neu geboren werde. Gleichfalls über ein wohlorganisiertes Heer von Priestern aller Art gebietend, herrschten die Inka im Sonnenland Tahuantinsuyu, dem heutigen Peru, mit einer Unumschränktheit, wie sie in gleichem Maß wohl nirgendwo auf Erden wieder erreicht worden ist.

Daß priesterlicher Hochmut aber keine Grenzen kennt, erfahren wir, wenn wir uns in die von Priestern geschriebenen Gesetzbücher vertiefen, die der mißbrauchten Menschheit als Richtschnur aufgezwungen wurden. So erklärt das angeblich von Manu, dem Sohn der Sonne, verfaßte Gesetzbuch, daß ein Brahmane, ob unwissend oder gelehrt, als eine große Gottheit zu betrachten sei und als solche in jeder Hinsicht geehrt werden müsse*).

In dem „Satapatha Brahmana" genannten Gesetzbuch**) heißt es sogar: „In Wirklichkeit gibt es zwei Arten von Gottheiten: die wirklichen Götter und die Brahmanen, welche die heiligen Überlieferungen studieren und lehren. Diese sind menschliche Götter. Während man den ersteren feierliche Opfer darbringt, muß man den menschlichen Göttern, den Priestern, Geschenke verehren." —

In seinem Werke „Religious Life and Thought in India" (p. 201 und 457) schildert Monier Williams die geistige Machtvollkommenheit des Brahmanen als unbegrenzt.

„Sein Zorn ist ebenso furchtbar als jener der Götter. Sein Fluch vernichtet. Sein Segen hingegen macht reich. Er selber wird tatsächlich als ein Gott betrachtet und verehrt. Da gibt es in der weiten Welt nichts, weder ein Wunder noch sonst ein Ereignis, das zu vollbringen er nicht imstande wäre. Würde ein Priester sich vermessen, die Sonne vom Himmel herabzuholen oder sie in ihrem täglichen Lauf stillzuhalten, so würde an seiner Machtvollkommenheit kein Dorfbewohner auch nur einen Augenblick zweifeln. Denn in den heiligen Büchern, durch welche die Brahmanen ihre geheimnisvolle Macht ausüben, steht der in ganz Indien jedermann bekannte Satz: ‚Das ganze Weltall ist den Göttern unterworfen; die Götter aber sind wiederum den Mantras, den Brahmanen untergeben; folglich sind die Brahmanen unsere wirklichen Götter!'" —

Nicht genug mit solcher Gleichstellung mancher Priesterkasten mit den Göttern. Wo es ihnen in den Kram paßte, gaben sie auch vor, derartige Macht über die Götter zu besitzen, daß sie imstande seien, dieselben in jeder Hinsicht ihrem Willen zu unterwerfen. Die Schriften verschiedener Forscher, die sich mit dem Studium des Religionswesens der alten Ägypter und Inder beschäftigten, enthalten Angaben, daß die Priester den Göttern sogar mit Vernichtung drohten, wenn sie zögern würden, ihren Willen zu erfüllen***).

---

*) „The Laws of Manu", VII, Sp. 217 (Translated y G. Buchler, „Sacred Books of the East", vol. XXV.

**) Übersetzt von J. Eggeling, p. I, p. 309.

***) A. Wiedemann in seinem Buch „Die Religion der alten Ägypter" (S. 142—145, 148), sowie G. Maspero in seiner „Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique" (S. 212) heben gleichfalls hervor, daß die ägyptischen Magier behaupteten, die Götter zwingen zu können, ihren Willen zu erfüllen,



Gott Buddha.

Nach einer in Tibet gefertigten Handzeichnung.



Der Dalai Lama zu Lhassa als die Verkörperung Buddhas.
Nach einer Photographie.

Will man auf die kulturellen Zustände der von solchen Priesterkönigen und Nachahmern der Gottheiten beherrschten Länder eingehen, so bietet das noch gegenwärtig bestehende Priesterreich Tibet zweifellos das beste Anschauungsmaterial. Die Bewohner dieses Landes waren bis zum siebenten Jahrhundert n. Chr. Anhänger einer mit dem Glauben an wohlgesinnte und bösartige Geister erfüllten Naturreligion. Unter der Regierung des Königs Srongdsan Gambo (629—698) wurde aber Tibet dem siegreich durch ganz Innerasien vordringenden Buddhismus unterworfen. Wie um die gleiche Zeit die deutschen Länder durch aus Rom und Irland kommende Sendboten christianisiert wurden, so strömten von China und vom Ganges her buddhistische Priester scharenweise nach Tibet hinein, um den zur Staatsreligion erhobenen Buddhismus auszubreiten und zu befestigen. Das konnte allerdings nicht geschehen, ohne daß dieser neuen Religion gar manches vom alten Schamanentum beigemengt wurde.

Es war im 15. Jahrhundert, wo der Priester Tsong-Kaba das tibetanische Priesterreich begründete und dasselbe zwei Jüngern hinterließ, die sich als fleischgewordene Buddhas in die Gewalt teilten. Der eine wählte als Dalai-Lama die Stadt Lhassa zur Residenz und vertrat mehr die weltliche Gewalt. Der andere als Taschi- oder Panschen-Lama war in konfessionellen Fragen entscheidend. Als Gottmenschen gebieten diese beiden über ein nach vielen Tausenden zählendes Heer von Priestern oder Lamas, die ein beschauliches Mönchs- und Einsiedlerleben führen und allein die Befugnis haben, die heiligen Bücher zu lesen sowie die religiösen Zeremonien zu vollziehen.

Wird einer der beiden Oberhäupter der tibetischen Religion vom Tod abberufen, so fällt dem anderen die Aufgabe zu, festzustellen, in welchen Körper die Seele des Verstorbenen übergegangen sei, um sich zu neuem Leben zu betätigen. Zu diesem Zweck werden die Namen aller Kinder männlichen Geschlechts gesammelt, die gerade nach dem Tode des Lama geboren wurden. Von diesen Namen wählt der überlebende Lama drei aus und legt sie in ein goldenes Kästchen. Darauf versammeln sich die an Würde den römischen Kardinälen gleichstehenden Chutuktus, die Äbte der großen Klöster, um nach einer Woche inbrünstiger Gebete in Gegenwart des überlebenden Lama das Los zu ziehen. Das so vom Schicksal auserlesene Kind wird dann einem

---

anderenfalls sie denselben mit Zerstörung drohten. Dem von J. A. Dubois geschriebenen Werk „Mœurs, institutions et cérémonies des peuples de l'Inde" (S. 60) sei folgende Stelle entlehnt: „Wie im alten Ägypten die Zauberer bisweilen drohten, die Gebeine des Osiris zu zerstreuen, falls er sich widerspenstig erweise, so behaupten auch die Magier Indiens, durch ihre Zaubersprüche und Beschwörungen sogar die Dreifaltigkeit Brahmas, Wischnus und Schiwas zwingen zu können, ihnen alles auf Erden wie im Himmel zu erfüllen, was sie denselben befehlen möchten."

der großen Klöster übergeben, um dort für seinen späteren hohen Beruf erzogen zu werden. —

Die Hauptbeschäftigung der tibetanischen Priester — wenn man das als eine Beschäftigung betrachten will — besteht in schweigendem Nachdenken über das unsichtbare, gestaltlose, allmächtige, barmherzige und das Weltall regierende höchste Wesen. Damit sie von dieser Beschaulichkeit durch keine weltlichen Sorgen und Vergnügungen abgelenkt werden sollen, enthalten sie sich der Ehe. Meist leben sie in größeren Genossenschaften von mehreren Tausenden zusammen, in förmlichen Mönchsstädten, in denen jeder Lama sein eigenes kleines Haus hat. Seltener sind eigentliche Klöster, in denen Gütergemeinschaft herrscht. Daneben gibt es zahlreiche Einsiedler, die sich in kaum zugängige Klüfte und Höhlen verkriechen, um in tiefer Einsamkeit einen höheren Grad von Heiligkeit zu erringen. Während solcher Bemühungen lassen sie sich von frommen Menschen durch Darreichung von Speisen am Leben erhalten.

Die unzähligen geistlichen Müßiggänger zu ernähren und die vielen reichen Klöster mit Schenkungen zu versehen, damit dieselben immer mehr Ländereien, Idole, goldene und silberne Gefäße, Reliquien und Kostbarkeiten erwerben und in ihren Tempeln aufspeichern können, das ist die wichtigste Aufgabe des mit Absicht in größter Unwissenheit erhaltenen Volkes. Verarmt, zu einer Art von Hörigen herabgedrückt, lebt die große Masse der tibetanischen Laien noch heute in steter Furcht vor Gespenstern, Dämonen und Teufeln, die nicht nur beständig ihr Leben bedrohen, sondern durch allerhand Anschläge auch ihr Dasein erschweren.

Bekanntlich ist Tibet auch das Land der Gebetmühlen. Massenhaft hergestellt, bestehen diese Mühlen aus einem drehbaren, in einer Kapsel eingeschlossenen Zylinder, um den ein Papierstreifen gewickelt ist, der mit einer möglichst oftmaligen Wiederholung des an Buddha gerichteten Stoßgebetes bedeckt ist: „Om mani padme, hum!“ — „Heil dem Juwel in der Lotusblume!“ Dieses um den Beistand Buddhas flehende Gebet gilt mit jeder Umdrehung der Mühle als so oft von dem Eigentümer derselben gesprochen, wie die in der Mühle befindlichen Papierstreifen geschriebene Wiederholungen des Gebetes enthalten. Jedes einzelne Gebet sichert dem die Mühle in Bewegung setzenden Gläubigen eine Vergünstigung im Jenseits. Deshalb ist jeder Bewohner Tibets mit einer solchen Mühle in Handformat versehen. Gewohnheitsmäßig dreht er sie so oft er kann. Wohlhabende Leute und große Klöster bauen sich riesige Maschinen, deren Papierstreifen mit tausendfachen Wiederholungen des Gebetes bedeckt sind. Häufig sogar durch Wind oder die Wasserkraft eines Baches getrieben, wiederholen solche Mühlen das Gebet während eines Tages viele millionenmal und geben dadurch ihren Eigentümern die Gewißheit, daß sie bei ihrem Tod unmittelbar zu Buddha

emporgehoben werden. Der englische Earl of Ronaldshay beschreibt in seinem Buch „Lands of the Thunderbolt“ (London 1923) eine solche Mühle, die mit ihren Papierstreifen ein Gewicht von 4000 Pfund hatte. Eine einzige Umdrehung derselben bedeutete eine millionenfache Wiederholung des ewig gleichen Stoßgebetes. Da diese Mühle durch die vorübergehenden Gläu-



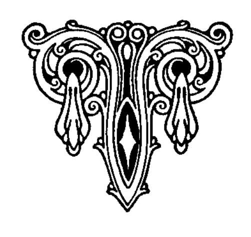
Eine tibetanische Gebetmühle.

bigen unausgesetzt in Bewegung gehalten wurde, so übersteigt die Zahl der täglich an Buddha gerichteten Anrufungen jede Vorstellung.

Lhassa, das tibetanische Rom, ist eine aus vielen Tempeln und Klöstern bestehende Stadt, in deren Mitte sich der drei Stockwerke hohe mit goldenen Dächern versehene Haupttempel erhebt. Rechts auf einem 500 Fuß hohen Felsen ist die Residenz des Dalai-Lama, eine Anhäufung von Palästen, Tempeln und kasernenartigen mauerumschlossenen Gebäuden, die an die Akropolis von Athen erinnern. Den Mittelpunkt dieser mönchischen Festung nimmt ein Tempelpalast ein, dessen rote Mauern gegen die Weiße der anderen Gebäude abstechen. Die ganze Sammlung von Gebäuden enthält fast

3000 Räume und übertrifft an Ausdehnung den Vatikan in Rom. Hier lebt der Dalai-Lama, hier wird auch der Staatsschatz aufbewahrt, hier auch ist der Sitz der Zentralbehörde, durch die das zahlreiche Heer des buddhistischen Priestertums seine Anweisungen und Befehle empfängt.

Am letzten Tage des tibetanischen Jahres ist Lhassa der Schauplatz großartiger Umzüge, wobei die Priester in den denkbar schreckhaftesten Maskierungen erscheinen, um dem Volke in realistischster Weise klarzumachen, von welchen Unholden, Teufeln und Dämonen es beständig bedroht ist und welcher Anstrengungen es seitens der Priester bedarf, um diese überall gegenwärtigen Feinde der Menschheit abzuwehren. Die Masken dieser Dämonendarsteller haben große, bösschauende Augen, borstige Augenbrauen und fletschende Zähne; andere stellen allerlei Tierfratzen dar — alle aber sind gleich scheußlich und entsetzenerregend. Den Schluß solcher Umzüge bilden dann Gruppen junger Mönche, die, gleich den Teufelsgestalten, vor dem auf seinem Thron sitzenden Dalai-Lama vorüberziehen und ihm ihre Ehrfurcht erweisen.



TEMPELGEHEIMNISSE DES KLASSISCHEN ALTERTUMS

Der Zusammenschluß und die Fortentwicklung des Priestertums hatten selbstverständlich auch eine weitere Ausgestaltung jener primitiven Fetischhütten zur Folge, die den Schamanen und Zauberpriestern der Naturvölker sowohl als Versammlungsorte wie als Aufbewahrungsstätten für ihre Zaubergeräte dienten. Diese Hütten gestalteten sich im Lauf der Jahrhunderte und Jahrtausende allmählich zu imposanten Tempeln, in denen auch die der priesterlichen Phantasie entsprungenen, aus Holz, Stein oder anderen Stoffen gefertigten Figuren der Götter Aufstellung fanden. Bis in die Vorhöfe dieser Tempel zu kommen wurde das Volk genötigt, damit es unter der Aufsicht und Leitung seiner Priester den Göttern nicht nur die schuldige Verehrung erweise, sondern ihnen auch die zur Erhaltung ihrer Gunst notwendigen Geschenke oder Opfer überliefere. Wer es an diesen sichtbaren Beweisen der Verehrung fehlen ließ, den bedrohten die Priester mit der Rache der Götter, die sich in allerhand Unglück, in schrecklichen Krankheiten und Tod offenbare und ewige Strafen nach sich ziehe.

Gleich allen anderen priesterlichen Einrichtungen wurden diese Tempel im Lauf der Zeit zu raffiniert durchdachten Bauwerken, wie ähnliche zu Zwecken des Betrugs nie wieder ersonnen wurden.

Bei ihrer Anlage waren die Priester in erster Linie natürlich darauf bedacht, dem Einblick unberufener Personen in ihre Geheimnisse vorzubeugen. Darum umgaben sie die Tempel vielfach mit hohen Mauern und versahen sie zudem nur mit den allernötigsten Lichtöffnungen, da im unbestimmten Halbdunkel sich nicht nur die angeblichen „Wunder" leichter vollführen ließen, sondern weil auch die geheimnisvolle Stimmung den Geist der Gläubigen von vornherein mächtig beeinflußte, zumal sie sich auf heiligem Boden, in Gegenwart der allgewaltigen Geister und Götter wähnten.

In strenger Beachtung dieser Gedanken waren die Tempel Ägyptens meist nach dem gleichen Grundplan angelegt. Sie bestanden aus einem offenen Vorhof und mehreren Säulenhallen. Dem gewöhnlichen Volk war es nur an gewissen Festtagen, nach mancherlei körperlichen Reinigungen gestattet, in den Vorhof zu treten und dort Opfergaben niederzulegen. Das

Innere der Tempel hingegen war nur Personen von Rang und Reichtum, den „Geweihten“, zugängig. Aber auch ihnen war es untersagt, weiter vorzudringen als bis zu der Pforte, die aus der großen Vorhalle in die kleineren Säulenhallen führte. So gab es für jeden Tempelbesucher wohl zu schauen, aber weit mehr noch zu ahnen. Der Laie befand sich Bauwerken gegenüber, deren Verhältnisse jene seiner eigenen Behausung, seiner täglichen Umgebung weit übertrafen. Zudem konnte er sie weder in ihrem ganzen Umfang erfassen, noch ihr im fernen Dunkel verlaufendes Ende erkennen. Der „Geweihte“ übersah wohl die große Vorhalle, aber auch für ihn blieben die innersten Räume des Tempels verschlossen. Auch sein Herz wurde von bangen Schauern ergriffen, wenn sein Auge den Weg zu dem von geheimnisvollem Halbdunkel verschleierten „Allerheiligsten“ suchte.

Die unbefugte Annäherung an diese allerheiligsten Räume, wo die Götterbilder und Altäre standen, und wo sich jene Kammern befanden, in denen die Priester ihre Ornate, Gerätschaften und Geheimnisse verwahrten, war überall unter Androhung der Rache der Götter verboten. Als in den Ruinen von Karthago in den Jahren 1925 und 1926 das Heiligtum des Tanit aufgedeckt wurde, fand man eine Stela, auf der die Gestalt eines Priesters zu sehen war, der seine Hände warnend emporhob. Darunter stand in punischer Schrift zu lesen, daß diejenigen, welche es wagen würden, die heilige Stille des Tempels zu stören, verflucht sein sollten und von Gott Baal zerschmettert würden.

Um von jedem Versuch abzuschrecken, in die Geheimnisse der Priester einzudringen, wurden auch allerhand Geschichten von schweren Strafen in Umlauf gesetzt, die jene getroffen hätten, die sich an den Göttern und ihren Tempeln versündigten. Weil Prometheus einige Funken vom Herdfeuer des Zeus entwendet habe, sei er an einen Felsen geschmiedet worden und mußte dulden, daß der Adler des erzürnten Gottes täglich zu ihm herniederschwebte und ihm die Leber abfraß. Und Tantalus, der sich vermaß, die Allwissenheit der Olympier zu prüfen, sei in den Tartarus, in die Unterwelt hinabgeschleudert worden, wo er für seinen Vorwitz gleichfalls allerlei Strafen durchzukosten hatte.

„Für den Menschen bringt es kein Glück, die Götter zu schauen!“, so schrieb schon Pausanias (X, 32). Und fürwahr, die Neugierde oder der Wissensdurst sind denjenigen, die gleich dem „Jüngling von Saïs“ den die Geheimnisse des Priestertums umgebenden Schleier zu heben versuchten, niemals zum Heil ausgeschlagen. Daß alle, die in solcher Weise dem Priestertum zu nahe kamen, Tod und Verderben erlitten, wird von zahlreichen Schriftstellern des Altertums berichtet. So weiß Pausanias zu melden, daß Ägyptos, als er den für jedermann unzugängigen Tempel des Poseidon in Mantinea betreten habe, sofort erblindete und bald darauf starb.

Am. Marcellus (XXIII) berichtete vom Heiligtum der Eumeniden, daß alle widerrechtlich hier Eindringende wahnsinnig geworden seien. Derselbe Schriftsteller teilt auch mit, daß, nachdem ein Soldat im Tempel des Baal Chon zu Seleucis die Secreta Chaldaeorum geöffnet habe, das ganze Lager des Verus von der Pest befallen worden sei. Plinius (VII, 45) erzählt ähnliche Schauergeschichten von dem berühmten Palladium, der in Holz geschnitzten Bildsäule der Göttin Pallas, das Jupiter vom Olymp auf die Erde herabgeworfen habe. Das nach Rom gekommene und im Tempel der Vesta aufbewahrte Bild galt als so heilig, daß selbst der Oberpriester, der Pontifex Maximus, es nicht sehen durfte. Als nun eines Tages der Tempel in Brand geriet und der Oberpriester Metellus mit Lebensgefahr das Palladium aus dem brennenden Gebäude rettete, sei er beim Anblick des Heiligtums erblindet. —

Bemühten die Priester des Altertums sich, durch Verbreitung solcher Schreckgeschichten das Volk vom Eindringen in ihre Geheimnisse fernzuhalten, so hatten sie dazu allerdings Grund genug. War doch jede ihrer Einrichtungen auf die Täuschung und Ausbeutung des abergläubischen Volkes eingestellt. In vielen Tempelruinen jener Zeiten wurden geheime Gänge bloßgelegt, die, unter dem Boden oder in den sehr dicken Wänden dahinführend, es den Priestern ermöglichten, ungesehen von einem Teil des Tempels zum anderen zu gelangen*). In erster Linie mögen diese Gänge dazu gedient haben, die vom Volk den Göttern dargebrachten und auf den Altären niedergelegten Opfergaben verschwinden zu lassen. In welcher Weise das geschah, ist aus folgender, den Apokryphen des Alten Testaments entnommener lehrreichen Geschichte zu ersehen, die hier unverkürzt eine Stelle finden möge.

VOM BEL ZU BABEL

Nach dem Tode Astyagis fiel das Königreich an Cyrus von Persien. Und Daniel war stets um den König und höher geschätzt, denn alle Freunde des Königs. (Dan. 6, 28.) Nun hatten die zu Babylon einen Gott, der hieß Bel; dem mußte man täglich zwölf Malter Weizen, vierzig Schafe und drei Eimer Weins opfern. Auch der König diente dem Abgott und ging täglich hinab, ihn anzubeten. Daniel aber betete seinen Gott an. Da sprach der König zu ihm: „Warum betest du nicht auch den Bel an?" Daniel antwortete: „Ich diene nicht den Götzen, die mit Händen gemacht sind; sondern dem lebendigen Gott, der Himmel und Erde gemacht hat und ein Herr ist über alles,

*) Derartige geheime Gänge befanden sich auch in den Mauern des jüdischen Tempels zu Jerusalem. Direkte Hinweise darauf finden sich im I. Buch der Könige, Kap. 6, 5; Kap. 7, 51; Kap. 15, 15; im II. Buch der Könige, Kap. 2, 10; und in Hesekiel, Kap. 41.

was da lebet." Da sprach der König zu ihm: „Hältst du denn nicht den Bel für einen lebendigen Gott? Siehst du nicht, wieviel er täglich isset und trinket?" Daniel aber lachte und sprach: „Herr König, laß dich nicht betören; denn dieser Bel ist inwendig nichts, denn Lehm, und auswendig ehern, er hat noch nie etwas gegessen." (Sir. 30, 19.) Da ward der König zornig, ließ alle seine Priester rufen und sprach zu ihnen: „Falls ihr mir nicht sagt, wer diese Opfer verzehret, so müßt ihr sterben. Könnt ihr aber beweisen, daß der Bel solches verzehrt, so muß Daniel sterben, denn er hat den Bel gelästert." Daniel sprach: „Ja, Herr König, es geschehe also, wie du geredet hast!" Es waren ihrer siebenzig Priester des Bel, ungerechnet ihre Weiber und Kinder. Und als der König mit Daniel in den Tempel des Bel ging, da sprachen die Priester desselben: „Siehe, wir wollen hinausgehen; und du, Herr König, sollst die Speise und den Trank selbst darsetzen, und die Tür nach dir zuschließen und mit deinem eigenen Ringe versiegeln. Und wenn du morgens früh wiederkommst und findest, daß der Bel nicht alles verzehrt habe, so wollen wir gerne sterben; oder Daniel muß sterben, der solches über uns gelogen hat." Sie verließen sich aber darauf, daß sie hatten einen heimlichen Gang unter dem Tisch gemacht; durch denselben gingen sie allezeit hinein und verzehreten, was da war. Nachdem nun die Priester hinaus waren, ließ der König dem Bel die Speise vorsetzen. Aber Daniel befahl seinen Knechten, Asche zu holen. Diese ließ er vor den Augen des Königs durch den ganzen Tempel streuen. Darnach gingen sie hinaus, verschlossen die Tür und versiegelten sie mit des Königs Ringe und gingen davon. Die Priester aber gingen nachts hinein, nach ihrer Gewohnheit mit ihren Weibern und Kindern, fraßen und soffen alles, was da war. Früh am Morgen erhob sich der König und Daniel mit ihm. Und der König frug: „Ist das Siegel unversehrt?" Daniel antwortete: „Ja, Herr König!" Sobald die Tür aufgetan war, sahe der König den leeren Tisch, worauf er mit lauter Stimme rief: „Bel, du bist ein großer Gott, und ist nicht Betrug mit dir!" Daniel aber lachte, hielt den König zurück, daß er nicht hinein ging und sprach: „Siehe auf den Boden und untersuche, wes diese Fußstapfen sind?" Der König sprach: „Ich sehe wohl Fußstapfen, sowohl von Männern und Weibern und Kindern!" Da ward der König zornig und ließ die Priester fangen mit ihren Weibern und Kindern. Und sie mußten ihm zeigen die heimlichen Gänge, dadurch sie waren ein- und ausgegangen und verzehret hatten, was auf dem Tisch war. Und der König ließ sie töten und gab Daniel den Bel in seine Gewalt; derselbe zerstörte ihn und seinen Tempel. —

Dieses „Verschwindenlassen" beschränkte sich aber nicht nur auf Speisen und Trankopfer, die auf den Altären niedergelegt wurden, sondern es erstreckte sich auch auf jene Jungfrauen, die in alten Zeiten manchen Göttern

geopfert werden mußten, um deren angebliche Neigungen für die „Töchter der Menschen“ zu befriedigen*).

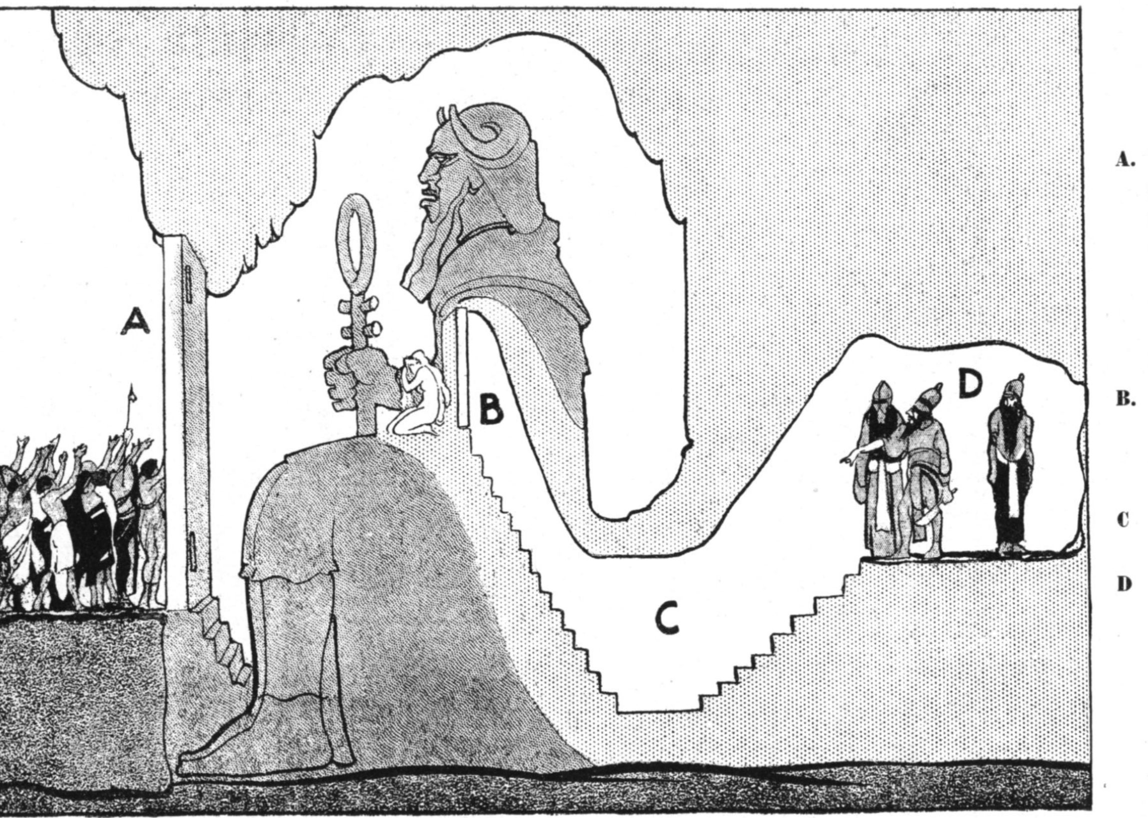
So wurde dem von den Phöniziern verehrten Baal alljährlich zu verschiedenen Zeiten eine der schönsten Jungfrauen des Landes als „Braut“ zugeführt und vor allem Volk der im Hintergrund des Tempels stehenden riesigen Bildsäule des Gottes in den Schoß gesetzt. Darauf entfernten sich die Priester, ließen aber, um das Herabsteigen der Braut von ihrem hohen Sitze zu verhindern, einen grimmigen Löwen in dem Tempel. Aber schon nach kurzer Zeit öffnete sich hinter der Geängstigten ein am Körper der Statue angebrachtes geheimes Pförtchen, durch welches Priesterhände die Braut des Baals in den Bauch des Gottes hineinzogen, um sie dann ein steiles Treppchen hinab und durch geheime Gänge in die Gemächer der Priester zu führen. Dort hatte sie den Lüsten derselben zu dienen, bis sie durch eine andere „Gottesbraut“ abgelöst und von den Priestern auf irgendeine unauffällige Weise beseitigt wurde. —

Von heiligen Schauern durchweht, lasen wir in den Tagen unserer Jugend von dem großen Wunder, das mit Iphigenia, der schönen Tochter Agamemnons geschah. Als sie auf dem Altar geopfert werden sollte, wurde sie vor den Augen des im Tempel versammelten Kriegsvolkes in einer Wolke entrückt. Recht sonderbar muten uns solche „Entrückungen“ an, wenn wir in den Werken des Livius lesen, daß der römische Senat im Jahre 186 v. Chr. ausdrücklich verboten habe, „daß fernerhin Personen von den Göttern entführt würden!“

---

*) Das von Wm. Howitt verfaßte, im Jahre 1833 in London erschienene Werk „History of Priestcraft in all ages“ enthält folgende Angabe: „Herodot berichtet, daß auf dem Gipfel des dem babylonischen Sonnengott Belus geweihten Tempels sich ein Gemach befand, in dem neben einem aus reinem Gold gefertigten Tisch ein kostbar ausgestattetes Ruhebett stand. Eine Götterfigur war hier nicht vorhanden. Keinem männlichen Wesen sei es erlaubt gewesen, hier zu schlafen. Dagegen wurde das Gemach von einer Jungfrau bewohnt, die der Versicherung der chaldäischen Priester zufolge auserkoren sei, den Sonnengott durch ihre Gegenwart zu erfreuen, wenn er sich abends in dieses Gemach zurückziehe.“

Weiter führt Howitt an, daß ähnliches über den in Theben stehenden Tempel des ägyptischen Sonnengottes berichtet worden sei. Ferner habe im Tempel zu Paterae in Lycien, wenn immer ein göttliches Orakel erwartet wurde, die Priesterin die Nacht zuvor im Tempel zubringen müssen. Mit anderen Worten, die Priester hätten den Gott zum Sündenbock für ihre eigenen ungezügelten Gelüste gemacht. Denn unter dem Vorwand, ihm ein Schönheitsopfer darzubringen, hätten sie stets die schönsten Frauen des ganzen Volkes für ihre eigenen Zwecke ausgewählt. Diese Art abscheulicher Täuschung scheine während des Altertums in außerordentlichem Umfang betrieben worden zu sein; denn wenn man all den vielen Erzählungen der griechischen Mythologie sowie den homerischen Darstellungen über den Ursprung der Halbgötter auf den Grund gehen wolle, so seien sie nur in dieser Weise zu erklären.



Wie die Priester Baals die ihm geweihten Bräute verschwinden ließen.

A. Versammlungsort für das gläubige Volk. Angesichts desselben wurde die Gottesbraut das kleine Treppchen hinabgeführt und zum Schoß des Gottes emporgehoben.

B. Geheimes Schiebetürchen im Innern der Bildsäule, durch welches die Braut in den mit

C bezeichneten Gang und in die mit

D bezeichneten Gemächer der Priester geführt wurde.

Solche Entführungen geschahen wahrscheinlich mittels geschickt hergestellter Aufzüge, die sich über den Altären befanden. Kurz bevor die bedauernswerten Opfer in die Höhe gehoben und zu den Göttern entführt wurden, warfen die Priester einige Hände voll des in allen Tempeln des Altertums reichlich verwendeten Weihrauchs in die vor dem Altar stehenden Räucherbecken und erzeugten damit jene himmlischen Wolken, die den eigentlichen Hergang verhüllten. Die in angemessener Entfernung stehende gläubige Menge staunte dann diese im mystischen Halbdunkel der Tempel vor sich gehende Himmelfahrt als ein großes Wunder an, während die Opfer in Wirklichkeit auf Nimmerwiedersehen in den geheimen Gemächern der Priester verschwanden. —

Als vortreffliche Theatermaschinisten erwiesen die Priester des Altertums sich auch in der Wiedergabe der göttlichen Attribute, vornehmlich des Donners. Nach einem Bericht des Plinius erhob sich beim Betreten des Labyrinths in Theben im Innern desselben ein furchtbares Krachen und Donnern. Schaudernd fiel das Volk in die Knie und starrte voll Ehrfurcht jene heiligen Männer an, deren im Verborgenen arbeitende Helfershelfer mittels mächtiger Trommeln, dünner Blechtafeln und einem Haufen herabstürzender Steinblöcke den göttlichen Donner nachahmten.

Daß man auch verstand, künstliche Erdbeben zu erzeugen, ist aus dem von Philostratus geschriebenen „Leben des Apollonius von Tyana" (1. Kap. 3. 5.) zu ersehen, wo erzählt ist, daß dieser Reisende in Indien beim Besuch eines Tempels folgende Erfahrung erlebte: „Die Tempelpriester, heilige Hymnen singend, führten ihn in feierlicher Prozession dem Tempel zu, wobei sie mit ihren Stäben taktmäßig auf den Boden stießen. Der Boden begann darauf sich gleich einem vom heftigen Sturm gepeitschten See zu bewegen. Bald erhob er sich um mehr als zwei Fuß, um gleich darauf wieder auf sein gewöhnliches Niveau zurückzufallen."

Wie die Wundermänner des Altertums solche Erdbeben erzeugten, wurde gelegentlich der Ausgrabung des in Eleusis gelegenen Tempels der Göttin Ceres offenbar. Dieser Tempel war während der Blütezeit Griechenlands der Schauplatz der weithin berühmten Eleusinischen Mysterien, in denen die wechselvollen Zustände der Erde in allerlei geheimnisvollen Handlungen zur Darstellung kamen. Unter denselben durften Gewitterstürme und Erdbeben natürlich nicht fehlen. Das in Menge herbeiströmende Volk wurde dabei manches Mal durch gewaltige Erdbeben in Schrecken versetzt, die sich unter jähem Übergang von hellem Licht zum tiefsten Dunkel an einer bestimmten Stelle des Tempels erhoben und unter furchtbarem Lärm vollzogen. Als englische Gelehrte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts diesen Tempel durchforschten, fanden sie, daß der Fußboden desselben aus Holz bestanden hatte und beweglich gewesen sein mußte. Denn noch waren in

den Seitenwänden die vertikalen und horizontalen Rinnen zu sehen, in denen dieser jedenfalls mit Erde bedeckt gewesene Fußboden bewegt wurde. Auch war noch das geheime Gewölbe zur Aufnahme der Maschinerie vorhanden, mittels welcher der Boden heftig auf und ab gestoßen, oder nach rechts und links geschleudert wurde, so daß die daraufstehenden Personen all die schrecklichen Empfindungen eines wirklichen Erdbebens erlebten. —

Die Bücher des Altertums wimmeln von Berichten über allerhand ähnliche Wundertaten, die von Priestern in solchen Tempeln verrichtet wurden. Beim Nachdenken über diese Wunder gelangt man zu der Überzeugung, daß die Urheber dieser Wunder nicht nur eine sehr ausgebildete Kenntnis der Mechanik besaßen, sondern auch zweifellos mancherlei wichtige Entdeckungen gemacht hatten und ausnützten, die später in Vergessenheit gerieten und erst in neuerer Zeit wieder gemacht werden mußten. Insbesondere galten die Priester Ägyptens als die mächtigsten Zauberer des ganzen Orients. Ihre Priesterseminare waren im vollsten Sinne des Wortes Hochschulen für allerlei Geheimwissenschaften.

Aus den „Pneumatica" genannten Schriften des Hero von Alexandria, der in den Jahren 150—100 v. Chr. lebte, ist beispielsweise ersichtlich, daß er bereits die Dampfkraft kannte und zu allerlei Experimenten verwendete. So beschreibt er einen von ihm angefertigten Altar. Zündete man auf demselben ein Feuer an, so öffneten sich automatisch die Türen des die Götterbilder umschließenden Allerheiligsten. Und sie schlossen sich wieder ohne jede Beihilfe, sobald das Feuer erlosch. In ähnlicher Weise ließ er beim Öffnen der Tempelpforten Trompeten ertönen. Ferner bewirkte dieser Wundermann, daß die Figuren der Götter Wein spendeten oder Tränen vergossen. Aus den zahlreichen Brüsten der Göttin Cybele schossen sogar, bald nachdem in ihrem Altar zwei verborgene Lampen entzündet waren, Strahlen von Milch hervor, die von den die Göttin anbetenden Gläubigen mit ehrfurchtsvollem Staunen betrachtet wurden.

Der weitgereiste griechische Schriftsteller Lucianos, der im 2. Jahrhundert n. Chr. in Syrien den Tempel der Göttin Mylitta besuchte, teilt in seinen Werken (10., 32, 86) folgendes mit:

„Hier gibt es viele Wunder, geschnitzte Ebenbilder der Götter, die den Syrern ganz körperlich erscheinen; denn diese Bilder schwitzen, ja bewegen sich und weissagen. Oftmals wurden im Tempel, wenn er verschlossen war, laute Töne vernommen. Besonders merkwürdig ist, daß die dortige Göttin auf ihrem Haupt einen Stein trägt, von dem nachts so heller Glanz ausstrahlt, daß der ganze Tempel wie von Lampen erleuchtet ist. Am Tage ist dieser Schein schwächer, hat aber doch eine stark feuergelbe Farbe. Ein anderes Wunder dieses Gottesbildes ist, daß es dir, wenn du ihm gegenüber stehst, gerade ins Gesicht schaut und mit seinen Blicken dir nachfolgt, wo immer

du deine Stellung veränderst, zu gleicher Zeit aber auch dem, der auf der entgegengesetzten Seite von dir steht und hin und her geht, ganz die gleiche Erscheinung bietet. Nun aber will ich erst von ihrem Apollo das Merkwürdigste berichten und zuerst sein Orakel erwähnen. Zwar gibt es auch bei den Griechen, Ägyptern, Libyern und Asiaten viele Orakel, aber von allen diesen vernimmt man die Sprüche nur durch den Mund der Priester. Dieser Apollo hingegen bewegt sich von selbst und verrichtet willig allein das ganze Geschäft der Weissagung. Wenn er nämlich orakeln will, fängt er an, sich auf seiner Stelle zu rühren, worauf die Priester ihn sogleich in die Höhe heben. Unterlassen sie dies, so bricht ihm der Schweiß aus und er bewegt sich immer sichtbarer und heftiger, sobald sie ihn auf ihre Schultern genommen haben, treibt er sie im Kreise herum und springt von einem auf den anderen. Endlich stellt der Oberpriester sich dem Gott gegenüber und befragt ihn über alles. Will der Gott nun, daß etwas nicht geschehen solle, so geht er rückwärts, gibt er aber zu etwas seine Zustimmung, so treibt er seine Träger vorwärts. Auf diese Weise holen die Priester die göttlichen Offenbarungen ein.“ —

Für alle diese vermeintlichen Wunder hat unsere moderne Wissenschaft befriedigende Erklärungen. Wie das Schwitzen und die Bewegungen des Apollo hervorgebracht wurden, ist an manchen Götzenbildern ersichtlich geworden, die an den verschiedensten Orten Asiens, Afrikas und Europas gefunden wurden und samt und sonders zur Ausführung gleichartiger Schwindeleien dienten.

Eine wohlerhaltene Figur dieser Art ist der in der Altertumssammlung des Schlosses zu Sondershausen in Deutschland aufbewahrte „Püsterich“, die aus Kupfer gearbeitete etwa drei Spannen hohe überaus häßliche Gestalt eines nackten Mannes, dessen Mundöffnung durch einen Holzpfropfen verschlossen wurde. Die Figur ist hohl. Wurden solche Figuren bis zu einer gewissen Höhe mit Wasser gefüllt und auf eine von unten her stark erhitzte Eisenplatte gestellt, so trat das infolge der Dampfentwicklung höher steigende Wasser als Schweiß aus mancherlei geschickt angebrachten Öffnungen. Oder es rieselte als Tränen aus den Augen; oder die gespannten Dämpfe trieben einen den Mund des Götzenbildes verschließenden Holzpflock mit mächtigem Knall hervor, worauf zischende Dampfwolken dem Götterbild entströmten. All diese Erscheinungen wurden dann von den Priestern dahin ausgelegt, daß die Götter in Zorn geraten seien*).

---

*) Über schwitzende, seufzende oder mit den Augen zwinkernde Götterbilder berichteten auch Diodorus (Sic. 17, 10); Strabo (6, 1); Herodot (7, 140); Coriolan (37); Plut. Timoleon (1, A.); Plutarch (Camill. 6) u. a. Daß manche Götterfiguren sogar Blut schwitzten, ist in den Werken Appians (Bell. cio. 4, 4) und des Apollonius (Rhod-Argon 4, 1284) zu lesen.

Daß die Augen des von Lucianos beschriebenen Götterbildes dem Beschauer überall folgten, ist eine perspektivische Täuschung, die an jedem gemalten oder photographisch aufgenommenen Porträt beobachtet werden kann, dessen Augen genau auf den Beschauer gerichtet sind. Derartige Bilder spielten früher in Romanen und Erzählungen eine große Rolle. Es wurden qualvolle Szenen geschildert, die ein Mörder vor dem Bilde seines Opfers zu bestehen hatte; wie solche Bilder mit Vorhängen bedeckt oder gar beseitigt werden mußten, da die Geängstigten sich an keiner Stelle des Zimmers sicher fühlten, ja die peinliche Empfindung hatten, im Rücken angeschaut zu werden, wenn sie sich umgewendet hatten. In Ritterromanen spielten sich solche Szenen meistens in den ehrwürdigen Ahnengalerien ab. Den Feigling, den entarteten Nachkommen peinigten dort die zornigen, durchbohrenden Blicke seiner tapferen Vorfahren; der Erbe des Hauses sah die Blicke seines ganzen Geschlechtes auf sich vereinigt; Zögernde wurden dadurch ermutigt, Frevler von ihren Vorhaben abgeschreckt. Auf gläubige und abergläubische Gemüter übten derartige Bilder stets eine gewaltige Wirkung. —

Was nun den von Lucianos am Haupt der Göttin Mylitta gesehenen Stein betrifft, der nachts einen so hellen Glanz ausstrahlte, als ob der ganze Tempel von Lampen erleuchtet sei, so ist zunächst zu bemerken, daß auch Apulejus in seinen „Metamorphosen“ behauptet, er habe, als er um Mitternacht einen Tempel betrat, um die Götter anzubeten, ein der Sonne gleiches Licht gesehen.

Auf Grund sorgfältiger Studien kamen verschiedene Gelehrte, darunter Professor Cady von Oxford, zu der Überzeugung, daß manche Priester des Altertums auch ein aus uns noch unbekannten Kraftquellen kommendes, außergewöhnlich gutes Licht gekannt haben müssen. Er glaubt dieses daraus annehmen zu dürfen, daß die in großer Tiefe unter der Erde liegenden altägyptischen Grabkammern mit prachtvollen Skulpturarbeiten und Bildern geschmückt sind, die nur bei sehr starkem Licht hergestellt sein können. Die Annahme, daß die Künstler bei Fackelbeleuchtung gearbeitet hätten, sei hinfällig, da die Farben der Malerei nicht unter Fackelbeleuchtung entstanden sein könnten, außerdem an den Wänden jede Spur von Ruß fehle, der sich bei längerer Verwendung von Fackeln unbedingt hätte absetzen müssen.

Zweifellos waren manchen Priestern des Altertums die Eigenschaften des bei Baku und in Persien vorkommenden Naphtha oder Petroleums wohl bekannt. Da es im I. Kapitel des 2. Buches der Makkabäer (18. und 19. Vers) ausdrücklich „das Feuer des Altars“ genannt wird, so ist Grund zu der Annahme vorhanden, daß es von Baku oder Persien auf dem Wege des Handels bezogen und im Tempel Salomons regelmäßig zum Erzeugen des „hei-

ligen Feuers" verwendet wurde. Während des schweren Krieges mit Jason versteckten die Priester die noch vorhandenen Vorräte dieses Feuers „in einer tiefen, trockenen Grube, damit kein Unberufener es finde". Als nach mehreren Jahren der Priester Nehemia aus der Gefangenschaft der Perser entlassen wurde und den Tempel Salomos wieder hergerichtet und gereinigt hatte, sandte er Leute aus, „das verborgene Feuer zu suchen".

Wie im 20. Vers erzählt wird, „fanden sie aber kein Feuer, sondern ein dickes Wasser". Nehemia ließ dasselbe schöpfen, herbeibringen und über das auf einen Holzstoß zugerüstete Opfer gießen. „Als nun die Sonne wohl heraufgekommen und die Wolken vergangen waren, da entzündete sich ein großes Feuer, des verwunderten sich alle." Im 36. Vers ist zu lesen, daß Nehemias Gesellen den Ort „Nechpar", auf deutsch „Reinigung" nannten. Etliche hießen ihn auch „Naphtha". —

Bekanntlich entzündet sich Naphtha bei einer Temperatur von 140 Grad Fahrenheit von selbst. Da in Palästina die Temperatur in der Sonne weit höher steigt, so erklärt es sich, daß das „dicke Wasser", nachdem „die Sonne wohl heraufgekommen war", von selber entflammte.

Zweifellos kam Naphtha auch in dem im 18. Kapitel des ersten Buches der Könige geschilderten Wettstreit zur Verwendung, den Elias mit den Baalspriestern bestand. Elias ging aus diesem Streit als Sieger hervor, als er den auf freiem Felde aus Steinen aufgeführten Opferaltar und das Holz sowohl wie das Brandopfer mit Wasser, oder richtiger mit dem wasserhellen Naphtha übergießen ließ, und zwar in so reichlichem Maß, daß es auch die den Altar umgebende Grube füllte. Es war inzwischen Nachmittag geworden, die Zeit, wo die Sonnenwärme den höchsten Grad erreicht hatte. „Da fiel", wie in den Versen 38—40 zu lesen ist, „das Feuer des Herrn herab und fraß das Brandopfer, Holz, Steine und Erde und leckte das Wasser aus der Grube. Da das alles Volk sah, fielen sie aufs Angesicht und sprachen: Der Herr ist Gott, der Herr ist Gott! Elias aber rief: ‚Greifet die Propheten Baals, daß ihrer keiner entrinne.' Und sie griffen sie. Und Elias führte sie hinab an den Bach Kison und schlachtete sie daselbst."

Die Ägyptologen Brugsch und Dümichen, die Physiker Lichtenberg und Schweizger, Carus Sterne, sowie Professor Cady von Oxford und andere hervorragende Gelehrte gelangten auf Grund mancher in Ägypten, Palästina und Griechenland gemachten Funde wie auch aus den auf uns gekommenen Schilderungen der ägyptischen Tempel zu Edfu und Dendera, der israelitischen Stiftshütte in Jerusalem und des Apollotempels zu Delphi zu der Überzeugung, daß die Priester des Altertums zweifellos auch die Elektrizität gekannt und verwertet haben müssen.

Vor manchen ägyptischen Tempeln standen nämlich 30—40 Meter (90—120 Fuß) hohe, mit kupfernen Spitzen beschlagene Mastbäume, die

nach erhaltenen Inschriften zufolge den Zweck hatten, „die Ungewitter des Himmels zu brechen", mit anderen Worten, die Blitze unschädlich zu machen. Eine diesbezügliche Inschrift wurde von Brugsch in dem Aufsatz: „Eine Bauurkunde des Tempels von Edfu" auf Seite 122 des Jahrganges 1875 der „Zeitschrift für ägyptische Sprache" veröffentlicht. Sie lautet verdeutscht: „Das Eingangstor, dessen Bekrönung zum Himmel ragt, hat auf seinen beiden Seiten zwei hölzerne Maste, deren Spitzen mit Kupfer beschlagen sind; Pyramidionspitzen befinden sich an ihnen, um das aus der Höhe kommende Unwetter zu brechen."

Am Tempel von Medinet Abu, dessen Bau bis ins Jahr 1300 v. Chr. zurückreicht, standen sogar vier derartige Maste mit Spitzen aus vergoldetem Kupfer.

„Welche Erklärung", so fragt Dümichen, „bietet sich uns für diese hohen, über die Gebäude hinausragenden Maste, die mit Kupfer beschlagen und an den Spitzen vergoldet waren und den Zweck hatten, das aus der Höhe kommende Unwetter abzuwehren? Es hält in der Tat schwer, nach der in den Inschriften gegebenen Beschreibung eine andere Bestimmung für sie anzunehmen, als die von Blitzableitern."

Brugsch äußert sich in folgender Weise: „Eine vergoldete Kupferstange auf einer riesengroßen Spitzsäule aus Granit stellte einen Blitzableiter dar, wie man sich ihn nicht besser wünschen konnte. Diese Blitzableiter im größten Stile, die je die Welt gesehen, ‚brachen die Gewitter'. Das scheint mir so klar auf der Hand zu liegen, daß kaum eine andere Deutung möglich ist." —

Den ausführlichen Beschreibungen des salomonischen Tempels zu Jerusalem zufolge, die im Alten Testament (1. Buch der Könige, 7. Kap., 2. Buch der Könige, 25. Kap., 2. Chronika, 3. Kap.) und von dem jüdischen Historiker Flavius Josephus gegeben wurden, ließ auch Salomo vor der Tempelpforte zwei eherne Säulen aufstellen.

Im 7. Kapitel des 1. Buches der Könige ist berichtet, daß Salomo zu diesem Zweck nach der Seestadt Tyrus sandte und von dort Hiram, einen „Meister in allerlei Erzwerk, einen Mann voller Weisheit und Verstand" nach Jerusalem berief. Dieser Meister fertigte für den König zwei inwendig hohle eherne Säulen, die vor dem Eingang zum Tempel, die eine zur Rechten und die andere zur Linken, aufgestellt wurden. Die Länge dieser Säulen wird im 1. Buch der Könige, Kap. 7, auf 18 Kubits, im 3. Kapitel des 2. Buches der Chronika aber auf 35 Kubits angegeben. Sie waren mit ehernen Spitzen von 5 Kubit Länge versehen, von denen aus ein Kettenwerk zum Chor führte.

Wahrscheinlich dienten die inwendig hohlen Säulen dem gleichen Zweck, wie die vor den ägyptischen Tempeln stehenden Mastbäume. Bei den vielen Beziehungen, die Salomo mit Ägypten unterhielt, ist anzunehmen, daß von

dort her auch die Kenntnis von der blitzableitenden Wirkung metallener Gegenstände nach Palästina gelangte und beim Bau des Tempels, der seiner hohen Lage wegen der Blitzgefahr besonders stark ausgesetzt schien, verwertet wurde.

Der berühmte Physiker Arago äußerte sich darüber in folgender Weise: „Der Tempel der Juden existierte einen Zeitraum von 1000 Jahren und war durch seine Lage den sehr starken und häufigen Gewittern Palästinas ganz besonders ausgesetzt. Nichtsdestoweniger haben weder die Bibel noch Josephus uns berichtet, daß der Blitz jemals in denselben eingeschlagen habe. Die Ursache davon ist sehr einfach. Durch besondere Einrichtungen war der Tempel von Jerusalem mit Blitzableitern versehen, die unseren heutigen ganz nahe kamen. Das Dach des Tempels, mit stark vergoldetem Zedernholze bekleidet, war von dem einen Ende bis zu dem anderen mit langen eisernen oder stählernen und oben vergoldeten Lanzen besetzt. Die Frontwände des Gebäudes waren gleichfalls in ihrer ganzen Ausdehnung mit stark vergoldetem Holze bedeckt. Unter dem Vorhofe des Tempels endlich befanden sich Zisternen, in welche das von den Dächern laufende Wasser durch metallene Röhren abfloß. Wir finden hier die Schäfte von Blitzableitern und eine solche Menge von Konduktoren, daß Lichtenberg recht hatte, wenn er behauptete, der zehnte Teil unserer heutigen derartigen Vorrichtungen sei weit entfernt, in seiner Konstruktion eine solche Vereinigung von genügenden Umständen darzubieten."

Lichtenberg äußerte auch die Ansicht, daß die berühmte, außen mit Gold überzogene Bundeslade, die im Tempel aufbewahrt wurde und „aus der Gott in Gestalt einer Feuerflamme herausfuhr", um den die Lade berührenden Frevler zu töten, eine Art „Leydener Flasche" gewesen sei. Ihre Ladung sei wahrscheinlich mittels der auf dem Dach des Tempels angebrachten, mit goldenen Spitzen versehenen Lanzen und Maste erfolgt, welche die Luftelektrizität aufsaugten und durch goldene Ketten in das wundertuende Heiligtum gelangen ließen.

Dahingehende Andeutungen finden sich nicht nur im 9., 10 und 16. Kapitel des 3. Buches Mosis, sondern auch im 4. und 16. Kapitel des 4. Buches Mosis. Ferner im 14. Kapitel des 1. Buches Chronika. Im Vers 9 des 10. Kapitels des 3. Buches Mosis werden Aaron und seine Söhne ausdrücklich gewarnt, vor dem Betreten der Stiftshütte weder Wein noch starke Getränke zu genießen, damit sie nichts versehen und infolge eines Versehens umkommen möchten. —

Römischen Schriftstellern zufolge hätte auch der Sabiner Numa Pompilius es verstanden, sich den Blitz dienstbar zu machen. Nachdem er zum König von Rom erwählt und damit zugleich der religiöse Gesetzgeber wurde, habe er die den Tempeldienst verrichtenden Vestalinnen gelehrt, das Opfer

auf elektrischem Wege zu entzünden, so daß die gläubige Menge an die unmittelbare Einwirkung der das Opfer gnädig aufnehmenden Gottheit glaubte.

Dem blitzeschleudernden Jupiter ließ Numa Pompilius auf dem Gipfel des Aventinischen Hügels einen Tempel errichten, wo der Gott unter dem Beinamen „Elicius“ verehrt wurde. Elicius heißt „der Herabgelockte“. Diese Bezeichnung wird darauf zurückgeführt, daß Numa die Kunst verstanden habe, die Blitze herabzulocken und zu leiten. Servius Tullius, der etwas versah, als er dem Volk den „Jupiter elicius“ zeigen wollte, wurde bei diesem Experiment erschlagen. —

Zweifellos kannten die Priester des Altertums auch den Phosphor, dessen geheimnisvolle Leuchtkraft dazu verwendet worden sein mag, die Häupter der Götterstatuen mit einem „Heiligenschein“ zu umgeben, oder im Halbdunkel der Tempel auf den Wänden allerhand Schriftzeichen hervorzubringen gleich jenen, die den König Belsazar während seines Gastmahls derart erschreckten, „daß ihm die Beine schlotterten“. (Daniel 5, 6.)

Sicherlich kannten die Priester des Altertums auch das Geheimnis des sog. „schwarzen Raumes“, der bei unsern modernen Magiern eine so wichtige Rolle spielt. Sie verstanden ferner, mittelst magischer Laternen und hochpolierter metallener Doppelspiegel sowohl auf den Tempelwänden wie auf den vom Altar aufsteigenden Rauchwolken allerhand geheimnisvolle Geister- und Göttergestalten erscheinen zu lassen.

Auf die Verwendung einer Laterna magica läßt auch eine Erklärung des Damascius schließen, dahin lautend, auf der Wand eines Tempels sei ein Licht sichtbar geworden, anfänglich unbestimmt und wie aus weiter Ferne kommend. Aber allmählich habe es sich in ein immer klarer hervortretendes Antlitz von überirdischer Schönheit und Milde verwandelt.



VON REDENDEN BILDSÄULEN UND ORAKELN

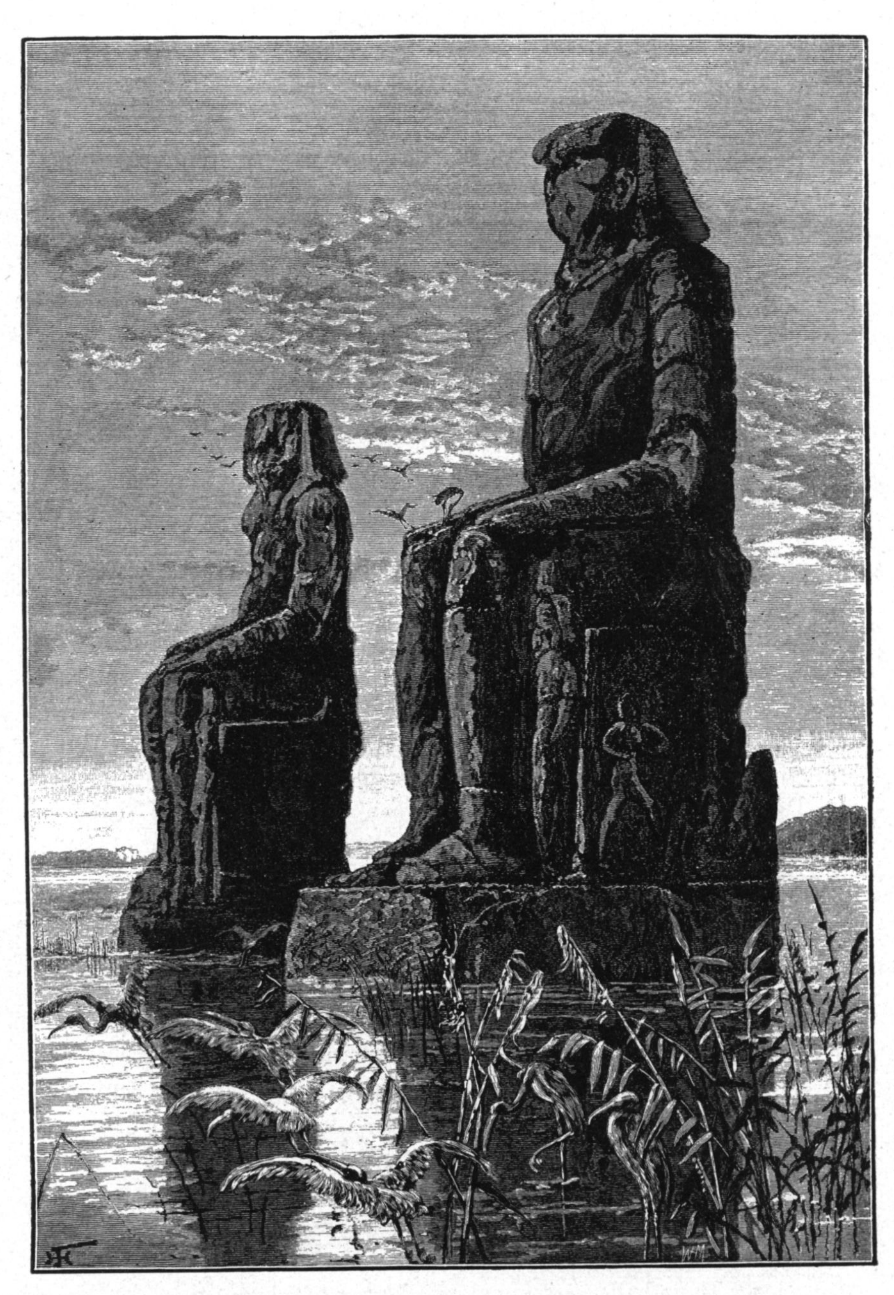
Die den Schamanen und Medizinmännern fast aller Länder wohlbekannte, vielfach mit erstaunlicher Geschicklichkeit verwertete Ventriloquistik oder Bauchredekunst vererbte sich auch auf die Priester des Altertums. Daß in der Bibel wiederholt von Zauberern gesprochen wird, „deren Stimmen dumpf klangen, als ob sie aus der Erde heraus oder aus der Höhe kämen" (Jesaias 29, 5), wurde bereits in einem früheren Abschnitt erwähnt. Bei den Griechen wurden solche Ventriloquisten „Engastrimanteis" oder Bauchpropheten genannt. Als solcher gewann der Athener Eurykles so großen Ruf, daß nach ihm die Bauchredner auch „Euryklides" genannt wurden.

Neben diesem Täuschungsmittel bedienten die Priester des Altertums sich aber auch einer wichtigen Erfindung, die sie im Lauf der Zeit immer mehr vervollkommneten und in wahrhaft genialer Weise für ihre Zwecke verwendeten: des Sprachrohrs.

Man hat in den verschiedensten Ländern des Orients Tempelruinen gefunden, die ganze Systeme verborgener Sprachrohre enthielten, mittels welcher die Priester der im Tempel versammelten, andächtig lauschenden Menge die aus der Höhe oder gar aus dem Munde der auf den Altären stehenden Bildsäulen kommenden Aussprüche der Götter vorgaukelten.

Sehr wahrscheinlich war auch die nördliche der beiden berühmten, bei Theben in Oberägypten stehenden sogenannten Memnonssäulen ursprünglich mit einer derartigen Einrichtung versehen, denn Flavius Philostratos erklärt in seinem „Leben des Apollonius von Tyana" (Vit. Apoll. 6, 4), daß, „sobald beim Aufgehen der Sonne ihr erster Strahl den Mund dieser riesigen an 20 Meter hohen Figur traf, dieselbe augenblicklich gesprochen habe, so daß die Menge ihrer Bewunderung nicht mehr Herr geworden sei."

Geht man auf die Geschichte dieser vielbesprochenen Bildsäule und der sie darstellenden Person ein, so gewinnt die Ansicht, daß die von ihm ausgehenden Laute durch die Priester des einst hier vorhandenen Tempels mittels eines Sprachrohres erzeugt wurden, an Wahrscheinlichkeit. Denn die riesige Skulptur stellte den König Amen-hotep III. dar, der während der Zeit von 1411—1375 v. Chr. über Ägypten regierte, sich als ein Sohn des Gottes Amon-Ra ausgab, und als solcher eine gleiche göttliche Verehrung



Die Memnonssäulen in Oberägypten.
Nach einer Zeichnung von Harry Fenn.

beanspruchte, wie sie in der Neuen Welt den ebenfalls göttlicher Abstammung sich rühmenden Inkas von Peru gezollt wurde. Es lag in der Natur solcher gottentsprungenen Herrscher, sich gleich den Göttern in riesigen Bildwerken darstellen zu lassen und durch deren Mund dem Volk ihren göttlichen Willen zu offenbaren. Seitdem die Bildsäule im Jahre 27 v. Chr. durch ein Erdbeben schwer beschädigt wurde, ist ihre Sprache verstummt. —

Welche außerordentliche Bedeutung das Orakelwesen im Altertum hatte, ist allbekannt. Orakelsprechende Götterbilder befanden sich an unzähligen Orten. Manche erfreuten sich so großen Rufes, daß nicht nur Gläubige, sondern oft sogar Gesandtschaften aus fernen Landen kamen, um im Auftrag von Kaisern, Senaten und Städten das Orakel um Rat zu fragen. Ein solcher Zustrom leichtgläubiger Personen forderte zu betrügerischer Ausbeutung derselben förmlich heraus.

In uralte Zeiten reicht eine labyrinthartige Anlage zurück, die auf der Insel Malta in der Ansiedlung Hal-Saflieni beim Ausgraben einer Wasserzisterne entdeckt, von Professor T. Zammit, dem Direktor des Maltesischen Museums in fünfjähriger Arbeit freigelegt wurde und seitdem als das „Hal-Saflieni-Hypogeum" das Staunen aller wissenschaftlichen Kreise erregte. Wurde doch hier in einer Tiefe von 6—15 Meter unter der Oberfläche des felsigen Geländes eine Tempelanlage gefunden, deren Hallen nicht etwa erbaut, sondern in die Felsen hineingemeißelt waren. Durch einen engen Gang gelangt man zunächst in eine Haupthalle, die augenscheinlich als Versammlungsort der Gläubigen diente. Von dort führte ein breiter Gang in eine Orakelkammer, in deren Wand man eine tiefe ovale Nische von ungefähr einem halben Meter Durchmesser ausgemeißelt fand. Von hier aus wurde von den Priestern auf die in der Haupthalle Versammelten eingewirkt. Denn wenn man mit halblauter Stimme in diese Nische hineinruft, so hören die Gläubigen — die Stimme Gottes. Friedrich Wallisch, der diese Stätte unlängst besuchte, kleidete sein Staunen über diese Stimme in folgende Worte: „Minutenlang hallt der Ruf nach, mit unerhörter Wucht, ein Donnern, ein dumpfes Dröhnen; es ist wahrhaftig, als offenbare sich eine überirdische Macht in schauerlicher Majestät! — Ruft man laut in die Nische, so gibt es ebensowenig einen Widerhall wie bei einer Frauenstimme. Nur die halblaute Männerstimme erzeugt dieses unbeschreiblich packende Phänomen. Wer hat die Menschen vor sechs Jahrtausenden diesen akustischen Zaubertrick gelehrt, der noch uns Menschen des mechanisierten Zeitalters in beispiellose Verblüffung versetzt?

Die in der Haupthalle versammelten Gläubigen konnten dort den kurzen halblauten Ruf nicht hören, mit dem der Widerhall ausgelöst wurde. Aber die Stimme des Gottes dröhnte minutenlang, grauenhaft anschwellend durch die Felsenräume!" —

A. Rich gibt in seinem „Dictionary of Roman and Greec Antiquities" unter dem Wort „Adytum" Auskunft über eine von ihm besuchte Tempelruine bei Alba, am Fucius-See. In dieser Ruine wurde eine früher von den Priestern benützte Geheimkammer in völlig erhaltenem Zustand gefunden. Dieselbe lag am äußersten Ende des Tempels unter jener halbkreisförmigen Nische, in der die Bildsäule der Gottheit stand, welcher der Tempel geweiht war. Der untere Teil der Kammer lag kellerartig unter dem Bodenbelag des Tempels, wohingegen der obere Teil sich über den Belag erhob und mit seinen Wandungen als das die Bildsäule tragende Postament erschien. Vom Inneren des Tempels gab es keinen Zugang zu der Geheimkammer, dagegen wurde an der Rückseite des Tempels eine geheime Tür gefunden, von der aus ein innerhalb der Mauern des Tempels angebrachter geheimer Gang bis in die Kammer führte. Daß diese einst den Gaukeleien der Priester diente, wurde durch eine Anzahl von Sprachrohren offenbar, die von der Geheimkammer aus nach den verschiedensten Teilen des Tempels führten und es den in der Kammer verborgenen Priestern ermöglichten, allerhand geheimnisvolle aus den Höhen oder aus der Tiefe kommenden Stimmen innerhalb des Tempels erschallen zu lassen.

Studiert man die Museen Italiens und Griechenlands, so kommt man mitunter den vielen Betrügereien auf die Spur, die von den Priestern längst verschollener Religionssysteme angewendet wurden, um die Gläubigen mit heiligen Schauern, mit der Furcht vor unergründlichen Mysterien zu erfüllen.

Im Jahre 1864 wurde in Rom in der Nähe jener Stelle, an der vor zwei Jahrtausenden der Zirkus Flaminius stand, durch Bauarbeiter eine große, aus vergoldeter Bronze gearbeitete Statue des Herkules zutage gefördert. Sie steht heute im Runden Saal des Vatikanischen Museums. Herkules war die Schutzgottheit der Zirkusspiele und der Gymnasien: aus diesem Grunde wurden ihm dicht bei Zirkussen und Turnplätzen Tempel gebaut. Wer sich an den Zirkus- oder Turnspielen beteiligen wollte, brachte zuerst dem Schutzgott der Zirkusse eine Opfergabe dar oder suchte sich wenigstens durch besondere Gebete seinen Beistand zu erflehen. Oft ging man noch darüber hinaus. Man richtete an den Gott z. B. die Frage: „Werde ich heute Sieger sein?" Und die Gottheit antwortete. Ihre Antworten waren immer sibyllinisch und ließen sich auf verschiedene Weise deuten; aber der Frager hielt eben die Antwort, die ihm am besten zusagte, für gut. Auch gewöhnlichen Zuschauern gegenüber zeigte der Schutzgott sich zuvorkommend, da seine Protektion sich auch auf sie erstreckte. Die Zuschauer, die, genau so wie das Publikum unserer Tage, auf Ringkämpfer und Gymnastiker oft bedeutende Summen setzten, wollten von Herkules die Namen der künftigen Sieger wissen, um sich mit ihren

Wetten danach richten zu können; und Herkules erhörte sie, indem er mit den üblichen zweideutigen und unbestimmten Worten irgend etwas orakelte.

Dieser kleinen Geschäfte wegen brauchte der Gott aber seine köstliche Muße im Olymp durchaus nicht zu unterbrechen; seine Priester handelten für ihn und suchten alle Belästigungen von ihm fernzuhalten. Sie ließen *durch ein 28 Zentimeter breites* Loch, das *sich an dem kolossalen Hinterkopfe* der Statue *befand, in den Körper des göttlichen* Bildwerkes einen in alle Geheimnisse des Übernatürlichen *eingeweihten Knaben hinabsteigen*. Dieser Knabe war es, der im Namen der Gottheit in doppelsinnigen Phrasen zu den gläubigen Sterblichen sprach. Kurz nach der Wiederauffindung der Statue wollten gelehrte Männer feststellen, wie der Gott einst gesprochen hatte. Man ließ deshalb durch die erwähnte Öffnung einen Knaben in den Herkules hinein. Dann richtete man von draußen Fragen an ihn; und der Knabe gab von innen Antwort. Seine Stimme klang durch die Metallwände der Statue hindurch ganz eigenartig und mit seltsamen Vibrationen; sie schien aus phantastischen *Tiefen und Weiten* zu kommen. Man konnte infolgedessen begreifen, daß die Antworten des Orakels auf gläubige Gemüter einen großen Eindruck machen mußten.

In ähnlicher Weise waren viele orakelspendende Statuen des Altertums konstruiert: der Künstler, der sie herstellte, hatte immer den Zweck, für den sie bestimmt waren, im Auge und richtete seine Arbeit danach ein, indem er besonders geeignete Metallplatten aussuchte, die Schallwirkungen studierte, die Körperformen zweckmäßig modelte usw. Bei manchen Orakelstatuen war die Anlage etwas komplizierter: die Orakelstimme kam aus einer größeren Entfernung durch Rohre und hatte, wenn sie von den Lippen des Gottes oder der Göttin wieder „ausströmte", einen wunderbar geheimnisvollen Klang. Immer war der Schwindel so geschickt inszeniert, daß auch das aufmerksamste Auge nichts Verdächtiges erblicken konnte. Die Statuen, die an sie gerichtete Fragen beantworteten, waren zudem vorsichtigerweise immer in einer angemessenen Entfernung vom Publikum aufgestellt, gewöhnlich so, daß sie sich an den Hintergrund des Tempels lehnten. Wie Herkules, so weissagten auch Jupiter, Apollo, Diana, Juno, Venus, Mars, kurz: die ganze Schar der Gottheiten und der Halbgötter des Olymps, in gefälliger Weise die Zukunft.

Daß auch an jenen Stätten, wo man mit den Geistern verstorbener Personen in Verbindung treten und sie über allerhand bevorstehende Ereignisse und Schicksale befragen konnte, die Bauchredekunst wie das Sprachrohr zur Anwendung kamen, ist gleichfalls nachgewiesen.

Als Stätten, wo derartige wichtige Offenbarungen durch Zitierung der Verstorbenen zu erlangen seien, wählten die Priester mit Vorliebe solche

Orte, die schon an sich auf einen Zusammenhang mit der Unterwelt, mit dem Reich der Geister und Toten hinzudeuten schienen: geheimnisvolle Schluchten und Höhlen, aus deren Spalten und Schlünden allerlei Dünste und Dämpfe aus dem Erdinnern heraufstiegen.

Eine solche weithin berühmte Totenorakelstätte lag in Epirus, wo in der Nähe der Stadt Ephyra zwei unterirdische Flüsse hervorbrachen und die Gegend mit Schwefelgeruch erfüllten. Der Sage nach wäre hier Orpheus hinabgestiegen, um die von ihm heißgeliebte Nymphe Eurydike aus dem Totenreich zu entführen. Auf dem Vorgebirge Tänaron befand sich eine Höhle, durch die Herkules den Höllenhund Zerberus bis auf die Oberwelt geschleppt habe.

Ähnliche Zugänge zum Hades gab es bei Trözene und Hermione im Peleponnes, sowie bei Heraklea am Pontus. Der berühmteste Eingang zur Unterwelt lag aber in der Nähe der uralten, süditalienischen Stadt Cumae. Dort gab es der absonderlichen Dinge genug, um die Einbildungskraft mit dem Glauben zu erfüllen, daß hier eine Hauptpforte zum Totenreich sei. Da war der Krater eines halberloschenen Vulkans, aus dessen zahlreichen Öffnungen Wolken erstickenden Qualms emporstiegen. Nahebei lag ein tiefdunkler, geheimnisvoller See, dessen Wasser mit Schwefel gesättigt war. Ferner gab es hier verschiedene unterirdische von allerlei Dünsten erfüllte Höhlen, in denen, der Sage zufolge, Odysseus seine Totenbeschwörungen vorgenommen habe. Hier stand auch ein mit goldenem Dach versehener Tempel des Apollo, dessen Statue weithin berühmt war, weil sie während des Krieges der Römer mit den Achäern an vier aufeinanderfolgenden Tagen Tränen vergossen habe.

Aristoteles, Cicero, Livius, Varro und andere Schriftsteller des Altertums haben über diese Orakelstätte berichtet; am ausführlichsten wohl Virgil in seiner „Äneide“, in der er schildert, wie der aus Troja entkommene Äneas, nachdem er dem Zauber der Königin Dido von Karthago entronnen, hier sowohl den Geist seines Vaters wie auch die in einer Höhle orakelnde Sibylle über die seinem Geschlecht bevorstehenden Schicksale befragte. Virgil schildert im 6. Buch seines Werkes, wie diese angeblich mehrere hundert Jahre alte Seherin, bevor sie Äneas Auskunft erteilte, in heftige Krämpfe verfiel, ähnlich jenen, wie solche von den Schamanen und Zauberpriestern der Naturvölker ihren abergläubischen Stammesgenossen vorgegaukelt wurden.

Aber nicht jedem beliebigen Sterblichen erteilte Sibylle persönlich Auskunft auf gestellte Fragen. Die meisten empfingen die Antworten durch den Mund bronzener Figuren verschiedener Göttinnen, die im Tempel des Apoll an den Wänden aufgestellt waren und als die Übermittlerinnen der von der Sibylle erteilten Aussprüche galten.

Sorgfältige Untersuchungen jener Tempelruinen und Höhlen, die im Jahre 1926 unter Leitung des Professors A. Maiuri vom Italienischen Nationalmuseum zu Neapel ausgeführt wurden, haben Licht über die betrügerischen Methoden verbreitet, mit denen das hier waltende Priestertum den Glauben und das Vertrauen des Volkes mißbrauchte.

Diese Untersuchungen ergaben nämlich, daß hart neben jener Höhle, in welcher die Sibylle ihre Visionen hatte, sich noch ein zweiter unterirdischer Raum befand, wo alle Besucher empfangen wurden, die Verlangen trugen, die Seherin zu befragen. Zahlreiche in die Wandungen der Höhle eingemeißelte Nischen dienten zur Aufnahme der kleinen Lampen, mit denen die in diesen dunklen Raum Eintretenden versehen wurden.

Aus den Andeutungen mancher gleichzeitigen Schriftsteller geht hervor, daß die Priester und Priesterinnen der Orakelstätte in diesem Warteraum als Pilger verkleidet sich unter die Harrenden mischten, um sie in vertraulichem Gespräch über ihre Anliegen, Hoffnungen, Wünsche und Nöte auszuhorchen. War das gelungen, so zogen sie sich in unauffälliger Weise zurück, um nach einer Weile in priesterlicher Gewandung wieder zu erscheinen und an die Wartenden Nummern auszuteilen, die mit jenen der im Apollotempel stehenden Figuren der Göttinnen korrespondierten. Zu diesen Göttinnen wurden dann die Pilger geleitet, um von deren leicht geöffneten Lippen die Auskünfte der Sibylle entgegenzunehmen.

Wie die Nachgrabungen der Beamten des Italienischen Museums ergaben, wurden diese Auskünfte durch Sprachrohre erteilt, die von der Höhle der Sibylle in die Figuren der Göttinnen führten und zwischen deren Lippen mündeten.

Der von Virgil gegebenen Schilderung zufolge hätten hundert solcher Göttinnen als Übermittlerinnen der Orakel gedient. Bis zum Anfang des Jahres 1926 war es den heutigen Gelehrten gelungen, vierzehn solcher Sprachrohrsysteme in den Ruinen des Apollotempels freizulegen. —

Über die priesterlichen Geheimnisse der alten Kulturvölker Amerikas ist nur wenig bekannt, da die spanischen Mönche in fanatischem Eifer alles zerstörten, was an Bilderschriften und anderen Darstellungen in ihren Bereich kam. Daß aber auch die Tempel und Priesterpaläste der Neuen Welt viele Geheimnisse bargen, darauf lassen allerlei mysteriöse Kammern und Gänge innerhalb solcher Tempelruinen schließen.

Daß manche Tempel gleich jenen der Alten Welt auch redende Götterfiguren enthielten, geht aus den Aufzeichnungen verschiedener spanischer Mönche und Chronisten hervor.

Weitberühmt war ein auf der an der Ostküste von Yukatan gelegenen Insel Cozumel befindliches Heiligtum des Gottes Ahulneb. Dasselbe bestand aus einem mächtigen viereckigen Turm, in dem das riesige Standbild des als

Krieger gekleideten und einen Speer in der Hand haltenden Gottes aufgestellt war. Den von Sahagun, Gomara (Conq. Mex. fol. 22), Landa (Relacion p. 158), Cogollado (Hist. Yuc. p. 202) und Herrera (Hist. Gen. IV, lib. x. Cap. IV) gegebenen Schilderungen zufolge war diese dicht an der Rückwand des Tempels stehende Bildsäule inwendig hohl. Durch ein verborgenes Türchen gelangte der Priester in das Innere der Bildsäule und erteilte durch den Mund derselben die vom Volk in Ehrfurcht entgegengenommenen Orakelsprüche. Gleich jenen des Orakels zu Delphi waren dieselben stets so formuliert, daß sie in verschiedener Weise ausgelegt werden konnten. Trafen die Voraussetzungen nicht ein, so wurde dies dem Umstand zugeschrieben, daß die von den Fragenden dargebrachten Opfer ungenügend gewesen seien. Die obengenannten spanischen Schriftsteller betonen, der Ruf dieser Orakelstätte sei so groß gewesen, daß es notwendig war, besondere Straßen nicht nur aus Yukatan, sondern auch aus den fernen Ländern Tabasco und Guatemala bis nach dem der Insel Cozumel gegenübergelegenen Hafenort Polé zu bauen, um den stetig wachsenden Strom der Pilger in Fluß und Ordnung zu halten. Ähnliche Orakel- und Opferstätten befanden sich auch an manchen Stellen Südamerikas, vornehmlich im Inkareich. Weitberühmt war der Orakelgötze von Aperhua, wo die Priester aus einem hohlen Baum orakelten. Ein anderer Orakelgötze war der aus Holz geschnitzte Patschakamak, den Hernando Pizarro öffentlich verbrennen ließ.



WALLFAHRTSORTE DES ALTERTUMS

Um den in allen Ländern errichteten zahllosen Tempeln regelmäßig fließende Einkünfte zu verschaffen, verbreiteten die findigen Priester allerorten den Glauben, daß nicht nur den in den Tempeln aufgestellten Götterbildern, sondern auch den daselbst aufbewahrten Überresten und hinterlassenen Gebrauchsgegenständen solcher Personen, die wegen ihres musterhaften Lebens als „Heilige", oder wegen ihrer kühnen Taten als „Helden" zu betrachten seien, ein besonderer Zauber, eine Wunderwirkung innewohne, die sich häufig offenbare, indem durch das bloße Berühren solcher Götterfiguren und Reliquien viele Personen von allerlei Krankheiten geheilt worden seien. Wer zu den Aufbewahrungsstätten solcher wundertätigen Bildsäulen und Reliquien pilgere und daselbst Opfer bringe, werde dort nicht nur Genesung finden, sondern auch Vergebung aller Sünden, ja, die Anwartschaft auf ewige Glückseligkeit erlangen.

Auf derartige Verheißungen ist der Ursprung der sogenannten „Wallfahrten" zurückzuführen, die im religiösen Leben vieler Völker eine so bedeutungsvolle Rolle spielten und noch einnehmen. Um für solche Wallfahrten möglichst viele Teilnehmer zu gewinnen, sandte und senden noch heute die Priester beständig zahlreiche Werber aus, die das Volk in dem Glauben an die Wunderwirkung der Reliquien und die Ersprießlichkeit solcher Pilgerfahrten bestärken müssen.

Wohl der älteste Wallfahrtsort Ägyptens war die im Niltal gelegene Tempelstadt Abydos, wo der Sonnen- und Nilgott Osiris wie auch seine schwesterliche Gattin Isis, die von ihm befruchtete Erde, verehrt wurden. Hier wurde von den Priestern wohl auch die schöne Mythe erdacht, die sich an diese beiden Göttergestalten knüpfte. Demnach war Osiris als Sonnengott der Beherrscher der ganzen Welt. Er war es auch, der den Menschen Gesetze gab und sie alle Künste des Friedens lehrte. Aber er hatte einen ihm feindlich gesinnten Bruder, Typhon, der das zerstörende Element in der Natur, die sengende, alles verzehrende Hitze, verkörperte. Diesem Bösewicht gelang es während eines Festmahls, seinen Bruder zu überreden, sich in eine bereitgehaltene, schön geschnitzte Lade zu legen. Kaum war Osiris hineingestiegen, als mehrere Mitverschworene Typhons den Deckel zuschlugen, die Lade vernagelten und samt ihrem Inhalt in den Nil warfen, der

sie in das Meer entführte. Ihren Gatten suchend, zog Isis darauf von Land zu Land, bis sie endlich die Lade fand. Als sie dieselbe öffnete, erblickte sie die Leiche ihres erstickten Gatten. Bitterlich weinend, schmiegte sie ihr Gesicht an das des Toten, küßte es unter Schluchzen und machte sich dann auf den Weg, um ihren Sohn Horus zu suchen, damit er seinen Vater räche. Während ihrer Abwesenheit entdeckte Typhon die Leiche, zerriß sie in 16 Teile und streute dieselben im ganzen Niltal umher. Isis aber suchte die ihr teuren Glieder wieder zusammen und errichtete überall, wo sie ein solches fand, ihrem geliebten Gatten ein Grabmal. In Abydos, wo sie das Haupt des Toten gefunden, ließ sie zu seinen Ehren einen wundervollen Tempel erbauen. Während Isis ihren Gatten beklagte und für seine Bestattung sorgte, hatte Osiris sich in der Unterwelt aufgehalten. Mittlerweile war auch sein Sohn Horus zum Rachewerk erstarkt. Zwischen ihm und dem Mörder seines Vaters entbrannte ein grimmiger Kampf, der vier Tage dauerte und mit der Niederlage des Typhon endete. Gefesselt wurde er Isis übergeben, diese aber schenkte ihm das Leben und vereinigte sich wiederum mit ihrem Gatten Osiris.

Mit großer Feinheit versinnlicht diese Mythe den Kreislauf der Erscheinungen in der Natur Ägyptens, die Fruchtbarkeit der Erde, die Fülle des Nils, die Leuchtkraft und die Wanderung der Sonne, die zwar stirbt, aber ewig wieder geboren und wieder gefunden wird. Die in religiöser Hinsicht wichtigste Seite des Osiris-Kultus ist die Vorstellung von seinem Aufenthalt und seiner Herrschaft in der Unterwelt. Er ist der Herr des Totenreiches, wo alles Böse überwunden ist; dort richtet er auch nach Recht und Gerechtigkeit die Seelen der Menschen. Vorbildlich führte die Geschichte dieser Götterfamilie jedem Ägypter das Schicksal seiner eigenen Seele vor Augen, und jeder Sterbende hoffte aufzuerstehen wie der auferstandene Gott. Was Wunder, daß Abydos, wo das Haupt des Gottes beigesetzt war, auch zum wichtigsten Wallfahrtsort Ägyptens wurde.

Um seine Anziehungskraft zu steigern, führte das Priestertum des Osiris hier alljährlich ähnliche Passionsspiele auf, wie solche heutzutage der gläubigen Christenheit in Oberammergau dargeboten worden. Die in Abydos stattfindenden Spiele hatten die Mythe des Sonnengottes zum Gegenstand und gipfelten in einer überaus eindrucksvollen Prozession, welche die Leiche des Gottes vom Nilufer bis zu seiner mit dem Tempel verbundenen Grabstätte geleitete. Wie die Passionsspiele zu Oberammergau eine aus allen Ländern der Christenheit kommende andachtsvolle Menge anziehen, so zogen jene zu Abydos stets Tausende und aber Tausende Gläubige aus allen Teilen Ägyptens herbei. Da der Glaube bestand, daß Osiris, der zu neuem Leben erstandene Herr des Totenreiches, allen seinen Anhängern ewiges Leben und Aufnahme in sein Reich verleihen werde, so wählten die Würdenträger

Ägyptens wie die mit irdischen Gütern Gesegneten Abydos auch mit Vorliebe als denjenigen Ort, wo sie ihre Mumien beisetzen ließen.

Theben, wo der Götterkönig Amon verehrt wurde, war ein ähnlicher Wallfahrtsort, wo an den Festen des Gottes seine mit kostbaren Edelsteinen auf das reichste geschmückte Bildsäule in feierlicher Prozession in einem Schiffe sitzend umhergeführt wurde. Er zeigte sich hier als der oberste Lenker des Weltschiffes, von welchem alle Bewegungen des Weltalls ausgehen.

Die hier beigefügte Wiedergabe einer jener Zeit entstammenden Bildhauerarbeit zeigt das von 24 Trägern in feierlicher Prozession mitgeführte Weltschiff. In seiner Mitte erhebt sich ein Schrein, in dem der Sonnengott in Gestalt des heiligen Skarabäuskäfers mit ausgebreiteten Flügeln dargestellt ist, wie er zwischen seinen Vorderfüßen den Sonnenball hält. Vier mit Leopardenfellen bekleidete Priester schreiten zur Seite des Schiffes, dem zwei mit mächtigen Fächern versehene Sklaven folgen. Im Vorderteil des Schiffes erhebt sich ein kleiner Altar, auf dem die Figur des Skarabäus wiederholt ist. Eine vor dem Altar kniende Person bringt dem Gott Opfer dar. —

In Bubastis, der heiligen Stadt der katzenköpfigen Göttin Pascht oder Sechet, sollen sich gelegentlich ihrer Jahresfeste an die 700000 Menschen versammelt haben. In der Stadt selbst sei dabei mehr Wein verbraucht worden als in dem übrigen Ägypten während des ganzen Jahres. Schilderungen der bei solchen Festen veranstalteten Prozessionen, bei denen die Bilder der Götter von den Pastophoren oder Kapellchenträgern in kleinen tragbaren Kapellchen mitgeführt wurden, sind uns von Herodot (1. 191. 2. 58), Herodian (5. 6), Apulejus (9. 7) und anderen griechischen Besuchern Ägyptens übermittelt worden. —

Auf ein vieltausendjähriges Alter können zweifellos auch manche jener Wallfahrtsorte zurückblicken, die noch heute in Indien bestehen. Um in dem Zuzug zu diesen heiligen Stätten keine Verminderung eintreten zu lassen, senden die Priester derselben auch hier alljährlich Hunderte von „Pilger-Werbern“ aus, die alle Provinzen Indiens durchziehen.

Über die Tätigkeit solcher Werber berichtete der berühmte Reisende Schlagintweit in seinem Werke „Indien“ (1. 186. 192):

„Im Werbebezirk angelangt, hält sich der Werber außerhalb der Dörfer auf, bis die Männer draußen mit ihrer Feldarbeit beschäftigt sind. Dann macht er den Frauen und Matronen seine Besuche und sucht, geübt in den Künsten der Überredung, durch allerhand Einwirkungen Pilger zu gewinnen. Er wirkt ein auf die Furcht vor dem Jenseits; er lockt durch die Aussicht auf Sündenvergebung und auf sichere Erlösung von Wiedergeburt durch ein Grab im Schatten des Gottesbildes. Der jungen kinderlosen Frau wird ein Sprößling prophezeit, wenn sie Früchte von dem geheiligten Banyabaum

im Tempelhof pflückte. Rechnet man dazu noch die Neugierde, fremde Provinzen kennenzulernen, und die Scheu, zurückzubleiben, wenn die Mehrzahl der Freunde sich für das Unternehmen begeistert, so ist erklärlich, daß wenige Tage nach der Ankunft solcher Werber jedes Haus im Dorfe seinen beredten Pilgerapostel stellt.

Sobald nun die Feldarbeit ruht, zieht die Pilgerkarawane unter Führung des Werbers aus. Der Zug formt sich zur Prozession. Da schreitet dem Zuge eine mit lebenden Blumen geschmückte jugendliche Frau voran: der Anzug



Das Weltschiff in einer Prozession.
Nach einer ägyptischen Bildhauerarbeit.

aus grellen Farben, die Nase vom Ring durchbohrt, auf Stirn und Nasenbein die Sektenabzeichen dick aufgetragen. Einen anderen Zug führen Mitglieder einer der zahlreichen Bettlerkasten an; einige gehen fast nackt mit vor Schmutz starrenden Haaren; andere haben den Körper mit Asche und Kuhdünger widerlich eingerieben. Manche legen sich noch ganz besondere Qualen auf. So hat der eine seinen Kopf durch ein schweres Eisengitter hindurchgesteckt, das auf der ganzen Reise nicht abgelegt wird. Ein anderer gelobt, nicht zu gehen, sondern den ganzen Weg durch seine Körperlänge auszumessen. Hierzu wirft er sich nach jedem zweiten Schritte platt auf die Erde. Die Mehrzahl der Pilger ist ein Bild des Jammers geworden, noch ehe sie das heilige Land betreten hat; mit wunden Füßen schleppt sich der Zug

fort, nicht wenige bleiben zurück und erliegen in qualvoller Einsamkeit ihren Leiden. Aber angeeifert durch die Erklärungen des Werbers, der Schritt um Schritt auf ein Heiligtum hinweist, das am Wege steht oder in der Ferne sichtbar wird, geht es mit neuem Mute vorwärts, und ähnlich wie im Mittelalter bei den Jerusalemspilgern, wird alle Pein vergessen angesichts der heiligen Stadt; die Pilger baden, holen die Feiertagsanzüge vor und ziehen vor das Löwentor des berühmten Dschagannath-Tempels. Hier empfangen Männer der Kehrerkaste die Reisenden und bestreichen (gegen Entgelt) jeden Eintretenden mit einem Besen, wodurch, wie ein nebenstehender Priester erklärt, die Sünden der Welt weggefegt sind; dabei läßt sich der Templer bei Verlust aller Vorteile der Pilgerfahrt das Gelübde geben, weder die Geheimnisse des Heiligtums zu verraten, noch die Leiden der Reise zu verbreiten (!).

In der Opferhalle nimmt man die freiwilligen Gaben entgegen, deren sich die Priesterschaft von jedem Besucher versieht; wer knapp an Mitteln ist, dem wird ein Wechsel zur Unterschrift vorgelegt, zahlbar in der Heimat. Solche Wechsel werden jederzeit eingelöst, selbst wenn die Unterzeichner auf der Rückreise versterben." —

Wohl der berühmteste Wallfahrtsort Indiens ist die auf der Ostküste der Halbinsel gelegene Stadt Dschaggernaut, deren Hauptstraße fast ausschließlich aus religiösen Zwecken dienenden Gebäuden besteht. Am Südende dieser Straße erhebt sich auf einer 6 1/2 Meter hohen, von weitausgedehnten Mauern umgebenen Terrasse der 55 Meter hohe Haupttempel. Hier ist der in Sandelholz verwandelte wahre Körper Krischnas, des hier Dschagganatha genannten „Herrn der Welt" zu sehen, ein uraltes, aus Holz geschnitztes 2 Meter hohes Götzenbild, dessen ursprüngliche blaue Farbe im Lauf der Zeit schwarz wurde. Zwei große Diamanten dienen ihm als Augen. Der weit aufgesperrte Rachen ist blutrot. Außerdem ist die Figur mit Gold und Perlen reich geschmückt. Ihm zur Seite stehen die Figuren zweier Begleiter, seines Bruders Siwa und seiner Schwester Sathadra in weißer, resp. gelber Bemalung. Täglich beanspruchte diese Dreieinigkeit an Nahrungsmitteln 410 Pfund Reis, 225 Pfund Mehl, 350 Pfund Butter, 167 Pfund Brot, 65 Pfund Gemüse, 186 Kannen Milch, 24 Pfund Gewürz, 41 Kannen Öl und 34 Pfund Salz, die von den hierherkommenden Pilgern aufgebracht werden müssen. Nachdem diese Opfer den Götzen zu Füßen gestellt sind, haben aber alle Pilger den Tempel zu verlassen, da es unschicklich wäre, die Götter essen zu sehen. Da nach der Mittagspause diese ansehnlichen Mengen von Nahrungsmitteln stets verschwunden sind, so freuen sich die Pilger über den vorzüglichen Appetit der Gottheiten; wogegen weniger gläubige Besucher des Orts annehmen, daß es sich hier um die gleichen Vorgänge handle, wie solche durch Daniel im Tempel des Baal bloßgestellt wurden.

Außer diesen Opfern werden von den Pilgern noch besondere Taxen erhoben, deren geringste 1 Rupie = 50 Cents oder 2 Mark beträgt. Da die Zahl der Pilger sich in früheren Jahren manchmal auf mehrere Hunderttausende belief, so flossen dadurch dem Tempelschatz alljährlich ungeheure Reichtümer zu, die sich mitunter auf 900000 bis 1000000 Rupien belaufen haben sollen. Außerdem übernehmen die Tempelpriester, natürlich gegen entsprechendes Entgelt, auch die Beköstigung der Wallfahrer, vorgebend, daß die im Tempel zubereiteten Speisen ganz besonders bekömmlich seien.

Von den zwölf großen Festen, die jährlich in Dschaggernaut gefeiert werden, ist das vom 18. Juni bis 6. Juli dauernde das wichtigste. Es beginnt mit einer Prozession zu Ehren der Gottheiten, die, von den in ihren Prunkgewändern erscheinenden Priestern geleitet, bis zu jener Stelle führt, wo die Figuren der Götter gewaschen, d. h. mit heiligem Wasser übergossen werden.

In schimmerndes Gold und bunte Seide gekleidet, zeigen sich die Gottheiten dabei auf einem an 25 Meter hohen Prunkwagen, der in Form einer Pagode neun Stockwerke besitzt, in deren jedem zahlreiche Mädchen allerhand üppige Tänze aufführen. Der von 32 Rädern getragene Wagen wird mittels sechs starker und sehr langer Schiffstaue fortbewegt, und zwar von den Pilgern, die vermeinen, damit ein höchst gottgefälliges Werk zu verrichten. Alles das spielt sich unter dem betäubenden Schall der lärmendsten Musikinstrumente ab, unter den von hunderttausend Lippen kommenden Rufen „Hurri-bol! Hurri-bol! Preiset den Namen Gottes!“ —

Es war während dieser sinnverwirrenden Umzüge, daß in früheren Zeiten, und zwar bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, viele von religiösem Taumel erfaßte Pilger sich vor die Räder des ungeheueren Wagens warfen und von demselben zermalmen ließen, um damit ewiger Seligkeit teilhaftig zu werden. Die Zuschauer nahmen solche Selbstopferungen als höchst gottgefällige Handlungen mit lautem Beifall auf; die Priester feuerten sogar zu denselben an und veranlaßten dadurch unzählige gläubige Toren, sich gleichfalls unter die Räder zu stürzen und unter dem Beifallsgebrüll der Menge ihre letzten Seufzer auszustoßen.

Niemand, die Priester wohl zum wenigsten, ließen es sich angelegen sein, die zermalmten Leichen dieser Opfer eines fanatischen Aberglaubens zu beseitigen oder jenen Pilgern, die infolge der auf ihren viele hundert Meilen weiten Wallfahrten erlittenen Entbehrungen an Entkräftung starben, eine letzte Ruhestätte zu bereiten. Ihre Leichen wurden ein Raub der vielen Schakale und Hyänen, die sich in der Nähe der Pilgerstraßen und Wallfahrtsorte aufhielten. Es heißt, daß diese Tiere, da sie genug verwesende Menschen fanden, die Lebenden nie angefallen hätten, was natürlich dem Einfluß des „Herrn der Welt“ zugeschrieben wurde.

Dieser angebliche „Herr der Welt“ ist übrigens noch an einer anderen Stelle Indiens körperlich vorhanden, in der mehrere Meilen von Kalkutta gelegenen Ortschaft Serampore, die noch heute für viele Millionen Hindus das Ziel frommer Wallfahrten bildet und wo jeder Gläubige mindestens einmal in seinem Leben geopfert haben sollte.

Mit solchen religiösen Festen sind in der Regel auch allerhand Jahrmärkte verbunden, wo die Pilger Gelegenheit finden, sich während der nicht durch religiöse Handlungen ausgefüllten Zeit allerlei weltlichen Freuden hinzugeben. Da gibt es dann Tänzerinnen und Kurtisanen, Musikanten, Wahrsager und Akrobaten. Kuchen und Zuckerwerk werden in erstaunlichen Mengen verzehrt, inmitten einer Umgebung, die an Buntheit und Lärm alles übertrifft, was die Jahrmärkte des Abendlandes darbieten können. —

Indien, das Land des Wunderglaubens, hat aber außerdem noch zahllose andere Wallfahrtsorte.

In Kandy, der Hauptstadt der Insel Ceylon, wird seit uralten Zeiten ein angeblicher Zahn des Gautama Buddha, des Messias des Orients, verehrt. Da dieser Zahn zwei Zoll lang und an seiner Wurzel einen Zoll breit ist, so ist Grund zu der Annahme vorhanden, daß er ursprünglich im Rachen eines Krokodils oder Wildschweins gesessen habe. Der Zahn hat, wie manche andere Reliquien, seine Wettbewerber; denn in Pegu gibt es noch einen, und der Streit, welcher echt, welcher unecht, hat die Buddhisten vielfach beschäftigt. Die Geschichte des Zahnes ist sehr alt. Im Jahre 543 vor unserer Zeitrechnung wurde er angeblich durch einen Schüler Buddhas aus der Asche des Scheiterhaufens, auf dem die Leiche Buddhas verbrannt wurde, gerettet und dabei die Stadt Dantapura (Zahnstadt) in Hindostan erbaut. Im 4. Jahrhundert kam er bei der Vertreibung der Buddhisten nach Ceylon, und seitdem ist er auch nicht in Ruhe geblieben. Die Engländer bemächtigten sich seiner bei der Eroberung von Kandy, um dadurch Einfluß auf die gläubige Bevölkerung zu gewinnen. Wiederholt wurde er dem Tempel zurückgegeben, dann wieder konfisziert oder von englischen Posten bewacht. Von 1818—1847 stellten ihn die englischen Gouverneure wiederholt aus, wobei es an Feierlichkeiten nicht fehlte und die britische Artillerie Salutschüsse abfeuerte. Darüber erhob sich aber in London ein großes Geschrei, und die Gouverneure wurden der heidnischen Dämonenverehrung angeklagt. Das schlimmste aber ist, daß der Zahn gar nicht einmal der „echte“ — abgesehen von seiner Elfenbeinnatur — sein soll. Der „echte“ war gegen Ende des 16. Jahrhunderts in die Gewalt der Portugiesen geraten und trotz hohen angebotenen Lösegeldes ließ ihn der Erzbischof von Goa verbrennen. Durch ein Wunder aber erstand der Zahn wieder. Denn Reliquiengeschichten sind überall die gleichen in der Welt. —

Um einfältige Pilger anzulocken, erklärten buddhistische Priester auch

eine zufällige, dem Abdruck eines Menschenfußes ähnliche Vertiefung auf dem Adams Pik für die Fußspur Buddhas. —

Von den Ägyptern und Indern übertrugen sich solche Anschauungen über heilige Stätten und Reliquien auf die Assyrer, Perser, Griechen und Römer. Wohl das berühmteste Heiligtum des klassischen Altertums war das Palladium, eine drei Ellen hohe Figur der bewaffneten Göttin Pallas-Athene. Der Sage nach wäre diese Figur vom Himmel herniedergefallen und habe sich in Verwahrung der Königsfamilie der Stadt Troja befunden, deren Wohlfahrt und Unüberwindlichkeit von diesem Palladium abhing. Als Troja von den Griechen belagert wurde, sei es dem schlauen Odysseus gelungen, als Bettler verkleidet in die Stadt zu schleichen und die Figur zu entwenden. Damit sei die wichtigste Vorbedingung für den Fall der Stadt erfüllt gewesen. Nach ihrer Eroberung sei das Palladium nach Griechenland gebracht worden.

Eine andere Sage wollte hingegen wissen, der Trojaner Äneas habe das Palladium bei seiner Flucht aus der Stadt gerettet und nach Rom gebracht. Sicher ist, daß fortan sechs verschiedene Orte: die griechischen Städte Athen und Argos sowie die italienischen Städte Rom, Lucria, Lavinium und Siris behaupteten, im Besitz des einzig echten Palladiums zu sein. Das in Rom befindliche Palladium wurde im Tempel der Vesta aufbewahrt. Da von seiner Erhaltung dem Volksglauben gemäß die Sicherheit des ganzen Römischen Reiches abhing, so war seine Obhut in die Hände eines Hohenpriesters gelegt, der den Titel Pontifex maximus führte und von sechs Jungfrauen, den sogenannten Vestalinnen unterstützt wurde. Sie mußten über dem die Figur bergenden Altar eine heilige Flamme unterhalten, die nie erlöschen durfte. —

Im Lauf der Zeit gerieten alle Palladien in Vergessenheit. Einer aus dem vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung stammenden byzantinischen Tradition zufolge hätte Kaiser Konstantin das in Rom aufbewahrte Palladium entführt und auf dem Forum der Stadt Konstantinopel unter der Porphyrsäule vergraben, die sein Standbild trug. Der mit dem Palladium verbundene Begriff, daß die Sicherheit einer Stadt vom Besitz eines bestimmten Gegenstandes abhänge, übertrug sich später in weiterem Sinne auf mancherlei Gegenstände, denen man eine ähnliche Bedeutung zuschrieb.

Im Tempel des Kriegsgottes Mars zu Rom wurden auch ein heiliger Speer und ein Schild verehrt, die gleichfalls vom Himmel herniedergefallen seien, als Numa Pompilius König von Rom war. Sie befanden sich in Verwahrung mehrerer Priester, der Salii, die dem Gott Mars für diese wertvollen Gaben alljährlich ein Dankfest bereiteten.

In Griechenland blühte vornehmlich der Heroenkult, die Verherrlichung jener sagenhaften Helden, von denen manche angeblich flüchtigen Verbin-

dungen der Götter mit liebreizenden Töchtern der Erde entsprossen waren und deren Ruhm die ganze damalige Welt erfüllte.

Voll Stolz brüsteten sich die Priester des Apollotempels zu Kroton, die echten Waffen des Herkules zu besitzen, die gleichen, mit denen er die neunköpfige lernäische Hydra erlegt habe. Ein Finger, der ihm im Kampf mit dem numeischen Löwen abgebissen worden, war in Lakedaimon zu sehen. Der Tempel der Athena zu Phaselis rühmte sich, die Lanze des Achilles zu besitzen. Nach dem Tode des Helden habe Odysseus sie an sich genommen. Als dieser während seiner Irrfahrten Schiffbruch erlitt, sei sie ins Meer gefallen, aber von den Wellen an den Strand gespült worden. Ein Helm des Odysseus wurde im Tempel zu Engyion gezeigt; das Schiff der Argonauten in Korinth; Haare vom Kopf der Gorgo Medusa in Tegea; die Gebeine des Orpheus in Dios, Mazedonien; außerdem existierten zwei Häupter dieses unvergleichlichen Sängers, von denen das eine sich in Lesbos, das andere in Smyrna befand. Doppelt vorhanden war auch seine Leier, die eine im Apollotempel in Lesbos, die andere in Herakleia in Bithynien. Schmucksachen, Becher und Sandalen, die sich im Besitz der schönen Helena befunden hatten, gab es die schwere Menge. —

Allgemein bekannt ist die Sage von Leda, deren Schönheit den Götterkönig Zeus derart berückte, daß er sich in einen Schwan verwandelte und als solcher sich der Königstochter beigesellte, als sie sich im Bade befand. Die Folge war, daß Leda zwei Eier zur Welt brachte, in deren einem sich Pollux und Helena befanden, während aus dem anderen Kastor hervorging. Dem Schriftsteller Pausanias zufolge wurde eines dieser Eier im Heiligtum der Leukippiden zu Sparta gezeigt*).

Zahlreiche Künstler wählten den Mythus der Leda zum Vorwurf für Gemälde und Werke der Bildhauerkunst. In denselben ist Leda bald sich sträubend gegen den göttlichen Schwan, bald als demselben sich hingebend dargestellt. Aber es existiert auch ein antikes Basrelief, das Leda auf einem Ruhebett, an ein Kissen gelehnt, zeigt. Die beiden Eier, aus denen Kastor, Pollux und Helena eben ausschlüpften, liegen zu ihren Füßen. Ringsum stehen einige hilfsbereite Ammen, aber auch der wirkliche Gemahl Tyndareus, der mit der Gebärde berechtigten Erstaunens die Eierschalen und den ihm zuteil gewordenen Familienzuwachs betrachtet. —

Weit berühmt als Gnadenstätte war auch die in Kappadozien gelegene Stadt Komana, deren Pontifex maximus gleich den römischen Päpsten keinen weltlichen Herrscher über sich anerkannte, aber ebenso für seine Person göttliche Verehrung beanspruchte. In Komana wurden nicht nur die Haare

*) Pausanias, III, 16, 1.

des Orestes verehrt, sondern auch das Opfermesser seiner Schwester Iphigenia*).

Ein in ganz Griechenland hochberühmter Wallfahrts- und Kurort war das in der Nähe der Hafenstadt Epidauros gelegene Heiligtum des Asklepios oder Äskulapius, jenes von Apollo mit der schönen Nymphe Koronis erzeugten Wundertäters, dem sein göttlicher Vater die Gabe verliehen hatte, die Menschen von allen Leiden und Gebrechen zu befreien. Sein inmitten eines Haines gelegener Tempel enthielt die aus Elfenbein und Gold hergestellte kolossale Bildsäule, die ihn sitzend darstellte, in der einen Hand den von einer Schlange umringelten Stab haltend.

Über der zum Tempel führenden Pforte standen die Worte geschrieben:

„Nur wer gläubigen Sinnes ist, darf mir nahen!"

Wer die Hilfe Gottes anrufen wollte, mußte erst durch die Priester vorbereitet sein. Diese Vorbereitungen bestanden in Fasten, Bädern und Räucherungen mit narkotischen Stoffen aller Art. So geweiht wurden die Kranken in die rings um den Haupttempel liegenden Schlafhäuser geführt. Bei feierlicher Stille und tiefem Dunkel schliefen sie hier ein und empfingen während ihrer Träume die Anweisungen, die ihnen angeblich von dem in ureigener Gestalt erscheinenden Gott, in Wirklichkeit aber von seinen ihn nachahmenden Priestern eingeflüstert, suggeriert wurden. Zweifellos war den Priestern des Altertums die erst in neuerer Zeit wieder entdeckte Tatsache bekannt, daß gerade der Schlafzustand besonders geeignet ist, das Gemüt mit allerhand Vorstellungen zu erfüllen und ihm Kraft und Stärke zu verleihen, schädlichen Einflüssen zu widerstehen. Da die zum Asklepiostempel kommenden Kranken nur den einen Wunsch hatten zu gesunden, so werden die ihnen im Schlaf gemachten Einflüsterungen und Suggestionen sicherlich einen dahingehenden Charakter gehabt haben**).

Wenn beim Erwachen die Erinnerung an den Traum fehlte, oder der Kranke dessen Sinn nicht verstand, dann deutete ihn der Priester im Innersten des Tempels und erklärte den Willen Gottes, durch dessen Befolgung der Kranke genas. Wer nicht gesundete — der war eben nicht gläubigen Sinnes hierhergekommen, oder er hatte sich irgendeines Vergehens schuldig

---

*) Eine sehr umfangreiche Darstellung des Reliquienkults hat Friedrich Pfister in dem im Jahre 1909 in Gießen erschienenen, zwei Bände umfassenden Werk „Der Reliquienkult im Altertum" geliefert.

**) Daß man sich während des Schlafes ganze Träume einreden, soufflieren lassen kann, ist auf Grund eigener Versuche von den Verfassern folgender Werke beglaubigt worden: Spitta, „Die Schlaf- und Traumzustände der Seele" (Tübingen 1882); Scherner, „Das Leben des Traumes" (Berlin 1861); Siebeck, „Das Traumleben der Seele" (Berlin 1877); Radestock, „Schlaf und Traum" (Leipzig 1879); Maury, „Le sommeil et les rêves" (Paris 1877).

gemacht, dadurch den Unwillen Gottes auf sich geladen und sollte nicht genesen.

Gelangen den Priestern derartige Heilungen, so veranlaßten sie den Geheilten, zum Zeugnis eine Votivtafel*) im Tempel aufhängen oder eine Inschrift in eine der zu diesem Zweck aufgerichteten Säulen eingraben zu lassen. Diese Votivtafeln, die also genau den teils echten, teils unechten „Dankschreiben" entsprechen, mit denen zu Reklamezwecken unsere modernen Quacksalber ihre Pamphlete und Flugschriften so überreich ausstatten, waren geradezu massenhaft vorhanden.

Als im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die Ruinen dieses Heiligtumes aufgedeckt wurden, fand man mehrere jener mit Inschriften bedeckten Säulen, auf denen von wunderbaren Heilungen berichtet wurde, die im Tempel geschehen seien. Da heißt es z. B.: „Heräus war kahlköpfig. Während er schlief, erschien der Gott an seinem Lager und rieb ihm den Kopf, worauf Heräus beim Erwachen die prächtigsten Locken besaß." —

„In der Kinnlade des Egippus steckte seit einem vor längerer Zeit unternommenen Kriegszug die abgebrochene Spitze einer Lanze. Während der Nacht zog der Gott dieselbe hervor und legte sie dem Schlafenden in die Hand." —

„Agestratos litt infolge eines Kopfleidens beständig an Schlaflosigkeit und war infolgedessen außerordentlich geschwächt. Ihm riet der Gott, fleißig körperliche Übungen zu machen. Als Agestratos aus seinem Schlummer erwachte, war er völlig geheilt, und als er dem Rat des Gottes folgte, erlangte er so große Kraft, daß er aus allen in Nemea abgehaltenen Ringkämpfen als Sieger hervorging." —

„Kajus, der blind war, erfuhr durch das Orakel, daß er im Tempel inständige Gebete verrichten, seine Hand auf den Altar legen und dann mit derselben seine Augen bedecken solle. Der Weisung gehorchend, erlangte er sofort seine Sehkraft zurück. Dieser Beweis der Allmacht Gottes geschah im Beisein einer in lauten Jubel ausbrechenden Menge während der Regierung des Antonius." —

„Dem Valerus Apes, einem erblindeten Soldaten, der das Orakel befragte, wurde geheißen, das Blut eines weißen Hahns mit Honig zu mischen und mit dieser Salbe an drei aufeinanderfolgenden Tagen die Augen zu bestreichen. Dadurch wurde er sehend, worauf er den Göttern öffentlich Dank zollte." —

Sehr scharf wenden sich die an den Säulen angebrachten Inschriften

*) Eine große Zahl solcher Dankeszeichen für wunderbare Hilfe wurden auch aus den Ruinen jener Tempel ausgegraben, die der Göttin Tanuth, dem Baal-Hammon und den in Karthago verehrten Gottheiten geweiht waren. Vergl. „Gartenlaube", Jahrg. 1878, S. 165.

gegen die Zweifler. Da heißt es z. B., daß der Athenerin Ambrosia, die beim Lesen der Inschriften gelacht habe, der Gott erschienen sei und ihr befohlen habe, zur Strafe für ihre Torheit ein silbernes Schwein zu opfern. Ein anderer, von Gicht geplagter Zweifler habe sich über die in den Inschriften verkündigten Heilungen lustig gemacht. Um ihn eines Besseren zu belehren, habe der Gott ihn sofort geheilt, ihm aber auch in warnendem Ton die Worte zugerufen: „Wenn du nicht an alle jene Wunder glaubst, wirst du auch nicht an deine eigene Heilung glauben können!" —

Alle fünf Jahre wurden an diesem Ort fünf Tage lang dauernde Feste, die „Asklepien" gefeiert, zu denen sich viele Tausende Teilnehmer einfanden. In prunkvoller Prozession wurde dann eine von Zentauren gezogene und von fackelschwingenden Priestern begleitete Bildsäule des Gottes umhergeführt, während ringsum heilige Gesänge ertönten. Nach diesen Feierlichkeiten folgten Opfer aller Art und Kampfspiele. Die Opfer bestanden meist in Geldspenden, die in so reichem Maße dargebracht wurden, daß im Umkreis des Heiligtums besondere Schatzhäuser errichtet werden mußten.

Alljährlich von Hunderttausenden hilfeflehenden Menschen besucht, blühte Epidaurus zu einer mit Tempeln, Prachtpalästen, Logierhäusern, Theatern, Vergnügungshallen, Säulengängen, Wasserleitungen usw. versehenen reichen Stadt empor, in der das auf den Wunderglauben der Menge spekulierende Priestertum goldene Ernten hielt. Diese spornten das Priestertum anderer Landschaften an, gleichfalls dem Äskulap geweihte Heilstätten zu gründen. So entstanden in Griechenland jene bei Pergamus, Athen, Sicyon, Tricca, Megalopolis, Messene, Cyrene und Cos; desgleichen mehrere in Italien, vor allem das auf einer Insel im Tiber gelegene Asklepium der Stadt Rom. Um solchen Neugründungen von vornherein die richtige Weihe zu geben und Zulauf zu sichern, ersannen die um plausible Erklärungen nie verlegenen Priester allerlei dahindeutende Märchen, daß Asklepius seine unzweideutige Zustimmung zur Errichtung dieser Filialstätten erteilt habe. Über das in Rom errichtete Asklepium wurde beispielsweise berichtet, daß, als die Stadt von einer furchtbaren Seuche heimgesucht wurde, eine Gesandtschaft nach Epidaurus segelte, um in dem dortigen Tempel um Hilfe zu flehen. Kaum betraten diese Abgesandten den Tempel, als von der Statue des Gottes die seinen Stab umringelnde Schlange sich löste, Leben gewann und die Gesandten durch die Straßen der Stadt auf ihr Schiff und nach Rom begleitete. Erst als das Schiff an der Tiberinsel vor Anker ging, schwamm die Schlange ans Ufer zu jener Stätte, auf welcher der neue Tempel Äskulaps nunmehr errichtet wurde. —

Daß schon damals manche aufgeklärte Personen den von den Priestern am Volke verübten Betrug durchschauten, geht aus der ergötzlichen Schilderung einer Tempelszene hervor, die der Feder des attischen Lustspiel-

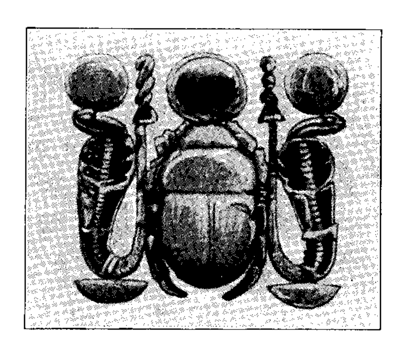
dichters Aristophanes entstammte. In seiner Komödie „Plutos" soll dem erblindeten Gott des Reichtums und der Habsucht die Sehkraft wieder verliehen werden. Dafür weiß Chremylos, in dessen Haus der Gott eingekehrt ist, keinen besseren Rat, als Plutos in das Heiligtum des Asklepios zu bringen. Er befiehlt also seinen Sklaven, den Blinden zu führen und Bettzeug und anderen Bedarf mitzunehmen. Im nächsten Abschnitt des Lustspiels berichtet nun einer der Sklaven über die erfolgte schnelle Heilung folgendermaßen:

„Als wir mit Plutos, damals dem unglücklichsten, jetzt aber seligsten Menschen am Meer ankamen, badeten wir ihn zunächst und brachten ihn dann zum Heiligtum, auf dessen Altar wir Kuchen und andere Opfergaben als Weihegeschenke niederlegten. Dem Brauch gemäß, betteten wir ihn in der Nähe des Altars und uns auf einer Streu daneben. Nachdem hierauf die Priester die Lampen ausgelöscht und uns bedeutet hatten, zu schlafen und zu schweigen, falls wir ein Geräusch hörten, legten wir uns alle hin. Ich aber konnte nicht schlafen, denn ein Topf mit Milchbrei, der nicht weit von dem Kopf eines alten Mütterchens stand, reizte mich. Zu diesem Topf hinzukriechen gelüstete mich gewaltig. Aber als ich dorthin blinzelte, gewahrte ich einen Priester damit beschäftigt, die auf dem Altar liegenden Kuchen, Feigen und anderen Opfergaben hinwegzuraffen. Dann umwandelte der Priester noch einige andere Opfertische und spähte, ob nicht irgendwo noch Gebäck übrig war. Und alles weihte er in seinem Sack. Als ich das sah, hielt ich auch mein Vorhaben für ein heiliges Werk und machte mich nach dem Breitopf auf, da ich fürchtete, der kranzgeschmückte Gott möge mir zuvorkommen. Als das Mütterchen mich kriechen hörte, streckte sie die Hand aus; ich aber zischte und biß sie gleich einer Schlange des Asklepios. Sofort zog sie die Hand zurück, wickelte sich in ihre Decken und lag ruhig. Ich schlappte und schluckte hierauf eine Masse Brei hinunter, bis ich satt war, worauf ich mich niederlegte."

Dann erzählte der Sklave weiter, wie Asklepios gekommen sei, sich neben Plutos niedergesetzt und ihm Haupt und Augen befühlt habe. „Endlich schnalzte der Gott mit seiner Zunge, worauf aus dem Tempel zwei riesige Schlangen hervorschossen. Diese schlüpften unter Plutos Bettuch, beleckten, wie ich glaube, seine Augenlider. Und noch ehe du drei Kannen Wein austrinken könntest, stand Plutos sehend auf!" —

TALISMANE UND AMULETTE

Zu einer äußerst ergiebigen Einnahmequelle für sämtliche Priester des Altertums gestaltete sich auch der Handel mit sogenannten Talismanen und Amuletten, geweihten Anhängseln, die ihre Träger sowohl gegen die Anschläge böser Geister und menschlicher Widersacher, wie auch gegen alle andere Arten von Mißgeschick, Unfällen und Krankheiten sichern sollten.



Altägyptisches Amulett, den die Sonnenscheibe rollenden und von zwei Uräusschlangen umgebenen Skarabäuskäfer darstellend.

Die Erfindung dieser angeblichen Schutzmittel dürfte zweifellos den stets auf die Ausbeutung ihrer Stammesgenossen bedachten Schamanen und Medizinmännern der Naturvölker zuzuschreiben sein. Sicherlich waren sie es, die ihren abergläubischen Mitmenschen einredeten, daß sie nicht eine Minute des Tages, geschweige der finsteren Nacht ohne den Schutz der wohlwollenden Götter sein dürften, da andernfalls die übelgesinnten Geister und Dämonen Macht über sie gewinnen könnten. Solcher Schutz werde durch das Tragen der mit den Zeichen der Gottheiten versehenen Talismane und Amulette verliehen. Kenner der Materie unterscheiden genau zwischen Talisman und Amulett und wollen wissen, daß ein Talisman die Hilfe der guten Geister herbeirufe, während das Amulett ein Abwehrmittel gegen die bösen Geister sei.

In wie hohem Grade die Bewohner Ägyptens solchen Anschauungen unterworfen waren, beweisen die schier zahllosen Amulette und Talismane

aller Art, die aus den Grabstätten der mächtigsten Könige wie der ärmsten Landarbeiter zutage gefördert wurden. Sind die Schutzmittel der letzteren meist aus Ton geformt, so bestehen jene der vornehmen Klassen meist aus Gold und allerhand wertvollen Steinen. Die Wirksamkeit solcher Amulette erhöhte sich selbstverständlich bedeutend, wenn denselben angebliche Bestandteile von den Körpern gewisser Gottheiten eingefügt waren, wie z. B. Knochenfragmente von der Leiche des Sonnengottes Osiris, oder jener seiner getreuen Gattin Isis. Die stetige Berührung mit solchen heiligen Reliquien bewirkte obendrein, daß sie den Trägern auch jugendliche Frische und Tatkraft verliehen.

Wohl eins der meistgetragenen altägyptischen Amulette war der Skarabäus, die aus Stein geschnittene Figur eines Käfers, der seine Eier in eine aus Erde geformte Kugel legt, die er vor sich hinrollt. Deshalb galt dieser Käfer als das Symbol des Gottes Kheperr, der alltäglich den Sonnenball vom östlichen Horizont über den Himmel hinweg bis zum westlichen Horizont rollte und als Gott der ewigen Wiedergeburt verehrt wurde.

Der gleichfalls in Stein geschnittene Kopf einer Schlange sollte gegen den Biß giftiger Reptile schützen. Die Figur eines Frosches verlieh dem Träger neues Leben, Auferstehung und Wiedergeburt. Derartige Amulette wurden auch den Toten mitgegeben, um die Anschläge böser Geister und der gefürchteten „Verschlingerin“ abzuwehren.

Die Juden schrieben den Namen ihres Gottes Jahve auf Pergamentstreifchen, die, in kleine Kapseln eingeschlossen, an den Gewändern befestigt oder an einer Schnur um den Hals getragen wurden.

Die Griechen und Römer trugen kunstvoll gearbeitete Götterfigürchen. Knaben und Mädchen wurden gleich nach der Geburt runde oder herzförmige Kapseln, „bulla“ genannt, um den Hals gehängt. Dieselben enthielten ein gegen Verhexung und Bezauberung wirksames Amulett (praebia), das von den Mädchen bis zu ihrer Verheiratung getragen werden mußte. Sehr beliebt waren auch auf Täfelchen oder Pergamentblätter geschriebene schutzkräftige Sprüche, die, in ein Stück Leder genäht, an einem um den Hals gehängten Bande getragen wurden.

Erzielten die Priester des Altertums aus der Anfertigung und dem Verkauf solcher Talismane und Amulette bedeutende Einnahmen, so gestaltete sich der Handel mit plastischen Nachbildungen solcher Körperteile, in denen erkrankte Personen Schmerzen empfanden, nicht minder lohnend. Derartige aus Wachs, Ton, Bronze, Silber und Gold gefertigte Arme, Beine, Ohren, Augen, Zungen oder Herzen konnten sowohl von den Priestern wie auch von den im Dienst der Tempel stehenden Händlern gekauft werden. Sie wurden dann von den leidenden Personen vor den Bildern der Gottheiten unter flehenden Gebeten niedergelegt oder aufgehängt, in der Hoffnung, daß die

Götter diese Bitten erhören und die Kranken von ihren Schmerzen befreien würden. Selbstverständlich wurden diese Nachbildungen wenige Stunden später von den Priestern entfernt, um wieder und immer wieder an neu ankommende Kranke verkauft zu werden.

Von den Ägyptern verbreitete sich die Sitte, solche Nachbildungen an geweihten Orten niederzulegen, auch zu den Juden, Griechen und Römern.

In den Kapiteln 4 bis 6 des 1. Buches Samuelis ist sogar zu lesen, daß die Philister dem Gott Israels fünf aus Gold gefertigte Mäuse und ebenso viele goldene Beulen als Weihegaben darbrachten, um dadurch sowohl von der für ihre Felder so verderblichen Mäuseplage wie von der Beulenpest verschont zu bleiben.

Derartige Anschauungen übertrugen sich späterhin auch auf die Christen und haben sich, wie in einem späteren Abschnitte gezeigt werden soll, in vielen von der katholischen Kirche beherrschten Ländern bis auf den heutigen Tag erhalten.

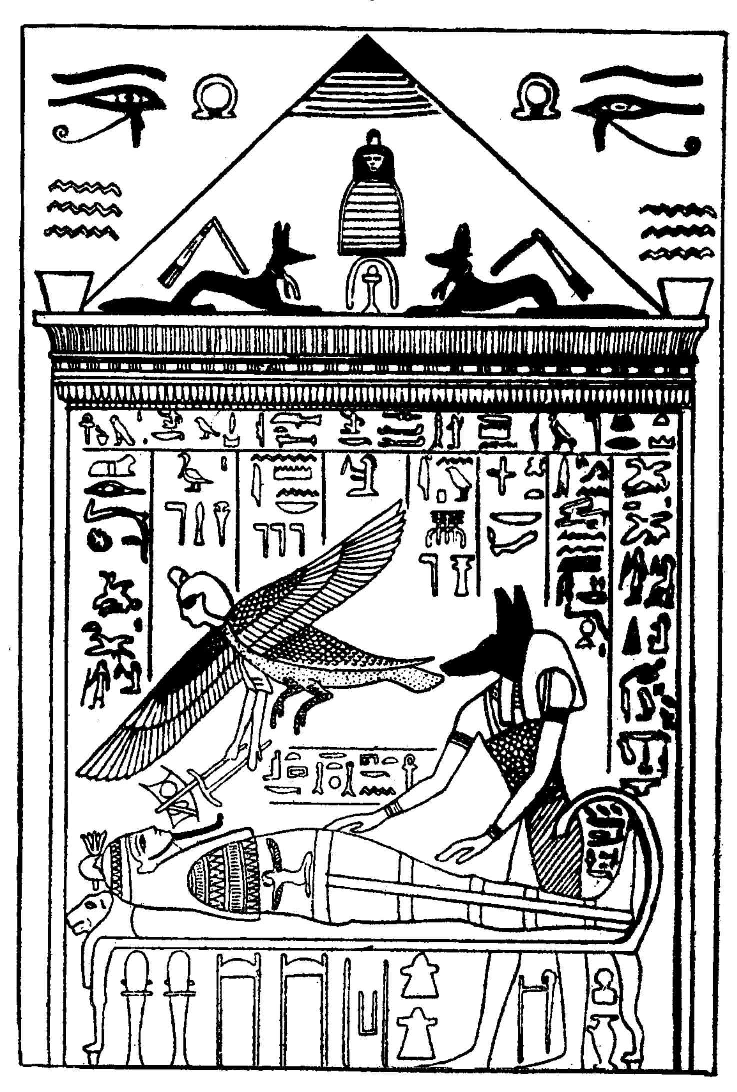


DAS ENTSTEHEN DES GLAUBENS AN DIE SEELE UND DIE EINFÜHRUNG DER TOTENOPFER

Den alle Dinge und Vorgänge scharf beobachtenden und für ihre Zwecke auslegenden und ausnützenden Priestern des Altertums konnte die Wahrnehmung nicht entgehen, daß Atmen gleichbedeutend mit Leben ist, daß mit dem Aufhören des Atmens das Leben erlischt und der Tod eintritt. Da sie die Erschaffung der Menschen den Göttern zuschrieben, so mußten es selbstverständlich auch diese gewesen sein, die den Menschen den Atem, das Leben, die „Seele" eingeblasen hätten. Für diese Anschauung bilden die im 1. Buch Mosis (Kap. 2, 7) enthaltenen Worte: „Und Gott der Herr schuf den Menschen aus einem Erdenkloß; und er blies ihm den lebendigen Odem in seine Nase" den besten Beleg.

Den Priestern entging es ferner nicht, daß dieser Atem sowohl bei kaltem Wetter wie während des Aufstieges einer Person in höhere kühle Gebirgsregionen als ein überaus zartes, schnell aufsteigendes und verfliegendes Hauchwölkchen sichtbar wird. Daraus folgerten sie, daß beim Eintritt des Todes der den Menschen von den Göttern eingehauchte Atem, die „Seele" den Körper auch wieder durch den Mund verlasse und nach oben, zum Himmel emporschwebe, den man von jeher als den Wohnsitz der Götter betrachtete. So ergab sich der Glaube an eine Rückkehr der Seelen hingeschiedener Menschen in das Reich der Götter von selbst. Beweise, daß die Seele nicht an den Körper gebunden sei, sondern ein von demselben unabhängiges Dasein führe, wollten die Priester in den Träumen erblicken, während welcher die Seele den Körper des schlafenden Menschen verlasse, frei in der Welt umherschweife, vielerlei Dinge sehe, mit weit entfernten, ja, längstverstorbenen Personen verkehre und plaudere, gegen Morgen aber wieder in den Körper zurückkehre und dem Erwachenden das Erlebte mitteile. Die findigen Priester unterließen nicht, auf Grund solcher Traumerscheinungen den Glauben an das Bestehen einer Seele, an ihre Unabhängigkeit vom Körper, ja, an ihr Fortleben nach dem Tode des Körpers weiter auszubilden und zu einer Hauptgrundlage für ihre mannigfaltigen Religionssysteme zu machen. In erster Linie bemühten sie sich, die dem Körper entschwebende Seele auch bildlich darzustellen und dadurch dem Verständnis des Volkes näherzubringen. Einen formlosen, rasch verfliegenden Hauch mit Farben oder gar in einem Skulp-

turwerk wiederzugeben, war unmöglich. Die ägyptischen Priester und Künstler verfielen deshalb auf den Ausweg, die entschwebende Seele in Gestalt



Darstellung eines Verstorbenen auf dem Totenlager. Am Fußende steht der schakalköpfige Gott Anubis, der den Toten ins Schattenreich geleiten wird. Über der Bahre schwebt der durch einen menschlichen Kopf gekennzeichnete Seelenvogel, um den Atem des Verstorbenen in Empfang zu nehmen.

eines mit einem menschlichen Kopf versehenen Vogels darzustellen. Man sieht diesen Seelenvogel nicht nur auf vielen noch wohlerhaltenen Exemplaren des berühmten ägyptischen „Totenbuches“, sondern man fand ihn in

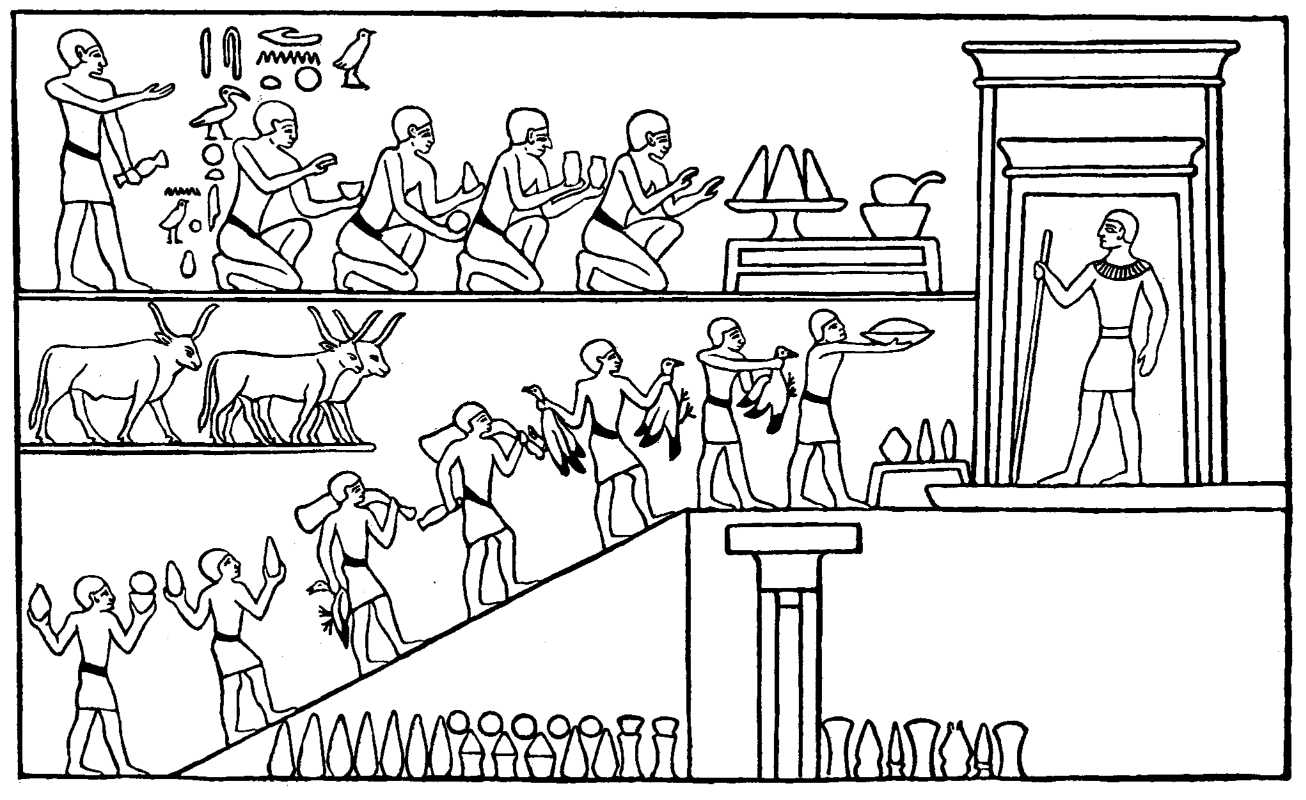
Gold ausgeführt und mit bunten Steinen ausgelegt auch an den Mumien vieler Könige und Edelleute, so z. B. auf der Brust der im Jahre 1926 ans Tageslicht gebrachten Mumie des Königs Tutanchamon.

Die Künstler Griechenlands wählten zur Darstellung der Seele ein noch leichter beschwingtes Lebewesen, den Schmetterling. Als solcher erscheint die Seele nicht nur auf zahlreichen Grabsteinen Griechenlands und der griechischen Kolonien, sondern auch des christlichen Mittelalters.



Darstellung einer Seelenwage in einem Grabe auf Kreta. Die in Form eines Schmetterlings erscheinende Seele wird hier nach ihren guten und bösen Taten gewogen. Der aufwärts fliegende Schmetterling links deutet die lobenswerten Taten des Verstorbenen an, der abwärts fliegende Schmetterling rechts verkörpert die Sünden. In der Mitte die gleichfalls einem Grabe auf Kreta entstammende Darstellung der Seele als Schmetterling.

Wurde durch derartige figürliche Darstellungen dem Volke der Glaube an das Vorhandensein einer „Seele" fest eingeprägt, so nützten die Priester des Altertums diesen Glauben und die jedem lebenden Wesen innewohnende Furcht vor dem Tode und vor Vernichtung in denkbar weitestem Umfang aus, um vom gesamten Volke, Armen sowohl wie Reichen, unausgesetzt Opfergaben zu erpressen. Nicht nur behaupteten sie, daß solche Opfer durchaus nötig seien, um die Götter zu bewegen, die Seelen der Toten freundlich in ihr Reich aufzunehmen, sondern auch die Seele selbst bedürfe solcher Spenden, um im Jenseits weiterleben zu können. Nur dann werde sie sich wohl und glücklich fühlen, wenn ihr dort alle jene Dinge zur Verfügung stünden, die dem Verstorbenen das Dasein auf Erden angenehm und be-



Ein ägyptisches Totenopfer.

haglich gestalteten, in erster Linie wohlschmeckende Speisen und Getränke aller Art, schöne Kleider, bequeme Geräte sowie eine gleiche Dienerschaft, wie sie dem Verstorbenen bei Lebzeiten zur Verfügung standen.

So führten die Priester Ägyptens die „Totenopfer" ein, deren Einhaltung durch das in Massen hergestellte „Totenbuch" den Hinterbliebenen der Verstorbenen zur strengsten Pflicht gemacht wurde. Derartige von den Priestern verfaßte und von ihren Schreibern in Form von Papyrusrollen vervielfältigte und mit entsprechenden Bildern versehene Totenbücher wurden nicht nur den Lebenden zur strengen Beachtung verkauft, sondern, weil die in ihnen enthaltenen Beschwörungsformeln die Toten vor den Anschlägen böser Geister schützen sollten, auch den Toten in ihrem Sarge mitgegeben. Ihr hauptsächlichster Zweck war der, das gesamte Volk mit der steten Angst vor dem Tode zu erfüllen und ihm die Notwendigkeit der Totenopfer vor Augen zu führen, da bei ihrer Unterlassung sonst ewige Verdammnis drohe. Diese Totenopfer konnten sowohl in Naturalien, wie Brot, Eier, Bier, Wein, Gemüse, Milch, Öl, Weihrauch, Geflügel, Vieh „und was immer der Himmel gibt und die Erde hervorbringt" bestehen, oder aber auch in Geld hinterlegt werden.

Wie es der heißeste Wunsch jedes Ägypters war, „in Kindern und Kindeskindern fortzublühen, damit der Name seines Hauses lebendig bleibe", so wurde es auch jedem Sohn zur heiligsten Pflicht gemacht, die Totenopfer für die Eltern aufrechtzuerhalten; denn damit werde nicht nur den Seelen derselben Fortdauer, sondern auch dem Opfernden Wohlergehen und langes Leben auf Erden gesichert.

So finden sich sowohl in den Totenbüchern wie in den Inschriften der Gräber unzählige Ermahnungen, durch welche die Hinterbliebenen der Toten mit folgenden eindringlichen Worten zur Erfüllung ihrer Pflichten angehalten werden: „Versage deinem Vater und deiner Mutter nicht das belebende Wasser des Totenopfers, sondern erneuere dieses göttliche Opfer. Unterlasse es ja nicht, selbst dann nicht, wenn du dich fern von deiner Wohnung befindest. Dein Sohn wird dieses dann in gleicher Weise für dich tun!"

Auch der Tote selbst bringt durch die am Sarg oder an seiner Grabstätte angebrachten Inschriften immer wieder zum Ausdruck: „Möge mir das Totenopfer am ersten Tage jedes Jahres dargebracht werden; ferner an den Festen der großen und der kleinen Hitze, sowie bei den Festen jedes Monates, jedes halben Monates und jedes Tages!"

In welcher Weise die Seele nun fortleben werde, das hing ganz von dem mehr oder weniger reichlichen Ausfall der Totenopfer ab. Ließ man es daran fehlen, so ward die Seele durch allerhand feindliche Dämonen in Gestalt von giftigen Schlangen, Nilpferden und Ungeheuern ähnlicher Art

bedroht. Ja, ihr Fortleben kam ganz in Frage, worauf der zweite, ewige Tod eintrat.

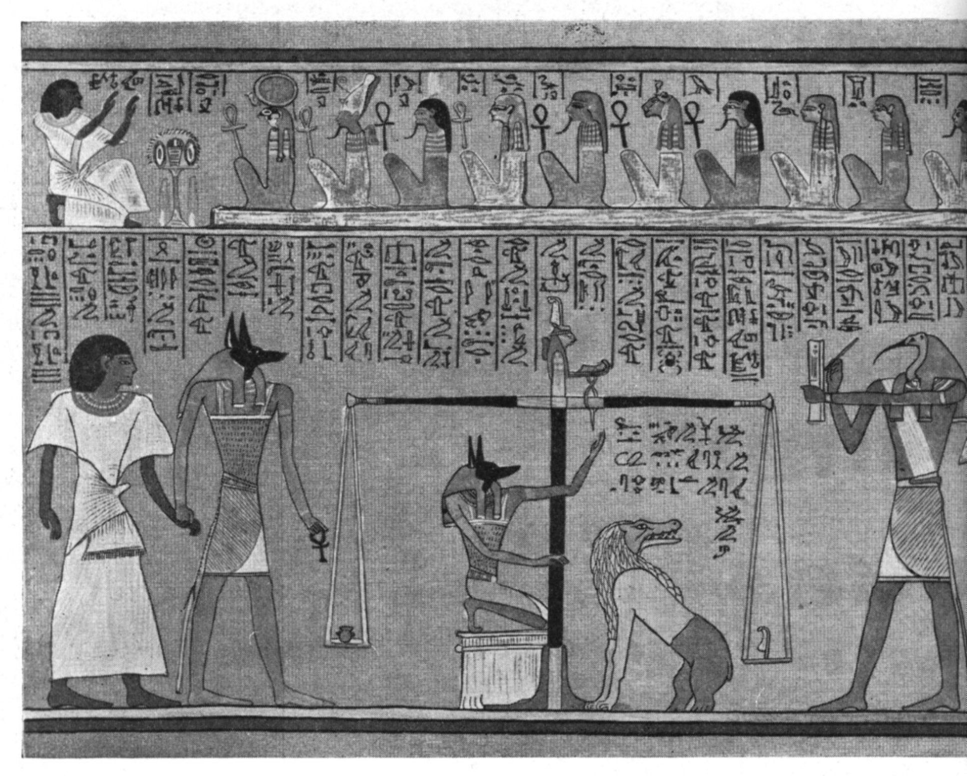
So hören wir denn diese Seele in einem Totenbuch flehen: „O Herr des großen Wohnortes, höchster König der Götter, rette diesen Toten vor jenem Unhold, der das Gesicht eines Hundes hat, der die Herzen verschlingt und sich von den Verfluchten nährt!" —

Ein anderes angstvolles Stoßgebet lautet folgendermaßen: „Lob und Ehre Dir, o göttlicher Vater Osiris! Ich preise Dich, und bitte, daß Du mich nicht verderben läßt. Komm, mach' meinen Odem stark und gestatte mir, in das Land des ewigen Seins einzugehen! Überlasse meinen Körper nicht den Würmern, sondern erhalte ihn, wie Du Dich selber erhältst. Ich flehe Dich an, daß, wenn meine Seele ihr irdisches Haus verläßt, mein Leib nicht in Fäulnis übergehe und zum Fraß für allerlei Tiere und Reptilien werde. Laß meine Glieder nicht zerfallen, mein Fleisch nicht zu einer stinkenden Masse und übelriechenden Flüssigkeit werden oder sich in eine Unzahl häßlicher Würmer verwandeln. Überantworte mich nicht jenem Schlächter, der in der Marterkammer haust, die Glieder zerschlägt und sie dem Verderben überläßt. Gib mich nicht in seine Hände; laß mich auch nicht durch allerlei kriechendes Getier ein Ende finden. Laß mich leben, und ich will Dich immerdar preisen! Denn ich stehe unter Deiner Macht, Du Herr aller Götter!"

Ob das Totenopfer zur Errettung einer Seele genügend sei, das entschied in allen Fällen der über die Vermögensverhältnisse jedes einzelnen seiner Gemeindemitglieder stets gut unterrichtete Priester. Derselbe wußte genau abzuschätzen, was in jedem Falle ein Sohn für die Seelen seiner Eltern aufbringen könne und zu tun verpflichtet sei. Darum wurde der Priester auch stets als Sachverständiger und Richter zu allen Opferakten zugezogen, die ein Sohn für seine Eltern veranstaltete. Demnach war der Priester im vollsten Sinne des Wortes der Anwalt jeder Seele, der „Seelsorger".

Diese Anschauung kommt auch in den im Totenbuch enthaltenen bildlichen Darstellungen des Totengerichts stets zum Ausdruck. Diese Bilder stellen einen Saal dar, an dessen einem Ende Osiris, der Herr des Totenreiches, des Todes und der Wiedererneuerung als Richter auf einem Thron sitzt. Vor ihm steht ein mit allerhand Opfergaben, Speisen und Blumen bedeckter Tisch. Ihm gegenüber tritt soeben ein Mensch ein, der jüngste Ankömmling im Totenreich. In der Mitte des Saales steht eine große Wage. Die eine Schale trägt als Gewicht das Herz des Toten, oder eine Vase, in die das Herz eingeschlossen ist. Auf der anderen Schale steht ein Gefäß, das als die Leistungen der die Totenopfer Darbringenden aufzufassen ist. An dieser Wage sind die Söhne des Verstorbenen mit dem Füllen dieses Opfergefäßes beschäftigt. Vor der Wage aber steht ein Priester mit einem

Griffel und einer Papyrusrolle, um das Gewicht der dargebrachten Opfergaben zu verzeichnen und Osiris davon zu verständigen, ob die Opfer genügend seien, um der Seele des Verstorbenen Aufnahme und Fortleben zu gewähren. Um anzudeuten, daß bei ungenügendem Opfer der Seele Vernichtung drohe, ist auch die „Verschlingerin" in Gestalt eines scheußlichen Ungetüms abgebildet. Sie hat den Kopf eines Krokodils. Der Vorderteil des



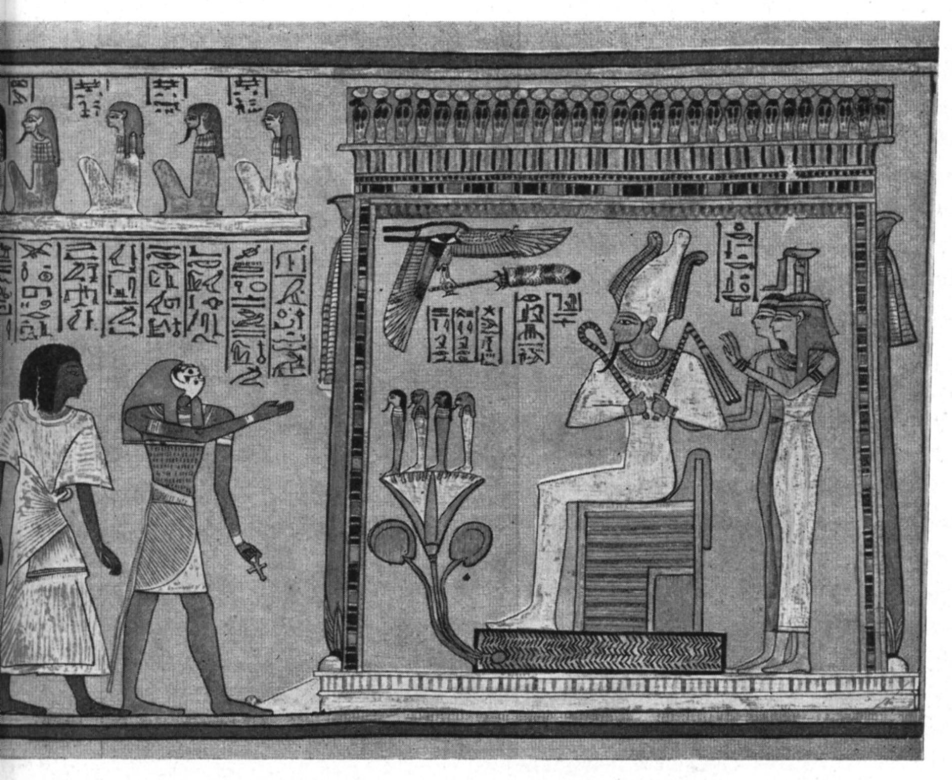
Hunefer. Anubis. Anubis. Ammit. Thoth.

Ein Blatt aus dem

Körpers ist der eines mit langen Krallen bewehrten Löwen, der hintere Teil der eines Nilpferdes.

Derartige auf Papyrus gemalte und geschriebene Totenbücher sind in sehr zahlreichen, vielfach voneinander abweichenden Exemplaren auf unsere Tage gekommen. Wohl das bekannteste ist das im Britischen Museum befindliche, durch Nachbildungen verbreitete Totenbuch Hunefers, eines im Dienst des Königs verstorbenen hohen Beamten. Auf der hier beigefügten Nachbildung des Papyrus ist links unten zu sehen, wie Hunefer durch den schakalköpfigen Gott Anubis in die Halle des Gerichts geführt wird. In

der Mitte der Halle steht die Wage, deren eine Schale das Herz des Toten enthält, während die andere die durch eine aufrecht stehende Feder verbildlichten Opfergaben und guten Werke Hunefers aufweist. Anubis prüft das Ergebnis der Wägung, das für den Toten günstig ausfiel, da die mit der Feder belastete Schale um ein weniges tiefer als die andere gesunken ist. Die krokodilköpfige „Verschlingerin der Toten", Ammit, wendet sich mit fragendem



Hunefer. Horus. Osiris.

Totenbuch Hunefers.

Blick dem Schreiber der Götter, Thoth, zu, der eben damit beschäftigt ist, das Ergebnis der Wägung aufzuzeichnen. Weiterhin sehen wir Hunefer, wie er von Horus dem Herrn des Totenreiches, dem auf seinem Thron sitzenden Gott Osiris mit empfehlenden Gebärden vorgestellt wird. Zwei hinter dem Thronsessel stehende Göttinnen sind Zuschauerinnen des Vorgangs. In der oberen Reihe sind 14 andere Gottheiten dargestellt, die während der Prüfung des Verstorbenen als Beisitzer dienten und denen der kniende Hunefer seine Bitte um Zulassung in das Totenreich mit flehend erhobenen Händen vortrug. —

Um den Hinterbliebenen der Verstorbenen die stete Sorge für die regelmäßige Entrichtung der Totenopfer abzunehmen, war von den Priestern auch die Anordnung getroffen, daß für diesen Zweck förmliche Stiftungen in Geld hinterlegt werden konnten. Dabei wurde bis ins kleinste bestimmt, wann und in welcher Form die Opfer durch die Priester dargebracht werden sollten. Der Ägyptologe Brugsch veröffentlichte in seiner „Geschichte Ägyptens unter den Pharaonen" (S. 488) den Text einer solchen Stiftung, der zufolge König Ramses II. für seinen Vater Seti in Abydos das Geld für einen vollständig eingerichteten königlichen Haushalt aussetzte, mit Äckern, Viehweiden, Geflügelhöfen, Schiffen, Handwerkern, Knechten und Mägden und Einkünften aller Art.

Die Inschrift hat folgenden Wortlaut: „Um Dir darzubringen, was Dir gebührt, setze ich eigene Einkünfte für Dich und Deine tägliche Verehrung ein. Ich stelle einen besonderen Priester für Dich an, der mit allem, was er benötigt, versehen ist und täglich das Weihwasser auf den Boden sprengen wird. Ich weihe Deiner Seele die Länder des Südens und des Nordens. Sie sollen Dir ihre Gaben vor Dein schönes Antlitz bringen. All Deine früheren Dienstboten brachte ich zusammen und überwies sie Deinem Priester. Ich weihte Dir Schiffe samt ihrer Ladung auf der großen See. Ich bestimmte die von den Feldern zu entrichtenden Abgaben und versah diese Äcker mit Feldmessern und Ackersleuten, um das für Deine Seele bestimmte Getreide zu liefern. Ich weihte Dir Barken samt ihrer Bemannung; ferner Arbeiter zum Fällen des Holzes, auch Herden von allerlei Vieh und Opfer an Geflügel und Fischen. Desgleichen versah ich Deinen Tempel mit Handwerkern aus allen Zünften, sowie mit männlichen und weiblichen Sklaven zum Bestellen der Felder." —

Derartige Stiftungsgüter wurden natürlich von der Priesterschaft verwaltet und die Erträgnisse für Kultzwecke, mit anderen Worten von den Priestern zu ihrem eigenen Besten verwendet. —

Was bedeuten aber diese von König Ramses II. gestifteten Seelenopfer gegenüber jenen, mit welchen sein Nachfolger Ramses III. sich auf den Rat habsüchtiger Oberpriester die Gunst der Götter und einen bevorzugten Platz im Jenseits zu sichern suchte. Darüber gibt ein ungeheuerliches, in seiner Art gewiß einzig dastehendes Dokument, ein Papyrus von 130 Fuß Länge Aufschluß*). In Dutzenden von Spalten zählt es die Stiftungen auf, die der König dem in Theben gelegenen Tempel Amons, dem Tempel Temus in Heliopolis, und dem Tempel Ptahs in Memphis zuwendete. Unter diesen Schenkungen befanden sich nicht weniger als 113 433 Sklaven; 490 386

*) Dieser Papyrus, nach seinem Entdecker Harris benannt, befindet sich im Londoner Museum.

Ochsen, Kühe, Kälber und Schafe; 1 071 780 Aruras Land; 160 Ortschaften in Ägypten und 9 in Syrien; 514 Wein- und Obstgärten; 426 965 Gänse und Enten; 2 382 650 Säcke mit getrockneten Früchten; 6 272 431 Laib Brot; 490 000 Fische; 19 130 032 Bündel Gemüse; 5 279 552 Bushel Korn und 1 933 766 Krüge voll Honig. Außerdem empfing der Tempel des Ra in Heliopolis 215 Pfund Gold und 461 Pfund Silber. —

Durch diesen Papyrus und verschiedene andere Dokumente wurde es möglich, den Gesamtbesitz der verschiedenen Tempel Ägyptens zur Zeit König Ramses' III. festzustellen. Danach waren demselben zwei Prozent der gesamten Bevölkerung des Landes als Sklaven dienstbar. Sie besaßen 15 Prozent oder über drei viertel Millionen Acres alles ertragsfähigen Bodens. Ferner gehörten ihnen 169 Städte und Ortschaften, 88 Schiffe, 53 große Schiffsbauhöfe und Werkstätten, eine halbe Million Stück Viehs und vieles andere Eigentum. Selbstverständlich waren sämtliche Tempelgüter wie alles Eigentum der Priester vollkommen steuerfrei.

Derartige Stiftungen waren aber nicht die einzigen Einnahmen, die den Priestern Ägyptens aus dem Totenkult zuflossen. Im Gegenteil; sämtliche mit diesem Kult irgendwie verbundenen Verrichtungen waren Monopole der Priester und wurden entweder von ihren Sklaven, gering besoldeten Werkleuten oder den von den Priestern kontrollierten Händlern und Künstlern ausgeführt. Die Apotheker lieferten die beim Balsamieren der Leichen benötigten Harze und Balsame; die Tuchhändler das zum Einwickeln der Mumien benötigte feine Linnen; die Tischler und Steinmetzen schufen die zur Aufnahme der Mumien benötigten mehrfachen hölzernen und steinernen Särge; Schriftmaler und Bildhauer versahen diese Hüllen mit kunstvollen Inschriften, Malereien und Skulpturen, während Steinschneider und Juweliere für allerhand kostbare Kleinodien sorgten, damit die Toten festlich geschmückt in das Jenseits, in das Reich der Götter, eingehen möchten. Und was alles wurde bei den Leichenfeierlichkeiten benötigt! Weihrauch, Blumen und andere wohlriechende Dinge; ferner Kuchen, Leckereien, Früchte und tausenderlei andere Opfergaben, die nach vollzogener Feier den Priestern und Tempeldienern anheimfielen. Während so das Ableben eines Familienmitgliedes die Hinterbliebenen mit ungeheuren Ausgaben und Verpflichtungen belastete, wurde es für die „Seelsorger" zur Quelle beständig fließender reicher Einnahmen.

Der zweifellos auf die Eingebungen des Priestertums zurückzuführende und auf die Todesfurcht der Stammesgenossen spekulierende Totenkult heischte aber sowohl in Ägypten wie in vielen anderen Ländern außer den gewöhnlichen Opfergaben auch noch Opfer an Menschenleben. Dem Glauben, daß die ins Reich der Toten eingegangene Seele zu ihrer Glückseligkeit all jener Dinge bedürfe, deren der Körper sich auf Erden erfreute, reihte

sich folgerichtig der Gedanke an, daß zur Vollendung dieser Glückseligkeit auch alle jene Frauen und Diener nötig seien, über die der Abgeschiedene bei Lebzeiten verfügt habe. Demgemäß wurden in den ältesten Zeiten in Ägypten beim Ableben des Königs und anderer vornehmen Personen zahlreiche Sklaven geopfert, damit sie ihren Herren im Jenseits weiter zu Diensten sein könnten. In späteren Zeiten traten an Stelle dieser lebenden Opfer allerhand aus Holz oder Ton geformte Figuren, die gleich den anderen Opfergaben in den Grabkammern aufgestellt wurden. —

Auch im südamerikanischen Inka-Reiche verlangte der Totenkult solche Menschenopfer. Insbesondere mußten beim Ableben eines Inka viele seiner Frauen und der zu seinen Diensten stehenden Sonnenjungfrauen ihm als Grabgeleite in das Jenseits folgen. Als der Inka Hayna Capac starb, sollen mehr als tausend Menschen mit ihm ins Grab gestiegen sein.

In Indien und manchen afrikanischen Negerreichen mußten die Frauen ihre abgeschiedenen Gatten gleichfalls ins Jenseits geleiten. Sie wurden entweder mit ihren Leichen verbrannt oder, wie in Dahome, in die Grabhöhlen derselben eingeschlossen. Ähnliche Totenopfer bestanden in den skandinavischen Ländern, wo, wenn die Leiche eines Wikinger-Häuptlings in seinem in Flammen gesetzten Drachenboot dem Meer überantwortet wurde, seine Frauen und Diener ihn auf dieser seiner letzten Reise begleiten mußten.

Ähnliche Vorstellungen, wie sie bei den Ägyptern über den Zustand und die Schicksale der Seelen bestanden, fanden sich zum Teil auch bei den Griechen und Römern. Die „Manen" oder Seelen guter Menschen galten als Schutzgeister ihres Hauses und ihrer Nachkommen, besonders wenn man sie durch Opfer beim Begräbnis wie am allgemeinen Totenfest gefeiert hatte. Wurden solche Opfer hingegen vernachlässigt oder gar unterlassen, so verwandelten sich diese Seelen zu „Lemuren" oder Spukgestalten, die den Hinterbliebenen zur Nachtzeit in allerhand drohenden Erscheinungen zusetzten, bis sie durch nachträgliche Darbringung der versäumten Opfer versöhnt wurden. Die Seelen wertloser Personen, der Gottesleugner und Verdammten schweiften als „Larven" oder Quälgeister umher, um sowohl die Lebenden wie die Toten zu beunruhigen. In ihrer scheußlichsten Gestalt hießen sie „Lamien". Als solche stellten sie nicht nur neugeborenen Kindern nach, um sie zu verschlingen, sondern verübten auch allerhand Unfug, bis es einem zauberkräftigen Priester gelang, gegen gute Bezahlung den Geisterspuk zu bannen.

Mancherlei Vorkommnisse geben Anlaß zu dem Verdacht, daß derartiger Geisterspuk mitunter von den Priestern selber veranstaltet wurde, um das abergläubische Volk zu allerlei Opfern und Abgaben zu zwingen. So trieb beispielsweise in der in Unteritalien gelegenen Stadt Temesa der Geist des wegen seiner vielen Freveltaten von den Bürgern gesteinigten Polites sein

Unwesen so arg und so lange, bis man ihm einen Tempel erbaute, worin man ihm nicht nur göttliche Ehren erwies, sondern auch alljährlich eine der schönsten Jungfrauen zuführte. Bis eines Tages Euthymus, ein gewaltiger Faustkämpfer, erschien, den angeblichen Dämon in seinem Heiligtum angriff, bezwang und mit einigen wohlgezielten Hieben in das Meer stürzte, wo er ertrank. Damit hatte das priesterliche Spukgeschäft für allezeit ein Ende.



Ägyptischer Seelenvogel.

DIE GEFILDE DER SELIGEN UND DIE ORTE DER VERDAMMTEN

Den Priestern aller Zeiten und Völker war von jeher die Erkenntnis gemeinsam, daß der Fortbestand ihres Ansehens, ihrer Macht und Einkünfte in erster Linie davon abhänge, daß unter ihren Mitmenschen der blinde Glaube an allerhand Geister, Dämonen und Götter erhalten bleibe. Schwinde dieser Glaube, so komme damit auch die Herrschaft des Priestertums ins Wanken. Deshalb waren die Priester stets darauf bedacht, den unbedingten Glauben an ihre Lehren als die heiligste Pflicht ihrer Mitmenschen darzustellen. Wer in demselben beharre, dem werde sowohl auf Erden wie nach dem Tode der herrlichste Lohn zuteil; Zweiflern und Abtrünnigen hingegen seien seitens der erzürnten Götter die schrecklichsten Strafen gewiß. Alles über die Völker hereinbrechende Unheil, wie Mißernten, Pestilenz, Viehseuchen, Hochfluten, Dürre, verlorene Schlachten, mangelnder Kindersegen usw. seien als Strafen der Götter für den Abfall der Menschen von ihren Tempeln zu betrachten.

Bei der Weiterentwicklung dieser Gedanken und Lehren zogen die Priester ganz besonders auch die jedem lebenden Wesen innewohnende Furcht vor Vernichtung, vor dem Tode in Betracht und verbreiteten die Anschauung, daß das Dasein eines Menschen nicht etwa mit seinem Tode aufhöre, sondern daß seine „Seele", die sich im Augenblick seines Todes vom Körper löse, je nach dem Verhalten des Menschen bei Lebzeiten, von den Göttern entweder ihren köstlichen Lohn oder aber fürchterliche Strafen empfange.

Bei der Ausschmückung jener meist über den Wolken gedachten Regionen, wo die Glaubensstarken, die „Seligen" weiterlebten, wurde natürlich den verschiedenartigen Neigungen, Leidenschaften und Wünschen lebensfroher Völker vollauf Rechnung getragen. Im Jenseits der Polynesier gibt es Palmwein, Kokosnüsse, Schweinefleisch und Fische in Fülle; für die Männer obendrein Weiber, wie man sie nur träumen kann. In dem an sonnenbestrahlten Eisflächen reichen Himmel der Grönländer und Eskimos fließt der Seehundstran in Strömen. Dazu Robben und Walfischfleisch und Vogeleier, mehr als die leistungsfähigsten Mägen halten können.

Auf den „glücklichen Jagdgründen" der nordamerikanischen Rothäute huldigen die dem „Großen Geist" Getreuen den Freuden der Jagd und fröhlichen Spielen. Köstlich duftende, an lodernden Feuern bratende Büffelhöcker, fette Bärenschinken und Biberschwänze laden zum Genuß. Dazu dampft in schöngeschnitzten Pfeifen der wohlriechende, mit der aromatischen Rinde der Weide vermischte Tabak.

Die Völker des Orients schwelgen schon bei Lebzeiten in Erwartung der ihnen bevorstehenden himmlischen Freuden, die sie in einem Zustande ewiger Jugend, Stärke, Wonne und Schönheit genießen werden. Das Paradies ist eine Art Schlaraffenland, in welchem der Boden aus Edelgestein, die Wälder aus wohlriechenden Bäumen und duftenden Rosenhainen bestehen. Überall ertönt herrlicher Vogelgesang, es fließen Bäche von Honig und Wein dahin und ewig junge, ewig schöne Houris verlocken mit sirenenhaftem Schmeicheln die Verdienstvollen zu unaufhörlichem und nie erschöpftem Liebesgenusse.

Als wahre Meister im Ausmalen solcher Herrlichkeiten erwiesen sich die Priester Ägyptens. Wessen Seele durch reichlich dargebrachte Totenopfer Einlaß in die Wohnsitze der Götter erlangte, dem ward ein Leben köstlicher Üppigkeit zuteil. In feines Leinen gekleidet, durfte er durch die Gärten der Götter wandern, sich an köstlichen Trauben und Feigen laben, ja, von den Früchten naschen, die am Baum des Lebens hingen. Verspürte er Durst, so konnte er sich nicht nur an der „Quelle des Lebens" erquicken, sondern es stand ihm sogar die Milch der Göttinnen zur Verfügung, die er obendrein aus deren Brüsten saugen durfte. Dazu lebte er in frohem Verkehr mit seinen wiedergefundenen Freunden, Eltern und Angehörigen. —

Ein Ort ewiger Glückseligkeit war auch Elysium, in das die Gerechten und Götterfreunde der Hellenen nach ihrem Tod eingingen. — „Ganz mühlos in Seligkeit leben dort die Menschen; nimmer ist Schnee, noch Winterorkan, noch Regenwetter; ewig wehn die Gesäusel des leis' anatmenden Zephirs, den Okeanos sendet, die Menschen sanft zu kühlen." —

Elysium war ein Reich sonnigen Lichtes, wo goldstrahlende Blumen schimmerten und kühle Seelüfte wehten, ein Reich der Jugend und des Glücks, wie Turgenjeff ein solches so herrlich in einer Vision ausmalte:

„Ich saß mit einer Anzahl Gefährten auf einem stattlichen, schön geschmückten Nachen. Wie eine Schwanenbrust rundete sich das gebauschte weiße Segel unter den lustigen Wimpeln. Ich kannte meine Gefährten nicht; aber ich fühlte es mit meinem ganzen Wesen, daß sie jung, heiter und glücklich waren wie ich selbst. Ja, ich beachtete sie nicht einmal. Ich sah ringsum das uferlose azurblaue Meer, das im Wellenspiel gleichsam mit goldenen Schuppen bedeckt war. Und über meinem Haupte dasselbe uferlose azurblaue Meer — triumphierend zog die freundlich lächelnde Sonne auf ihm dahin.

Hellklingendes fröhliches Lachen erscholl von Zeit zu Zeit in unserer Mitte — wie das Lachen der Götter! Dann ertönten von jemandes Mund Worte — Verse von wunderbarer Schönheit und begeisterter Kraft... Der Himmel selbst schien ihnen Antwort zu tönen, und gleichsam mitempfindend erzitterte rings das Meer... Und wiederum trat selige Ruhe ein.

Leicht untertauchend in der weichen Flut, fuhr unser Nachen schnell dahin. Kein Wind trieb ihn — unsere eigenen frohwallenden Herzen gaben ihm die Richtung. Wohin wir wollten, dahin schwamm er, gehorsam, als wäre er lebend.

Inseln — zauberhafte, halb durchsichtige, von kostbaren Edelsteinen, Smaragden und Rubinen, schwimmende Inseln schwebten an uns vorüber. Berauschende Düfte stiegen von den sich rundenden Ufern auf; hier wurden wir mit einem Regen von weißen Rosen und Maiglöckchen überschüttet, dort schwebten plötzlich auf langen Fittichen irisfarbene Vögel zum Himmel empor. Und die Vögel kreisten über unseren Häuptern, und die Rosen und Maiglöckchen zerschmolzen gleichsam in dem perlengleichen Schaum, der an der glatten Wandung unseres Nachens niederglitt.

Zugleich mit den Blumen und Vögeln schwebten süße süße Töne zu uns herüber... Frauenstimmen klangen hindurch... Und alles ringsumher: der Himmel, das Meer, die schwankenden Segel in der Höhe, das Murmeln der Flut am Hinterteile des Nachens — alles sprach von Liebe, von seliger Liebe!

Und die Geliebte, die jeder sich erkoren, war in der Nähe, wenn auch unsichtbar. Noch einen Augenblick — und ihr Auge erglänzt, ihre Wange lächelt... Ihre Hand ergreift die deine und zieht dich mit sich in ein ewiges Paradies. O Gefilde der Seligen, ich habe euch geschaut... im Traume.“ —

Voll und ganz deckt sich diese herrliche Vision mit den Anschauungen, die das Griechentum sich von den „Gefilden der Seligen“ machte. —

Ganz anders zeigte sich W a l h a l l a, das Elysium der kampfliebenden Germanen. Dorthin wurden durch schöne, auf geflügelten Rossen durch die Wolken reitende Walküren die im Kampf gefallenen Helden getragen. Dort, in einem von lauterem Golde schimmernden Palast, dessen strahlende Zinnen so hoch ragten, daß keiner mit den Blicken hinaufreichte, wurden die Helden von Odin, dem obersten aller Götter, empfangen. Mit goldenen Schilden war die Halle des Palastes geschmückt. In langen Reihen saßen die geharnischten Helden zu Füßen der erhabenen Götter, um aus den Händen liebreizender Jungfrauen die metgefüllten Trinkhörner, den Speck des Ebers, oder die saftigen Scheiben des Hirschbratens zu empfangen, mit denen sie hier bewirtet wurden. Täglich zogen die Tapferen auch hinaus auf die vor dem Palast gelegene Ebene, um sich miteinander im Schwertkampf zu messen. Weithin klangen die schimmernden Waffen und das Blut floß in Strömen.

Aber nach dem Kampf erstanden die Gefallenen zu neuem Leben und vereinten sich, ihrer Wunden ledig, mit den Kameraden zu fröhlichem Festmahl.

* * *

Im Gegensatz zu all diesen Orten des Glücks und der Freude waren jene Stätten, wohin die Priester des Altertums die Ungläubigen und Gottesfrevler verbannten, durchweg Schauplätze entsetzlichster Qualen und Leiden.

Die Priester des Brahmanismus drohten dem Volke, daß Ungläubige und Zweifler an einen nie von Sonne und Mond erleuchteten Ort kämen, der acht stockwerkartig übereinanderliegende Räume habe. Im ersten müßten die Verdammten barfuß für unendliche Zeiten mit rotglühenden Nadeln besetzte Hügel hinansteigen. Im zweiten Raum würde ihnen die Haut sorgfältig vom Körper gefeilt und die wunden Stellen mit ätzenden Flüssigkeiten übergossen. Im dritten würden ihnen Haare, Nägel und Augen ausgerissen und der Körper in allerhand phantastische Formen zersägt. Die vierte Abteilung sei die der bitteren Selbstvorwürfe. In der fünften mache Jamir, der Satan, sich das Vergnügen, die linke Körperhälfte und die Köpfe der Verdammten zu rösten. In der sechsten reiße man ihnen die Arme aus und werfe sie in ein mit den bereits früher ausgerissenen Augen, Nägeln und Haaren gefülltes Faß, in dem die gesamte Masse zu einem scheußlichen Brei zerstampft werde. In der siebenten Abteilung brate man auch die rechten Körperhälften und die Füße der Ketzer, worauf sie endlich im achten Stadium in den bodenlosen Abgrund der Verfluchung geschleudert würden. Hier seien die Verdammten stets bemüht, an den Eisenwällen des Höllenrandes emporzuklettern. Aber stets fielen sie in ein Meer von Scheidewasser zurück, würden hier zerfressen, entständen aufs neue, suchten wieder emporzuklimmen, stürzten wieder und so — ewig. —

Ein ähnlicher Schreckensort war für die alten Perser der Abgrund Duzakh, wo Ahriman, der schwarze Geist der Lüge, der Finsternis und Zerstörung hauste.

Auch die Priester Ägyptens bekundeten im Ausmalen der Qualen, welche Zweifler, Abtrünnige und solche Unglückliche trafen, für die keine oder ungenügende Totenopfer entrichtet wurden, eine sprühende Phantasie. Ihren Angaben zufolge wurden solche Personen von den über die Seelen zu Gericht sitzenden Gottheiten dem Vollstrecker des Urteils, Shesmu, überantwortet, der mit seinen Helfern die Leiber der Verworfenen in unzählige Stücke zerriß und zerhackte, die dann in einen von giftigen Schlangen belebten Flammensee geschleudert wurden, aus dem es kein Entrinnen gab. Die Herzen der so Bestraften wurden zuvor dem „Verschlinger“ vorgeworfen, einem scheußlichen Ungetüm, das sich im Verborgenen hielt.

Der Tartaros oder Hades der Hellenen war ein Ort grauenvoller Öde und ewigen Schweigens, so tief unter der Erde gelegen, daß ein eiserner Amboß zehn Tage und zehn Nächte lang hätte fallen müssen, bevor er auf dem Boden dieser Unterwelt aufgeschlagen wäre. In diesem von Pluto regierten Strafort für Götterverächter und Götterfrevler lag Tityos, der sich an der Göttin Latona versündigt hatte. Zwei Geier hackten ihm die immer wieder nachwachsende Leber aus. Die gierigen Vögel zu verscheuchen, war dem Frevler unmöglich. An einer anderen Stelle litt Tantalos, der in maßlosem Übermut Nektar und Ambrosia, die den Göttern vorbehaltenen Speisen, entwendet, mit seinen Freunden Götterschmaus gehalten und obendrein den entsetzlichen Frevel begangen hatte, den Göttern anstatt der Opfer Menschenfleisch vorzusetzen, um ihre angebliche Allwissenheit zu prüfen. Dafür mußte er nun nie endende Angst erdulden; denn über seinem Haupte hing ein gewaltiger Felsblock, der herabzustürzen drohte und den er doch nicht wegwälzen konnte. Zudem stand er, von brennendem Durst gepeinigt, bis an das Kinn in kühlem Wasser, das aber sofort verschwand, wenn er sich herniederneigte, um zu trinken. Zweige voll saftiger Früchte umgaben sein Haupt. Aber sie schnellten sofort zurück, wenn er die Hände ausstreckte, um eine der lockenden Früchte zu brechen.

An einer andern Stelle arbeitete der Verräter des Zeus, der Herrscher Sisyphos, in nie endender Mühsal. Er wälzte mit Aufwendung aller Kraft einen Felsblock bergan, das Haupt dampfte von der gewaltigen Anstrengung, von den Gliedern floß der Angstschweiß; diesmal muß es gelingen, diesmal — so hoffte er in immer erneuten Versuchen, und immer, ganz nahe am Ziele, rollte der Stein mit Gewalt in die Tiefe zurück.

Furchtbar war die Strafe des Ixion, der mit vermessenem Gelüst nach der Liebe der Götterkönigin strebte, zur Strafe dafür an ein geflügeltes Rad gebunden wurde, das rastlos im Kreise sich umdrehte, ein erschreckendes Bild ruheloser Begierde und Leidenschaft.

Im germanischen „Helheim“ hatte Hel ihren furchtbaren Thron aufgeschlagen; sie selbst bot, halb von menschlichem Ansehen, halb von Verwesung blau, einen gräßlichen Anblick. Um sie her waltete im Saal ein ödes Schweigen, nur von den Seufzern und dem Gestöhn der Götterfrevler und Feiglinge durchhallt, die hier ein bebendes, krankhaftes Dasein voll Angst und Mangel führten.

Ähnliche Vorstellungen waren bei allen anderen Völkern des Altertums in Umlauf. Die Urheber und Verbreiter dieser Anschauungen waren die Priester, die aus selbstsüchtigen Absichten darauf bedacht waren, die Völker in beständiger Angst, im Bann ewigen Aberglaubens zu halten, um sie dadurch für ihre selbstsüchtigen Zwecke ausnützen zu können.

WUNDERLICHE HEILIGE DES ORIENTS

„Ex Oriente lux", „Aus dem Osten kommt das Licht!" — so lautet ein wohlbekannter Ausspruch, durch den angedeutet werden soll, daß dem Orient eine wahre Sonnenfülle von Kultur und philosophischer Weisheit zu verdanken sei. Zugestanden. Aber die Länder des Orients sind seit uralten Zeiten auch wahre Brutstätten finstersten religiösen Aberglaubens gewesen, der sich von dort über alle Länder des Okzidents verbreitete und die Menschheit in ihrer Entwicklung um Jahrtausende zurückgehalten hat.

Nirgendwo kam es zu so verschiedenartigen Sektenbildungen; nirgendwo führten religiöser Wahn und Fanatismus zu solchen Absonderlichkeiten, wie sie in Indien, Tibet, Siam, Persien, Arabien, China, Ägypten und anderen orientalischen Ländern noch heute beobachtet werden können.

Schon in den ältesten orientalischen Schriftwerken finden sich Mitteilungen über Personen, die in der Sucht, den Ruf der „Heiligkeit" zu erlangen, sich allerlei Selbsttorturen und Kasteiungen unterwarfen, dabei aber auf Kosten der arbeitenden Bevölkerung, von der sie sich ernähren ließen, ein wahres Faulenzerleben führten. Man findet solche „Yogi" oder „Heilige" in allen orientalischen Ländern noch heute, vornehmlich in Indien. Unter einer religiösen Maske bettelnd und Almosen sammelnd, lenkten sie von jeher die Aufmerksamkeit aller den Orient besuchenden Reisenden auf sich und wurden in ihren Werken häufig geschildert*). Es sei hier besonders auf das neun Bände umfassende und durch zahlreiche Kupferstiche erläuterte Werk von P. Picart verwiesen, das während der Jahre 1723 bis 1743 in Antwerpen unter dem Titel erschien: „Cérémonies et coustumes religieus de tous les peuples du monde."

Durch beständiges Grübeln über die Rätsel des Lebens und des Jenseits um ihren Verstand gekommen, gehen viele dieser angeblichen „Heiligen" in puris naturalibus umher. Mit verfilzten Haaren, blutrot unterlaufenen Augen, die Leiber von Schmutz und Ungeziefer bedeckt, sehen sie eher Wölfen ähnlich als menschlichen Wesen. Die englischen Forscher J. F. Watson

---

*) Derartige, mit zahlreichen Abbildungen versehene Schilderungen finden sich auch in den Zeitschriften „Le Tour du Monde"; „Globus"; „Asia"; „Travel" und in vielen anderen der Länder- und Völkerkunde gewidmeten Magazinen.

und J. W. Kaye sahen solche mit einem Menschenschädel in der Hand, von dem sie das modernde Fleisch abgenagt, dem sie die Augen und das Gehirn mit den Fingern ausgebohrt hatten und worein sie dann irgendein Getränk gossen, gleichviel ob Milch, Branntwein oder faules Wasser. Als Speise diente ihnen ein Tieraas, oder Unrat. Obwohl Gegenstände des Abscheus und Grauens, betrachten die Orientalen diese Heiligen dennoch mit einer gewissen Verehrung, und keiner wagt sie von seiner Tür zu weisen, aus Furcht, sich dadurch ihr Übelwollen zuzuziehen.

Viele dieser Yogi unterwerfen sich Kasteiungen der abenteuerlichsten Art. Es gibt keine erdenkliche Marter, die nicht von dem einen oder anderen am eigenen Körper verübt würde. Manche zerfleischen ihre Leiber durch unaufhörliche Rutenstreiche oder lassen sich mit einer Kette an einen Baumstamm schmieden, um bis zu ihrem Tode daranzubleiben. Einige verbringen ihr ganzes Leben stehend; wenn sie schlafen, lehnen sie sich gegen eine Mauer oder einen Baum; aber damit sie niemals bequem schlafen können, lassen sie sich einen eisernen Rost um den Hals schmieden, den sie nie mehr ablegen können. Andere stehen stundenlang auf einem Fuß, die Augen der Sonne zugewendet; oder sie verharren tagaus, tagein mit durchgedrückten Knien in tiefster Verbeugung, mit den Fingern die Zehen der Füße umklammernd, noch dazu unentwegt auf jenen Fleck starrend, auf dem ein aus Schlamm und Kuhdünger geknetetes Idol ihres Gottes steht. Sie zu füttern überlassen sie mitleidigen Seelen, die ihnen hie und da einen Bissen in die von zottigen Haarmähnen und buschigen Bärten umgebenen Mäuler schieben. In fast unmöglichen Stellungen sieht man mehrere, deren gekreuzte Beine so verdreht sind, daß die Fußsohlen auf dem Bauch ruhen. Andere halten seit Jahren die Arme über den Kopf gestreckt, so daß sie verdorrten und nicht mehr bewegt werden können. Dabei blieben die Fäuste stets geschlossen, was zur Folge hatte, daß die Nägel der Finger mit der Zeit durch die Hände wuchsen.

Wieder andere gehen mit bloßen Füßen auf spitzen Nägeln, die von unten her durch die Sohlen der Sandalen getrieben wurden. Manche besonders Heilige verbringen ihre Nächte auf Lagern, die aus lauter Dornen bestehen, oder auf Betten, die anstatt schwellender Polster gleichfalls über und über mit scharfen Nägeln gespickt sind. Viele dieser wunderlichen Heiligen lassen sich bis an den Hals in der Erde verscharren, oder gar, auf der Erde liegend, den Kopf begraben. Um stets schweigen zu müssen, durchbohren sich manche Büßer mit einem Eisen die Wangen und die Zunge, und lassen daran ein anderes Eisen schmieden, das unter dem Kinn durchgeht.

Im Priesterreich Tibet kann man noch heute Pilger beobachten, die, um später himmlischer Glückseligkeit teilhaftig zu werden, das Gelübde vollziehen, zwei- oder dreimal die Runde um die heilige Stadt Lhassa zu

machen, aber nicht zu Fuß, sondern auf dem Bauch liegend, so daß sie den ganzen weiten Umkreis der Stadt mit ihrem Körper messen. Sie werfen sich der Länge nach nieder, ruhen auf den Händen, ziehen dann die Beine an und stehen auf, um sich sogleich wieder niederzuwerfen, diesmal mit den Füßen dort, wo vorhin der Kopf geruht hatte. Anfänger legen in der Regel kleine Brettchen unter die Handflächen, um die Wucht des Falles zu mil-



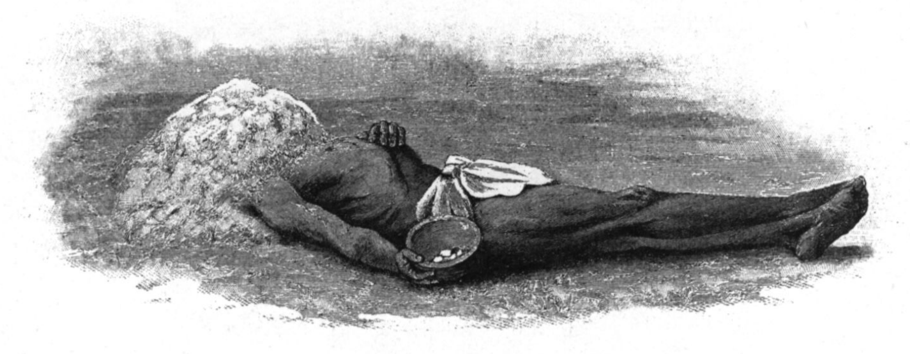
Fakir mit um den Hals geschmiedeten Rost.

dern, aber sobald sie sich etwas gewöhnt haben, fallen sie auf die Hände. Bewundernswert ist vor allem die Geduld, um auf solche Weise einmal die etwa dreizehn Meilen betragende Entfernung zurückzulegen. Manche besonders inbrünstige Pilger arbeiten sich auf diese Weise siebenmal um die Stadt. Andere messen den Weg nicht nach ihrer Körperlänge, sondern nach der Breite ihrer Gesichter; sie berühren mit der Stirn den Boden, wechseln dann den Platz seitwärts und drücken ihr Gesicht neben die Stelle, die sie eben berührt haben. Um die Tour um Lhassa auf diese Art zu machen, gebraucht

der Pilger einen Monat. Die Methode ist viel länger, aber nicht annähernd so schmerzlich wie die andere.

Sehr zahlreich sind auch jene absonderlichen Schwärmer, die durch unverwandtes Anschauen ihrer Nasenspitze oder irgendeines anderen Gegenstandes den Geist von allen weltlichen Dingen abzulenken suchen, in der Hoffnung, durch Ertötung aller menschlichen Regungen Anspruch auf himmlische Glückseligkeit zu erwerben.

Zu welchen Verirrungen solcher Drang führte und in den orientalischen Ländern noch heute führt, ist aus den Schilderungen jener Reisenden zu ersehen, die in Tibet und China vor den vermauerten Aufenthaltsorten solcher Asketen standen, in denen sie, je nach der Größe ihrer Gelübde, zehn, zwanzig, dreißig Jahre unter allerhand Selbstkasteiungen und im ewigen



Fakir mit vergrabenem Kopf.

Wiederholen des Satzes verbrachten: „Om mani padme hum", „O du Juwel in der Lotusblume!" —

Der bekannte schwedische Forscher Sven Hedin hat in seinem vielgelesenen Werke „Trans-Himalaja" solchen von religiösem Wahnsinn Umfangenen ein ganzes Kapitel gewidmet. In demselben berichtet er von einem dieser eingemauerten, in steter Finsternis lebenden „Heiligen", daß derselbe 69 Jahre in solcher schrecklichen Einsamkeit verbrachte, vor seinem Ende aber den Wunsch geäußert habe, noch einmal die Sonne zu sehen.

Ein in London erschienenes Buch „The Mystics, Ascetics and Saints of India" von J. Campell-Oman läßt uns weitere Blicke in die Welt dieser seltsamen Büßer, Wundertäter und Heiligen tun, auch gibt es überraschende Aufschlüsse über die Triebfedern ihrer Handlungen. Ist bei vielen religiöse Inbrunst das treibende Motiv, so ist es bei anderen der Hang, mühelos ihr Dasein zu fristen. In sehr zahlreichen Fällen ist Habgier der Zweck solcher Selbstquälereien. Wieder andere unterwarfen sich dem Märtyrertum, um Geld genug zu sammeln, um damit 10000 Brahminen oder Priester zu unterhalten, oder um irgendwo

ein Kloster oder einen Tempel erbauen zu lassen. Denn wer ein religiösen Zwecken dienendes Gebäude errichten läßt, sichert sich nicht nur seine eigene Rettung und Seligkeit, sondern auch die seiner Großeltern und die von acht zukünftigen Generationen. Wer das Geld für einen Tempel für Krischna stiftet, dessen Erbsünden von sieben Geburten her werden ausgetilgt, obendrein werden alle Vorfahren aus der Hölle gerettet. Infolge solcher Verheißungen entstehen durch religiösen Eifer und Aberglauben immer neue Tempel und Klöster, und durch ihre Vermehrung wird wieder das Heer der Bettler und „Heiligen“ größer.

Solcher Art waren auch die Menschen, die den von ähnlichen Beweggründen getriebenen „Heiligen“ des Christentums als nachahmenswerte Vorbilder erschienen.



In ewigem Schweigen.

ZWEITES BUCH

DAS ERSTE JAHRTAUSEND DES CHRISTENTUMS

Den vielen überaus mannigfaltigen Religionen des Altertums, von denen jede den Anspruch erhob, die einzig wahre, die allein seligmachende zu sein, reihten sich zu jener Zeit, als das kaiserliche Rom auf dem Gipfel seiner Macht stand, zwei weitere Glaubensbekenntnisse an: das Christentum und der Islam. Beide entsprangen dem Orient, dem Semitentum, und beide gewannen im Laufe der Zeit weite Verbreitung und viele Millionen von Anhängern.

Als Stifter des Christentums gilt Jesus, zweifellos die meist umstrittene Figur der Weltgeschichte. Von allen gläubigen Christen als der von einer Jungfrau geborene Sohn des jüdischen Gottes Jahve verehrt und gepriesen, wird sein Erdendasein von zahlreichen modernen Forschern geradezu bestritten. Er habe in Wirklichkeit nie gelebt, sondern sei gleich Moses, Homer, König Arthur und Wilhelm Tell lediglich als ein Produkt kritikloser Legendenbildung zu betrachten, deren Ursprung auf die Verehrung des ägyptischen Sonnengottes Osiris und der asiatischen Lichtgötter Krischna und Mithra zurückzuführen sei. Andere wieder wollen in Christus einen jener Wanderprediger erblicken, an denen die Länder des Orients von jeher so überaus reich waren. Auch hat es nicht an Bemühungen gefehlt, ihn mit verschiedenen geschichtlich beglaubigten Persönlichkeiten des Altertums zu identifizieren, wie z. B. dem aus Kappadozien stammenden Apollonius von Tyana, der im Jahre 2 vor unserer heutigen christlichen Zeitrechnung geboren wurde und viele Länder des Orients, vor allem Indien besuchte, um dort die Geheimnisse der Magie und Zauberkünste zu erlernen. —

Es gehört nicht zu den Aufgaben dieses Buches, in diese oft mit größter Schärfe geführten Streitfragen einzugehen. Tatsache ist es, daß alle christlichen Völker mit dem Erscheinen Jesu ihre Zeitrechnung beginnen. Ferner, daß sein Handeln, so wie es in den verschiedenen Büchern des Neuen Testaments geschildert ist, in schroffem Gegensatz zu jener Selbstsucht und Machtgier stand, welche die hervorstechendsten Züge der Schamanen, wie auch der Priester des Altertums bildeten. Dem Neuen Testament zufolge wäre auch der Gedanke an ein Priesterreich, an einen irdischen Gottesstaat von Jesus schroff abgelehnt worden, und zwar mit den Worten: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!“ —

Wie aber die Bücher des Neuen Testaments in ihren Mitteilungen über das Leben Jesu keineswegs allenthalben übereinstimmen, so ist es ebenso eine Tatsache, daß schon während der ersten beiden Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung auch eine jede der vielen verschiedenen christlichen Sekten und Sektchen, die sowohl in den Ländern des Orients wie des Abendlandes entstanden waren, sich ein anderes Bild von dem angeblichen Stifter des Christentums geschaffen hatte, und daß jede dieser Sekten von den in ihrem Dienst stehenden Priestern bei der Behandlung des Lebens Jesu die Anwendung ihrer eigenen Auffassung verlangte.

Wie die Person Christi, so ist auch der Ursprung der ersten christlichen Gemeinden mit Legenden aller Art umwoben. Das griechische Wort „Chrestus" oder „Krestus" bedeutete ursprünglich etwas „Besonderes", „Ausgezeichnetes", „Angenehmes". In diesem Sinne wurde es nicht nur auf manche Gottheiten und Personen angewendet, sondern auch von verschiedenen religiösen Sekten angenommen, deren Mitglieder sich für besondere, bessere Menschen hielten. So nannten sich beispielsweise in Ägypten die Verehrer des Gottes Serapis „Christians"; ebendaselbst wurde auch Osiris „Chrestos" = der „gütige Gott" genannt.

Nach den Acta Apostolorum XI, 26 wäre die Bezeichnung „Christen" auch von einer in Antiochien entstandenen Sekte angenommen worden, deren Mitglieder sich als Brüder betrachteten, die sowohl in ihren Rechten wie in ihren Pflichten einander gleichstanden. Daß das Ur-Christentum ebensowenig wie heute eine einheitliche Glaubensgemeinschaft bildete, wird klar, wenn wir nur einige der wichtigsten Sekten nennen, die während der ersten Jahrhunderte der heutigen Zeitrechnung bestanden. Da waren zunächst die Galiläer oder Nazarener, die nicht nur an allen mosaischen Gesetzen, sondern auch an der Beschneidung festhielten. Neben ihnen bestanden die Ebioniten, die sich mit diesem Namen als die in Entsagung und Armut lebenden frommen Christen bezeichnen wollten. Die Gottheit Christi leugnend, verehrten sie ihn bloß als einen Menschen, der bei seiner Taufe mit göttlichen Kräften ausgestattet worden sei und als Messias wiederkommen werde, um ein neues irdisches Reich aufzurichten. Da waren ferner die Gnostiker, die sich in einen aus orientalischen und hellenischen Anschauungen zusammengesetzten Philosophenmantel hüllten, sich als die „Erkennenden" betrachteten und wissensstolz auf die Menge der „unwissenden Gläubigen" herabblickten. Ihren Anschauungen zufolge habe der Gegensatz zwischen Gut und Böse, zwischen einem Reich des Lichtes, des Geistes und einem Reich der Finsternis, der Materie, von Ewigkeit her bestanden. Die Menschen, aus Geist und Materie zusammengesetzt, seien teils dem Reich der Finsternis verfallen, teils aber Geistesmenschen und daher erlösungsfähig. Zu diesen Letzteren komme einer der obersten Geister des Lichtreiches,

Christus, um ihnen zu verkündigen, daß sie vom Reich des Lichtes herstammen und zu demselben zurückkehren könnten. Diejenigen, welche sich durch diesen Christus auf dem Wege der Entsagung und geistigen Einkehr führen ließen, würden aus der Materie zum Lichtkreis emporsteigen, wogegen die anderen mit der ganzen Materie zuletzt in das wesenlose Nichts zurückfallen müßten. —

Da waren ferner die Montanisten, wilde überspannte Schwarmgeister, die sich neuer Offenbarungen rühmten und ihren Namen von dem Phrygier Montanus entlehnten, der sich selber als der von Gott gesendete Tröster (Johannes 14, 26) ausgab und die Heiligkeit des Lebens in der Kirche durch strenge aszetische Gebote, Fasten und Ringen nach der Ehre des Martyriums sofort verwirklichen wollte. Weiter wären zu nennen die Manichäer, eine Sekte, die von einem im Mithradienst und im gnostischen Christentum emporgewachsenen persischen Magier namens Mani gegründet wurde in der Absicht, Parsismus und Christentum in einer Weltreligion zu vereinen. Neben dem Glauben an einen Gott und sein Lichtreich betonten die Manichäer auch den Glauben an ein ebenfalls ewiges, aber bösartiges Wesen, aus dessen Macht der in einem Lichtkörper aus der Sonne herabgestiegene Christus die Seelen der Gläubigen befreien werde, um sie ins Lichtreich zurückzuführen. Da waren ferner noch die Doketisten, Sabellianer, Modalisten, Patripassianer, Novatianer, Meletianer, Donatisten und andere mehr.

In die mannigfachen Glaubensanschauungen dieser verschiedenen christlichen Sekten einzugehen, würde zu weit führen. Dagegen ist die Tatsache festzustellen, daß jede dieser Sekten vermeinte, den allein wahren Glauben zu besitzen und daß die Mitglieder aller anderen Sekten „Häretiker", das heißt Anhänger von Irrlehren seien und deshalb rücksichtslos bekämpft werden müßten. —

Aus diesen vielartigen Sekten heraus erwuchs durch den Gedankenaustausch führender Männer, wie Irenäus, Tertullian, Origenes u. a. allmählich eine Theologie, die das Gemeinsame in den verschiedenen Anschauungen in eine feste Formel zu fassen suchte, die allen rechtgläubigen Christen als ein geheimes Erkennungsmittel dienen könne. So entstand schließlich das „Apostolische Symbolum", das einmütige Glaubensbekenntnis einer allgemeinen katholischen Kirche, in der allein die Wahrheit und das Heil zu finden sei, eine Auffassung, die bereits im Jahre 250 durch Cyprian, den Bischof von Karthago, in dem Satz: „Extra ecclesiam nulla salus!" „Außerhalb der Kirche kein Heil!" zum Ausdruck gebracht war.

Die älteste, wohl auf Tertullian zurückzuführende Form des Glaubensbekenntnisses hatte folgenden Wortlaut: „Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, und an Jesus Christus, seinen einzigen Sohn, unseren Herrn,

geboren vom Heiligen Geist und der Jungfrau Maria; gekreuziget unter Pontius Pilatus; begraben und am dritten Tage auferstanden von den Toten; aufgefahren gen Himmel; sitzet zur rechten Hand Gottes, des Vaters, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten. Und ich glaube an den Heiligen Geist, an die Heilige Kirche, an die Vergebung der Sünden und an die Auferstehung des Fleisches.“ —

Dieses Bekenntnis wurde nur mündlich überliefert und mußte von allen Anhängern der katholischen Kirche geheimgehalten werden. Es wurde von allen gefordert, die sich taufen lassen wollten. Deshalb ging ein längerer Unterricht für die Katechumenen der Taufe stets voraus. Desgleichen entsagte der Täufling dem heidnischen Leben, den heidnischen Göttern und dem Satan. Auch hatte er sich einer Beschwörung zu unterwerfen, durch welche der dem Ungetauften innewohnende böse Geist vertrieben und dem Heiligen Geist gleichsam Raum geschafft werden sollte. „Fahre aus, du unreiner Geist, und gib Raum dem Heiligen Geiste!“, so befahlen die Exorzisten, die im katholischen Klerus der ersten Jahrhunderte eine eigene Klasse bildeten. Die Taufe geschah darauf in der Regel durch dreimaliges Untertauchen; bei Kranken begnügte man sich jedoch auch mit dreimaliger Besprengung. Mit der Taufe verband sich die Salbung mit Öl und die Handauflegung. —

Zur Ausübung ihrer gottesdienstlichen Handlungen fanden die Anhänger dieser katholischen Glaubensgemeinschaft sich anfänglich in den Wohnungen solcher Mitglieder zusammen, die für derartige Zwecke geeignete Räumlichkeiten zur Verfügung stellen konnten. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Eintracht wurden allgemein geachtete Mitglieder als „Presbyter“ oder „Älteste“ erwählt. Daneben kam die Bezeichnung „Episkopi“ oder „Vorsteher“ auf.

In der ersten Zeit konnten noch einfache Mitglieder der Gemeinden beim Gottesdienst das Wort ergreifen, sowohl in Rede wie in Gebet. Auch konnte jeder Christ in gültiger Weise die Taufe vollziehen und die Feier des Abendmahls leiten, denn noch galt die angeblich Jesu zugeschriebene Bestimmung: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen!“ Aber diese selbständige Beteiligung der Gemeindemitglieder wurde mehr und mehr durch die Presbyter und Episkopi zurückgedrängt, welche anfingen, sich als die berufenen Vorsteher der Kirchengemeinden zu betrachten und als solche die ausschließliche Leitung der gottesdienstlichen Handlungen übernahmen.

Als später mehrere beieinanderliegende Gemeinden sich unter die Leitung eines Episkopus oder „Bischofs“ stellten, steigerte sich auch das Ansehen dieser Vorsteher, und die Gemeinden gewöhnten sich daran, in denselben zugleich ihre geistlichen Berater und Oberherren zu sehen. Natürlich

trugen die Bischöfe selbst dazu bei, ihre Gemeinden zu der Anschauung zu erziehen, daß sie nicht bloß Vorsteher der Gemeinde, sondern in erster Linie auch Vertreter Gottes seien, der ihnen zur Ausübung ihres Amtes die nötige Befähigung verleihe. So kam es, daß sich im Lauf der Zeit aus den Presbytern und Episkopi ein organisiertes Priestertum entwickelte, dessen Angehörige sich als Vermittler zwischen Gott und den Menschen betrachten ließen und einen besonderen Stand, den „Klerus", bildeten, im Gegensatz zu den Laien oder dem Volke.

Mit dieser Scheidung begannen aber auch in diesem Klerus sich jene üblen Eigenschaften zu zeigen, die für das Priestertum fast aller religiösen Glaubensgemeinschaften bezeichnend sind: Rechthaberei und Herrschsucht. Auch die katholischen Priester hielten sich berufen, die gesamte übrige Menschheit dahin zu bekehren, daß ihr Glaube der allein rechte sei und daß vor ihm alle anderen Bekenntnisse und Sekten weichen müßten. Dieses Verlangen führte nicht nur zu schweren Konflikten mit den verschiedenen anderen christlichen Sekten, sondern auch mit den weltlichen Beherrschern des Römischen Reiches, die von jeher darauf bedacht waren, in ihrem weiten, von so vielen verschiedenartigen Völkerschaften bewohnten Reich den Geist der Duldsamkeit, vornehmlich in religiösen Fragen, aufrechtzuerhalten.

Gibbon in seinem Werk „Decline and Fall of the Roman Empire" sowie J. B. Bury, Geschichtsprofessor an den Universitäten Oxford und Cambridge, haben dargelegt (der letzte in seinem meisterhaften Werk „A History of Freedom of Thought" [Neuyork und London, 1913]), daß gerade die dem Judentum entsprungenen christlichen Sekten in ihrer feindseligen Ablehnung aller anderen religiösen Anschauungen und Gebräuche das Judentum noch weit übertroffen hätten und daß infolgedessen die römischen Kaiser sich wiederholt genötigt sahen, an die Christen scharfe Ermahnungen ergehen zu lassen. Ein im Jahre 311 für die östlichen Provinzen des Reiches bestimmter Erlaß besagte, daß es der besondere Wunsch der Regierung sei, jene Christen, die sich verleiten ließen, von dem Glauben und den religiösen Zeremonien ihrer jüdischen Vorfahren abzufallen und dabei auch alle älteren Anschauungen und Bräuche zu verachten, auf den Weg der Vernunft und Natur zurückzuführen. Manche dieser Christen hätten sich sowohl wegen ihrer törichten Ansichten und übertriebenen Forderungen, wie auch wegen ihres Zusammenschlusses zu besonderen Vereinigungen oder Sekten mancherlei Ungelegenheiten und Verfolgungen ausgesetzt. Ja, manche, die in ihrer gottlosen Torheit verharrten, seien infolgedessen getötet worden. Nichtsdestoweniger sei man gesonnen, auch diesen Christen gegenüber die gewohnte Nachsicht walten zu lassen. Man erlaube ihnen deshalb, an ihren privaten Meinungen festzuhalten und ohne Furcht vor Bedrückungen an ihren Versammlungsorten zusammenzukommen, unter der Voraussetzung jedoch, daß

auch sie die schuldige Achtung vor der Regierung und den bestehenden Gesetzen bewahren würden. —

Die in diesen Erlassen gerügte Unduldsamkeit der christlichen Sekten widereinander und gegen Andersgläubige verstärkte sich aber im Lauf der Zeit, je mehr es ihren Bischöfen gelang, auf die jeweiligen Beherrscher des Römischen Reiches Einfluß zu gewinnen. Schon bald nachdem der von seiner zur Christin gewordenen Mutter Helena stark beeinflußte Kaiser Konstantin sich im Jahre 337 hatte taufen lassen, forderten Christen die Vollziehung der alttestamentlichen Strafgerichte gegen Götzendienst. Die Tempel, in denen man bisher Jupiter und den anderen Göttern Griechenlands und Roms geopfert hatte, wurden auf ihr Verlangen geschlossen. Nur in Rom selbst wurde diesen altväterischen Gottheiten eine der Majestät des römischen Volkes zugestandene Freistätte gelassen. —

Zur Besprechung gemeinsamer Angelegenheiten und zur Auslegung der oft streitigen Aussprüche und Lehren Jesu versammelten die Bischöfe bestimmter Bezirke sich mit anderen Abgeordneten der Gemeinden wenigstens einmal jährlich in sogenannten Provinzialsynoden. Allmählich wußten aber die Bischöfe die Gemeindeabgeordneten von diesen Versammlungen auszuscheiden, so daß schließlich die Gemeinden auf solchen Synoden nur noch durch die Bischöfe vertreten waren. Eine weitere mächtige Steigerung des Ansehens dieser Bischöfe erfolgte, als der Kaiser Konstantin das Christentum zur Staatsreligion erhob. Er ließ sich dabei von dem Wunsche leiten, daß das ganze Römische Reich durch eine gemeinsame Religion enger verbunden werden möge.

Fortan betrachteten die römischen Kaiser sich sowohl als Beschützer der christlichen Kirche, wie auch als deren Oberhäupter mit dem Titel Pontifices maximi. Als solche ordneten sie nicht nur nach ihrem Gutdünken die Kirchensynoden an, sondern präsidierten in denselben auch durch einen Kommissarius oder Bevollmächtigten. Die Beschlüsse solcher Synoden wurden von den Kaisern bestätigt. Diese waren es auch, welche neuerwählten Bischöfen die Investitur erteilten, die Befugnis, ihr Amt antreten und ausüben zu dürfen.

Als Zeichen ihrer Würde empfingen die Bischöfe bei dieser Feierlichkeit aus der Hand des Herrschers oder seines Vertreters einen Ring als Symbol der engen Verbindung des Bischofs mit der Gemeinde, ferner einen Hirtenstab als Symbol seiner Würde und Fürsorge über die Gemeinde. Da mit der Investitur auch die Belehnung mit den innerhalb der Provinz gelegenen Kirchengütern und ihren Einkünften verbunden war, so mußten die Bischöfe den Kaiser als obersten Lehnsherren anerkennen und ihm den Lehnseid leisten.

Als Konstantin die Geistlichen von allen Abgaben befreite, sogar einen

Teil der Staatseinkünfte zu ihrem Unterhalt bestimmte und ihnen obendrein gestattete, Schenkungen und Vermächtnisse anzunehmen, da ward der Kaiser vom Priestertum als ein wahrer „Gnadenborn“ gefeiert und gepriesen.

Im Lauf der Zeit zeigte es sich aber, daß infolge solcher Vergünstigungen die Herrschsucht und Habgier der christlichen Priester sich zu steigern begannen. Schon im Jahre 341 wurde auf der in Antiochien abgehaltenen Synode allen Geistlichen geringen Grades von den Bischöfen verboten, sich in kirchlichen Angelegenheiten ohne bischöfliche Erlaubnis an den Kaiser zu wenden. Wenig später maßten sich die in den Hauptstädten der Provinzen



Investitur eines Bischofs durch den Kaiser.
Nach einer Malerei in einem Kodex des X. Jahrhunderts.

residierenden Bischöfe auch eine Oberhoheit über die Bischöfe der kleineren Städte an und ließen sich „Metropoliten“ nennen. Von diesen wieder warfen sich einige Metropoliten zu geistlichen Oberherren ganzer Ländergebiete auf und nahmen den Titel „Patriarchen“ an. Zur Zeit des Kaisers Theodosius II. gab es deren fünf. Ihre Sitze waren Konstantinopel, Antiochien, Jerusalem, Alexandria und Rom. Da Rom als Hauptstadt der damaligen Welt galt, so konnte es nicht ausbleiben, daß die dortigen Patriarchen bald mit der Prätension hervortraten, sämtliche Priester und Fürsten der Christenheit unter ihre besondere Oberhoheit zu bringen. Sie suchten diese Ansprüche damit zu begründen, daß Petrus, der von Jesus zum obersten der Apostel gemacht worden sei, später Bischof in Rom gewesen wäre, wes-

halb seine Nachfolger als die „allein wahren Statthalter Gottes“ betrachtet werden müßten.

So wenig erbaulich diese mit grimmiger Erbitterung geführten Kämpfe zwischen den um die Oberherrschaft ringenden Kirchenfürsten verliefen, so wenig erbaulich wirkten auch die endlosen theologischen Zänkereien, die sich auf den Reichssynoden, den sogenannten Konzilien, abspielten. Diese Konzilien sollten hauptsächlich dazu dienen, Klarheit über die von der Kirche anzunehmenden Lehren, über die Gestaltung des Gottesdienstes und andere die gesamte Christenheit betreffenden Angelegenheiten herbeizuführen. Das erste dieser Konzilien, auf denen nur die Bischöfe Sitz und Stimme hatten, wurde im Jahre 325 vom Kaiser Konstantin nach der in Kleinasien gelegenen Stadt Nizäa einberufen und vom Kaiser Konstantin persönlich eröffnet. Über 300 Bischöfe hatten sich eingestellt. Wie wenig klar dieselben sich aber noch über die Person Jesu, des angeblichen Stifters der christlichen Kirche, waren, zeigten die scharfen Redeschlachten, die über die ihm anzuweisende Stellung entbrannten. Arius von Alexandria hatte die Lehre aufgestellt, Gott allein sei der unerzeugte ewige Urgrund des Weltalls. Sein Sohn hingegen sei von Gott gezeugt und erschaffen worden. Es habe demnach eine Zeit gegeben, wo er noch nicht vorhanden war. Deshalb sei er auch nicht ewig gleich dem Vater, sondern ein durch den Willen, das Wesen des Vaters entstandenes Geschöpf und darum dem Vater nicht wahrhaft gleich, sondern untergeordnet, obwohl er Gott zu nennen und als solcher anzubeten sei. Seinem Wesen nach sei der Sohn veränderlich, vom Vater vollständig verschieden und mit göttlicher Würde nur ausgezeichnet worden, weil der Vater von Anfang an vorausgesehen habe, daß er gut bleiben werde.

Wegen dieser Ansichten war Arius schon im Jahre 321 seines Amtes in Alexandria entsetzt und aus der dortigen Kirchengemeinschaft ausgestoßen worden. Da aber viele Bischöfe für ihn Partei ergriffen, so kam es in Nizäa über das Wesen Jesu zu äußerst heftigen Debatten. Als hauptsächlichster Gegner der Auffassung des Arius verfocht der gleichfalls aus Alexandria stammende Athanasius die volle Gottheit Christi. Der Streit drehte sich schließlich um die Frage, ob Jesus dem Gottvater als „wesensgleich“ (griechisch: homousios) oder als „wesensähnlich“ (homoiusios) anzusehen sei. Durch Ausmerzung des Buchstabens i vor dem usios wurde endlich bestimmt, daß Jesus seinem Vater wesensgleich sei. Er sei aus dem Wesen des Vaters hervorgegangen, sei Gott von Gott, Licht vom Lichte, wahrer Gott vom wahren Gotte und demnach Gott gleich. —

Eine notwendige Folge dieser Zwistigkeiten war die Frage, wie es mit dem „Heiligen Geist“ zu halten sei. Manche der Kirchenväter hielten denselben für eine Gott zwar gleichstehende, doch ihm untergeordnete Persönlichkeit, für ein Einzelwesen; andere dachten sich ihn als eine besondere

Gottheit; wieder andere betrachteten ihn als eine von Gott ausgehende Wirkung, die von Ewigkeit her durch den Willen Gottes bestanden habe. Daneben gab es auch manche, die aus Scheu vor der Heiligen Schrift gar keine Meinung zu äußern wagten oder aus Furcht vor dem Kaiser mit ihrem Urteil klug zurückhielten.

Infolgedessen gelangte man auf dem Konzil zu Nizäa betreffs des Heiligen Geistes noch nicht zu einer endgültigen Entscheidung. Seinetwegen kam es auch noch auf dem 56 Jahre später, Anno 381, in Konstantinopel ab-



Die Heilige Dreifaltigkeit.
Teil eines Holzschnittes aus "Wernherus, Liber deflorationum" vom Jahre 1494.

gehaltenen zweiten Konzil zu einem gewaltigen Krach, als der Bischof Macedonius meinte, daß der Heilige Geist nicht Gott, gleich dem Sohn sei, daher auch nicht „Herr“ genannt oder göttlich verehrt werden dürfe, sondern ein Geschöpf und Diener des Vaters sei. Dagegen bestimmte das Konzil nach langwierigen Streitereien, der Heilige Geist sei lebendigmachend vom Vater ausgegangen, darum Herr und ebenso wie der Vater anzubeten und zu verehren.

Die Benennung „Gott“ und das Prädikat der Wesensgleichheit mit Vater und Sohn wagte selbst dieses Konzil dem Geiste noch nicht zu geben; doch wurde beides schon damals als rechtgläubige Meinung betrachtet. Ihren vor-

läufigen Abschluß erhielt die orthodoxe Lehre vom Heiligen Geist im Abendlande durch den von Augustinus ausgesprochenen Satz, daß der Heilige Geist nicht bloß von Gott, sondern auch vom Sohne ausgehe. Dieses Ausgehen dachte man sich als ein Aushauchen von seiten des Vaters und des Sohnes (spiratio activa), im Gegensatz zu der Zeugung des Sohnes durch den Vater.

Auf diese Weise wurde der Streit um das große Mysterium des Christentums, die Lehre von der Dreieinigkeit oder Dreifaltigkeit, einstweilen beigelegt. Da man sich über die „Person" des Heiligen Geistes doch nicht ganz klar werden konnte, so wurde diese Person auf bildlichen Darstellungen neben den Figuren Gottvaters und des Sohnes vielfach als eine weiße vom Himmel herabschwebende Taube verkörpert. Oder man stellte die Dreieinigkeit in drei nebeneinandersitzenden, vollkommen gleichsehenden Personen dar. Mitunter aber auch als eine einzige Figur, die mit drei Gesichtern ausgestattet ist*).

Auch über die Stellung, die man Maria, der Mutter Jesu, anweisen solle, entspannen sich endlose Streitigkeiten, zumal als Nestorius, der Patriarch von Konstantinopel, die Ansicht äußerte, daß man die Jungfrau Maria nur „Christusgebärerin", nicht „Gottesgebärerin" nennen dürfe. Er wollte damit die menschliche Natur in Christo gewahrt wissen. Cyrillus, Bischof in Alexandrien, betonte dagegen, daß die menschliche Natur und die göttliche Natur in Christo so ineinandergemischt seien, daß man sie gar nicht unterscheiden könne und daß die menschliche Natur von der göttlichen Natur gleichsam ganz verschlungen sei. Diese Ansicht wurde von Eutyches, einem Abt in Konstantinopel, noch überboten, indem er Christum gar mit einem Leib höherer Art geboren sein ließ. Eine vorläufige Entscheidung wurde durch einen Brief des Bischofs Leo von Rom herbeigeführt, dementsprechend das Konzil zu Chalzedon im Jahre 451 festsetzte, daß in Christo zwei Naturen unvermischt und ungeändert, aber auch ungeteilt und ungetrennt enthalten seien. Maria wurde darauf der Name „Mutter Gottes" oder „Gottesgebärerin" beigelegt, weil in diesem Begriff liege, daß Maria den Gottmenschen nicht nur gebar, sondern auch als solchen empfing; denn die Mutterschaft setzte ein mit der Empfängnis. Nur so sei die Mutterschaft zugleich Muttergottesschaft geworden. Von da ab fing man auch an, die ewige Jungfrauschaft der Maria als Glaubenslehre zu verfechten und diejenigen als Widersacher der „Heiligen Jungfrau" zu verdammen, welche Maria als wirkliche Ehefrau Josephs betrachteten. So wurde Helvidius von

*) Abbildungen derartiger Wandgemälde in frühmittelalterlichen Kirchen finden sich in dem von A. N. Didron veröffentlichten Werk „Iconographie Chrétienne" (1843), p. 565—604. Ferner in G. G. Goultons „Five Centuries of Religion" (1923), p. 47—49.

seinem Kollegen Hieronymus mit maßloser Heftigkeit angegriffen und als ein verruchter Ketzer gescholten, als er die Ansicht auszusprechen wagte, daß Maria, nachdem sie Jesu das Leben gegeben, Joseph noch weitere Kinder habe gebären können.

Im weiteren Lauf der Jahrhunderte wurde Maria an die Spitze aller Engelscharen und Heiligen gestellt. Sie galt als die Himmelskönigin, deren Fürbitte von allen erfleht wurde, die sich bedrängten Herzens an den Gottvater oder seinen Sohn wenden wollten. —

Von welch unduldsamem Geist die bereits erwähnten Konzilien beherrscht wurden, zeigt die Tatsache, daß viele der nach Klarheit und Wahrheit strebenden Teilnehmer von ihren Brüdern in Christo wegen ihrer angeblichen Irrlehren verdammt und verbannt wurden. Ein solches Schicksal traf in erster Linie Arius aus Alexandrien. Während man seine Schriften den Flammen übergab, wurde er selber nach Illyrien verbannt. Athanasius, nachmals Bischof von Alexandria, mußte nicht weniger als fünfmal in die Verbannung gehen. Da man seine scharfe Dialektik fürchtete, sandte man ihn nach Trier, an die äußerste Grenze des damaligen Römischen Reiches. Manche andere, wie Nestorius, Diodor, Theodoret und Ibas wurden gleichfalls als ehrlose, fluchwürdige Ketzer verdammt. Nestor starb in einer Oase der Wüste Afrikas, wohin man ihn wegen seiner falschen Ansichten über die Gottesgebärerin verbannt hatte. Honorius von Rom wurde noch als verabscheuungswerter Ketzer gebrandmarkt, obwohl er schon längst im Grabe ruhte.

Da viele Anhänger der verbannten Kirchenväter trotzdem an ihren Lehren zäh festhielten und dieselben hartnäckig verteidigten, so kam es gar bald zu verschiedenen neuen Sektenbildungen, von denen besonders die Arianer, Athanasianer und Nestorianer weite Verbreitung fanden. Diese Sektierer bekämpften einander auf das heftigste ebensosehr mit angeblichen Beweisen aus der Heiligen Schrift, der Tradition und Dialektik, als mit Hofintrigen und wirklichen Waffen. Und wo es sich gar um Anhänger der alten griechischen und römischen Gottheiten handelte, verfuhren sie mit einem Fanatismus, der vor Tempelschändung und rohestem Blutvergießen keineswegs zurückschreckte.

All diese unerquicklichen Zustände veranlaßten den später zum Heiligen erhobenen Hilarius von Tours, an den Kaiser folgende Klage zu richten: „Wir haben gegenwärtig ebenso viele verschiedene Glaubensbekenntnisse als Meinungen, weil wir solche Bekenntnisse ebenso willkürlich aufstellen, wie wir sie ebenso willkürlichen Schiedssprüchen unterwerfen. Der ‚Homoiusios‘ wird bald abgelehnt, bald wieder angenommen, worauf von einer der folgenden Synoden die Frage abermals aufgenommen und erörtert wird, ob zwischen dem Gott-Vater und seinem Sohn nur eine teilweise oder eine völlige Wesensähnlichkeit bestehe. Schon allein diese Frage ist Gegenstand endloser

Streitigkeiten in diesen unglücklichen Zeiten. In jedem Jahr, nein, in jedem Monat erfinden wir neue Glaubensbekenntnisse und neue unbegreifliche Mysterien. Wir bereuen, was wir soeben getan haben, und verteidigen, was wir soeben bereuten. Wir verdammen jene, welche wir kurz vorher in Schutz nahmen; wir verurteilen die Meinungen anderer, obwohl die gleichen Meinungen in uns selber leben; und wir bekämpfen unsere eigenen Anschauungen, sobald wir sie bei anderen finden. Kurz, wir reißen einander gegenseitig in Stücke und verursachen dadurch unser aller Unheil!" —

Von welch grauenhaftem Haß manche dieser angeblichen Verkündiger der christlichen Liebe erfüllt waren, zeigt die Tatsache, daß, als im Jahre 336 der Kaiser Konstantin dem Bischof von Konstantinopel befohlen hatte, den aus der Verbannung zurückgekehrten Arius zum Abendmahl zuzulassen, dieser von seinen Gegnern vergiftet wurde. Die Wirkungen des ihm beigebrachten Giftes äußerten sich in wahrhaft entsetzlicher Weise, als Arius in feierlichem Geleite sich auf dem Wege vom kaiserlichen Palast zur Apostelkirche befand. Während die Gegner des Unglücklichen seinen Tod als ein gerechtes Gottesurteil erklärten, verdammten seine Anhänger das Ereignis als einen vorsätzlichen, niederträchtigen Mord. Infolgedessen kam es zwischen den beiden Parteien wiederholt zu blutigen Kämpfen. In einem derselben, wo es sich gleichzeitig um den Besitz der großen Kirche von Konstantinopel handelte, sollen 3150 Christen ihr Leben verloren haben. Bei einem anderen, inmitten der Kirche ausgefochtenen Streit wäre, dem Bericht eines zeitgenössischen Schriftstellers zufolge, das Blut gleich einem Bach aus dem Gotteshause in den es umgebenden Hof hinausgeflossen*).

Derartige Ausschreitungen gegen Andersgläubige, ja auch gegen alle in ihren Anschauungen von der „wahren katholischen Kirche" irgendwie abweichenden christlichen Sekten wiederholten sich mit erschreckender Häufigkeit, als der von der katholischen Kirche so hoch gepriesene, später sogar unter die Heiligen versetzte Augustinus im Anfang des 5. Jahrhunderts durch seine „Lehre vom Gottesstaat" („De civitate Dei") den Geist der Unduldsamkeit ungemein verschärfte. Er war es, der durch eine ganz verkehrte Auslegung der im Evangelium Lucae (14, 23) enthaltenen und Christus zugeschriebenen Worte: „Zwingt sie hereinzukommen!" die Ketzerverfolgungen theoretisch begründete und sie damit zur schauerlichen Praxis der katholischen Kirche machte.

Augustinus, im Jahre 354 in Tagaste bei Karthago geboren, war bis zum Eintritt in sein Mannesalter ein Wüstling gewesen. Später schloß er sich der bereits erwähnten Sekte der Manichäer an, wurde dann ein Zweifler, schließlich aber fanatisch katholisch. In der ersten Zeit nach seinem Übertritt zur

*) Joseph McCabe, „The Evolution of Christian Doctrine".

Orthodoxie war er, wohl in Erinnerung an seine eigenen Irrfahrten, für Milde und Nachsicht für Andersgläubige gewesen, auch weil durch Schreckensmaßregeln nur Heuchler erzeugt würden. Später aber behauptete er, eines Besseren belehrt worden zu sein; denn große Mengen von Heuchlern und Ungläubigen seien infolge solcher Strafdrohungen mit der Zeit doch zu wirklichen Christen geworden, und zwar durch allmähliche Gewöhnung und das beständige Anhören der Wahrheit. Deshalb fand er auch bald die Bestrafung, ja, die Hinrichtung von andersgläubigen Sektierern nicht nur zulässig, sondern sogar gerecht und zweckmäßig. Man dürfe kein Bedauern darüber empfinden, daß dadurch Tausende umkämen, da das Bewußtsein, noch weit mehr Tausende durch Rückführung zum allein rechten katholischen Glauben gerettet zu haben, einen viel größeren Trost gewähre. Den Vorwurf der Grausamkeit wies Augustin mit der Erklärung zurück, daß es ein weit grausameres Verbrechen sei, Ketzer für ewig zugrunde gehen zu lassen, als zu versuchen, durch scharfe Maßregeln ihr Heil herbeizuführen. Es sei daher vollkommen am Platze, daß solche Ketzer oder Irrgläubige, die nicht gerettet werden könnten und für andere ein Hindernis zum Erreichen ihres Heils bildeten, dem Flammentod und der Hölle überliefert würden. Auch der durch eine Leibesstrafe aus einem Saulus zum wahren Christen gewordene Paulus habe gelehrt, daß man bereit sein müsse, alle Ungehorsamen und Widerspenstigen zu strafen. (2. Kor. 10, 6.) Ferner sei durch Christi Beispiel bewiesen, daß es niemandem freistehe, nach seinem Gutdünken zu glauben oder nicht zu glauben, sondern daß die Kirche das Recht habe, Irrgläubige mit Strafen zu schrecken und zu züchtigen. Habe doch auch Gott, der die Menschen liebe, die ersten Sünder, Adam und Eva, mit Verbannung bestraft, ferner die Rebellen gegen die Priester des Alten Bundes, die Rotte Korah, von der Erde verschlingen lassen. Als man Augustin entgegenhielt, es sei in der Bibel kein Beispiel zu finden, daß die Könige der Erde von Gott aufgefordert worden seien, Strafgesetze zum Schutz der Kirche zu erlassen, erwiderte er, es sei damals die Zeit gewesen, wo der erste Vers des zweiten Psalmes gegolten habe: „Warum toben die Heiden“ usw.; seitdem aber die Kaiser christlich geworden seien, sei ein Hinweis auf die Verse 9 und 10 des gleichen Psalmes am Platz: „Du sollst sie mit einem eisernen Zepter zerschlagen, und wie Töpfe sollst du sie zerschmeißen. Werdet weise, ihr Könige!“ Pflicht der Könige sei es demnach, nicht bloß Diebstahl und Mord, sondern auch alles, was gegen den wahren Glauben und die Kirche verübt werde, zu bestrafen. Auch Christus habe durch den Apostel geboten, daß keine Spaltungen stattfinden sollten.

Zur weiteren Rechtfertigung seiner Ansichten stellte Augustin den Satz auf: „die Ketzerei und das Leben außerhalb der katholischen Kirche seien ein Verbrechen!“ Daß Augustin mit dieser Meinung

keineswegs allein stand, ergibt sich aus einem Ausspruch des Arcadius, der im Jahre 395 den Begriff der Ketzerei mit den Worten definierte: „Als Ketzer sind alle diejenigen zu betrachten und den gegen Ketzer erlassenen Strafgesetzen zu überantworten, welche auch nur in einem geringen Punkt von den Satzungen der katholischen Kirche abweichend befunden werden!“ —

Man ersieht daraus, daß schon vier Jahrhunderte nach Christi Geburt alle Vorbedingungen für die Ketzerverfolgungen des Mittelalters vorhanden waren. Schon damals kam es infolge so unerbittlich scharfer Verdammung aller Andersdenkenden zu wüsten Ausschreitungen. Wohl das abstoßendste Schauspiel dieser Art ereignete sich in Alexandria, wo im Jahre 415 der Patriarch Cyrillus den christlichen Pöbel zu brutalen Ausschreitungen gegen die noch am alten Götterglauben hängenden „Heiden“ wie gegen die in der Stadt ansässigen Anhänger anderer Sekten aufhetzte. Zu Tausenden wurden dieselben aus der Stadt vertrieben und ihre Tempel und Versammlungsorte zerstört und verbrannt. Vornehmlich richtete sich die Wut dieser Fanatiker auch gegen die in Alexandria seit sechshundert Jahren bestehende, weithin berühmte Philosophenschule. Die überaus reichhaltige Bibliothek und ein mit derselben verbundenes Museum wurden vernichtet. Die damalige Vorsteherin der Schule, die von allen hervorragenden Philosophen ihrer Zeit gefeierte Hypatia, eine der edelsten Frauengestalten des Altertums, wurde aus ihrem Wagen gerissen, in eine Kirche geschleppt und in rohester Weise erschlagen. Den Leichnam hackte man in Stücke und verbrannte dieselben auf dem öffentlichen Marktplatz zu Asche. —

Augustin war es auch, der die schon von Paulus und Origenes angedeutete Lehre von der Erbsünde und der Vorbestimmung oder Prädestination aufstellte und durchsetzte. Er behauptete, daß seit dem Sündenfall Adams die Menschen nicht mehr in der ursprünglichen vollkommenen Reinheit geboren würden, sondern daß jeder von Adam her die Erbsünde als eine unendliche Schuld mit sich trage; denn in Adam habe die ganze Menschheit gesündigt, da zwischen ihm und allen von ihm abstammenden Geschlechtern der innigste Zusammenhang bestehe. Obwohl der Mensch auch als Sünder nicht aufhöre, ein Geschöpf Gottes zu sein, so werde er von der Sünde doch in so hohem Grade beherrscht, daß er aus eigner Kraft unfähig zu wahrhaft Gutem sei. Aber Gott in seinem unerforschlichen, den Menschen verborgenen Ratschluß erwähle durch die Kirche manche Menschen, mache sie zu Empfängern seiner Gnade und führe sie zu ihrem Heil, zur ewigen Seligkeit. Andere hingegen überlasse er bei gleicher Schuld dem Verderben, dem ewigen Tode, der Verdammnis. Durch diese Vorausbestimmung wolle Gott an den einen seine Güte und Barmherzigkeit, an den anderen seine Gerechtigkeit offenbaren. —

Führte die Erörterung solcher Meinungen und Ansichten immer wieder

zu unerquicklichen, häufig in förmliche Prügeleien und brutale Gewalttätigkeiten ausartenden Streitereien, so wollte auch der Zank zwischen den Patriarchen von Konstantinopel und Rom für mehrere Jahrhunderte nicht zur Ruhe kommen. Es kam schließlich zu einem förmlichen Bruch zwischen den beiden Parteien, als die Patriarchen zu Rom, um ihren Ansprüchen auf die Oberhoheit über die gesamte christliche Kirche eine historische Begründung zu verleihen, eine Sammlung von etwa einhundert gefälschten Briefen und Urkunden verbreiteten, die von den allerersten Bischöfen Roms herrühren sollten. Nach diesen sog. „Pseudo-Isidorischen Dekretalien“ *) hatten angeblich die frühesten römischen Bischöfe bereits alle Oberherrschaftsrechte des späteren Papsttums. So wäre z. B. bestimmt worden:

„Die Fülle der Macht in allen Glaubenssachen und kirchlichen Angelegenheiten stehe dem Bischof von Rom allein zu. Er solle der Bischof der ganzen universalen Kirche sein; alle anderen Bischöfe wären nur seine dienenden Gehilfen; und jede Synode bedürfe der Genehmigung und Bestätigung des Bischofs in Rom, dessen Entscheidung bis zum Ende von jedem Einwand eines Irrtums unberührt bleibe.“ —

Unter diesen Dekretalen befindet sich auch eine gefälschte, angeblich vom Kaiser Konstantin vollzogene Urkunde, durch die er den Nachfolgern des ersten christlichen Bischofs in Rom, des Apostels Petrus, das ganze abendländische Reich sowie dessen Hauptstadt zugesichert habe. Obwohl die Apostelgeschichte von einem Aufenthalt des Petrus in Rom nichts zu melden weiß, das Verdienst, die christliche Gemeinde in Rom gestiftet zu haben, vielmehr Paulus zukommt, so betonten und behaupteten doch die Patriarchen Roms ihre Ansprüche auf die Oberleitung der gesamten christlichen Kirche mit solcher Hartnäckigkeit, daß die anfänglich von allen Seiten, namentlich auch von den Metropoliten und Patriarchen anderer Länder erhobenen heftigen Widersprüche allmählich erlahmten und endlich verstummten.

---

*) Die Urheberschaft dieser gefälschten Schriftstücke wurde irrtümlich dem berühmten Bischof Isidor von Sevilla zugeschrieben, der im Jahre 636 starb. Die Echtheit dieser Dokumente, auf welche die Päpste sich zur Begründung ihrer Ansprüche stets beriefen, wurde zuerst im 15. Jahrhundert von dem in Cus an der Mosel geborenen Kardinal Nikolaus Cusanus in Zweifel gezogen. Seitdem sind sie Gegenstand vieler Untersuchungen gewesen. Wie Professor Dr. Heinrich Wolf in seinem Werk „Weltgeschichte der Lüge“ (Leipzig 1922) hervorhebt, muß selbst die ultramontane Geschichtsschreibung die Fälschung zugeben. In neuester Zeit hatten aber die Ultramontanen sich zu der Behauptung verstiegen: Selbst unechten Dokumenten, wie den Pseudo-Isidorischen Dekretalen komme übernatürliche Beweiskraft zu, sobald sie einmal von der Kirche angenommen worden seien.

Nur die in Konstantinopel, der Hauptstadt des Oströmischen Reiches, sitzenden Patriarchen weigerten sich auf das entschiedenste, die Ansprüche ihrer Kollegen in Rom anzuerkennen. Sich als vollkommen gleichberechtigt mit denselben betrachtend, versagten sie denselben nicht nur Gehorsam, sondern beschuldigten sie auch des wissentlichen Betrugs, der Verfälschung des Glaubens und der Ketzerei und sprachen im Jahre 867 auf einem Konzil den Bann und die Absetzung über die römischen Patriarchen aus. Diese zahlten in gleicher Münze heim, indem sie über die Patriarchen in Konstantinopel gleichfalls den Bannfluch schleuderten und ihre Absetzung verfügten. Der Streit zog sich über mehrere Jahrhunderte hin und führte schließlich zu einer völligen, heute noch bestehenden Trennung in eine morgenländische oder griechisch-katholische Kirche mit dem Sitz in Konstantinopel und eine abendländische oder römisch-katholische Kirche mit dem Sitz in Rom. Um ihrem Anspruch auf die Oberhoheit in allen kirchlichen Angelegenheiten der Christenheit einen weiteren Ausdruck zu verleihen, ließen die Patriarchen Roms sich fortan Papa, „Vater" nennen.

In ihrem Verhältnis zu den weltlichen Herrschern strebten die Päpste Roms vorsichtigerweise für längere Zeit keine wesentlichen Änderungen an. Erwiesen die auf ihr Seelenheil bedachten Herrscher sich doch nach wie vor als „Gnadenborne", die mit dem Verleihen wichtiger Privilegien und reicher Stiftungen keineswegs kargten. Deshalb ließen die Päpste es vor der Hand auch ruhig geschehen, daß die Herrscher die Reichssynoden einberiefen, deren Beschlüsse bestätigten und den neuerwählten Bischöfen die Investitur erteilten. —

Wie die christlichen Priester zur Befriedigung ihrer Herrschsucht jede sich darbietende Gelegenheit ausnützten, so auch zur Befriedigung ihrer Habgier. Um die noch von tiefem Aberglauben umfangenen Großen des Reichs sowie die Mitglieder der Kirchengemeinden zu reichen Schenkungen und Vermächtnissen zu veranlassen, griffen sie auf die Vorstellungen der alten Ägypter und Perser zurück und beglückten die gläubige Menschheit mit der Lehre vom Fegefeuer.

Die Vorstellung von einem Ort, wo die Seelen der Menschen vor ihrem Eingang in das jenseitige Paradies einem Läuterungsprozeß unterworfen würden, war schon den alten Persern eigen. Zoroaster hatte eine Wanderung der Seelen durch zwölf Stufen hindurch angenommen, ehe sie vollständig gereinigt seien. Auch Plato hatte gelehrt, daß die Seelen so lange an einem dunklen Ort zurückgehalten würden, bis sie völlig makellos geworden seien. Die Ausbildung der eigentlichen Fegefeuerlehre geschah aber erst durch den Papst Gregor I., der in der Geschichte der römischen Kirche als „der Große" figuriert. Er saß auf dem päpstlichen Stuhl von 590—604.

Hatten die Parsen sich den Läuterungsprozeß der Seelen nur geistig gedacht, so gestaltete Gregor denselben nunmehr zu einem wirklichen „Reinigungsfeuer", zu einem „ignis purgatorius", durch das jede Seele für kürzere oder längere Zeit hindurchgehen müsse, um unbefleckt zum ewigen Leben zu gelangen. Gleichzeitig entwickelte Gregor aber auch den Gedanken, daß die Dauer und die schmerzlichen Zustände dieses Reinigungsprozesses abgekürzt und gemildert werden könnten, und zwar sowohl durch Gebete oder Messen wie durch Opfer, die von den Hinterbliebenen im Namen der Abgeschiedenen darzubringen seien. Da die Messen von den Priestern gelesen werden und von den Hinterbliebenen der Verstorbenen bezahlt werden müssen, so wurden die sogenannten „Seelenmessen" für die Priester eine ständig fließende Quelle unendlich reicher Einnahmen. Und obendrein für die gesamte Priesterschaft, die Hierarchie, ein weiteres Mittel zur Hebung ihrer Macht. Denn durch diese im kirchlichen Kultus eintretende Neuerung wurde auch die Kirche selbst in ihrem Wesen eine andere. An die Stelle des die Menschen befreienden Erlösers setzte sich nunmehr die Priesterschaft, welche das Opfer Christi täglich neu vollbringt. In den Augen der Gemeinde trat von nun an nicht mehr Christus, sondern der Priester als Vermittler des ewigen Heils in den Vordergrund. —

Zum unerschöpflichen Quell des Reichtums wurden, seitdem Kaiser Konstantin im Jahre 321 die volle Freiheit des „Letzten Willens" zum Besten der Kirche genehmigt hatte, auch die Vermächtnisse. Von nun an stellten die Priester sich der Vermächtnisse wegen so regelmäßig an Krankenlagern und Sterbebetten ein, daß bald niemand mehr zu sterben wagte, ohne der Kirche ein Legat vermacht zu haben. Diese Erbschleicherei wurde bald so schamlos betrieben, daß sie zu einem förmlichen Ärgernis wurde und die Kaiser Gratian und Valentian sich veranlaßt sahen, derselben durch scharfe Gesetze Einhalt zu tun. —

Aber nicht alle Herrscher waren energisch genug, derart das Priestertum in gewissen Schranken zu halten. Die meisten Kaiser, denen die Bischöfe mit allerhand Schreckbildern vom Fegefeuer und der Hölle zu Leibe rückten, waren schwach genug, um zu dem immer anmaßender werdenden Treiben der Priester und ihrem Streben nach Machterweiterung zu schweigen. Und so besteht die Lehre vom Fegefeuer noch heute und dient dem katholischen Priestertum als eines der hauptsächlichsten Mittel, die gläubige Menschheit von ihren Ersparnissen und irdischen Gütern zu befreien.

Um die ihrer Obhut sich anvertrauenden Gläubigen auch für alle anderen Ansprüche und Forderungen der Kirche gefügig zu machen, hatten die christlichen Priester natürlich auch den uralten, in fast allen orientalischen Bekenntnissen zu findenden Glauben an jenen Ort übernommen, wo Zweifler,

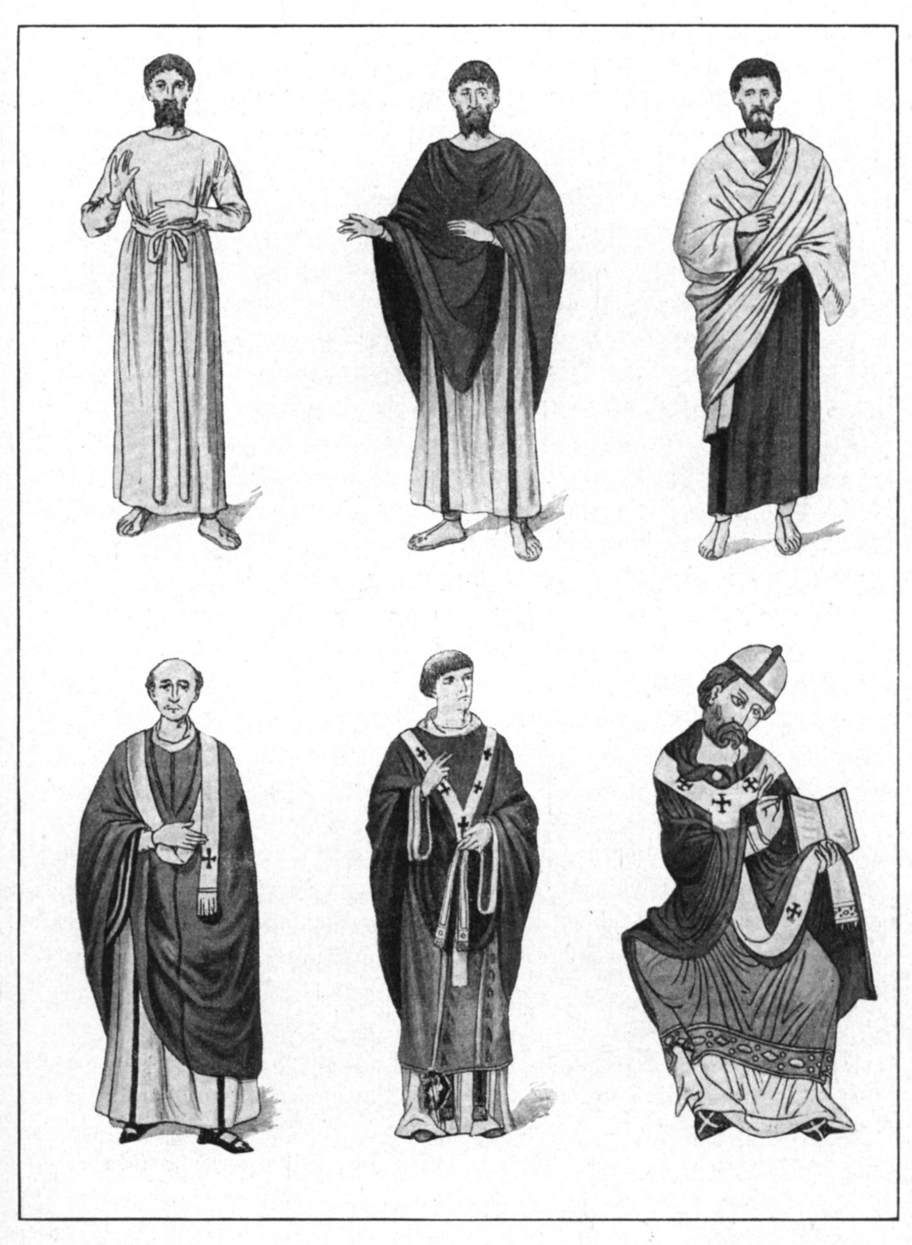
Ungläubige und Gottesleugner ihre ewigen Strafen empfangen. Die jüdische „Gehenna" wurde zur christlichen „Hölle", zum Schreckensreich des Satanas, des Fürsten der Finsternis, der von dort in tausendfachen Verkleidungen ausgehe, um die Menschen zur Sünde zu verführen. Wie in einem späteren Abschnitt dargelegt werden soll, empfingen die Hölle wie auch der Glaube an Satan, den Teufel, ihre volle Ausbildung allerdings erst durch die Päpste und die in ihrem Solde stehenden Poeten und Maler des Mittelalters. —

Noch eine andere der absoluten geistigen Knebelung aller Mitglieder der Kirche dienende Zwangsmaßregel wurde aus dem Judentum übernommen: der Kirchenbann, die Ausschließung aus der kirchlichen Gemeinschaft. Eine solche war schon im altjüdischen Gesetz als Strafe für Vergehen gegen die mosaischen Gebote vorgebildet. In den Händen der christlichen Kirchenväter und Päpste erlangte der Bann eine furchtbare Bedeutung. Man erfand zwei Grade desselben, den kleinen Bann (Excommunicatio minor) und den großen Bann (Excommunicatio major oder Anathema). Der erste schloß bloß die Teilnahme an den Sakramenten aus; der letzte hingegen verstieß den Gebannten ganz aus der Gemeinschaft der Gläubigen. Daß die Bischöfe, Patriarchen und Päpste der ersten Jahrhunderte solche Bannflüche sogar wider ihre Amtsbrüder erließen, um ihrem Mißfallen über diese oder jene nicht zusagende Handlung oder Glaubensformel Ausdruck zu verleihen, wurde bereits erwähnt. Daß dieser Bann den Päpsten des Mittelalters aber auch als Mittel diente, um sogar den Willen der stolzesten weltlichen Herrscher zu beugen, werden wir in späteren Kapiteln erfahren.

* * *

Zu allen Zeiten waren die Priester sich wohl bewußt, welch mächtigen Einfluß die Entfaltung von Pomp und Prunk auf empfängliche, sinnlich leicht erregbare Gemüter ausübt. Diese Beobachtung konnte auch den an den Höfen der prachtliebenden römischen Kaiser verkehrenden christlichen Bischöfen und Patriarchen nicht entgehen. Dementsprechend wurde die von den ersten Christengemeinden beobachtete Einfachheit der gottesdienstlichen Handlungen bald verlassen und die bisher gering geachtete, wohl gar verworfene Kunst in den Dienst der Kirche gestellt.

Um die Stimmung der Andächtigen zu erhöhen, ließen die Priester die Wände der in Kreuzform erbauten Basiliken oder Gotteshäuser mit Gemälden und Mosaikbildern schmücken, die das Leben Jesu verherrlichten. Die Lichtöffnungen wurden mit bunten Glasfenstern versehen, welche die Gestalten der zwölf Apostel oder solcher Heiligen zeigten, die für ihren Glauben gestorben waren. Zum Lob der Höchsten, der Dreieinigkeit, wurde der Kirchengesang eingeführt. Zum Ausüben der gottesdienstlichen Handlungen vertauschten die Priester ihre ursprünglich äußerst einfach gehaltenen Ge-



Die Entwicklung des päpstlichen Ornats. I.

Obere Reihe: Fig. 1. Vorsteher der Gemeinde in Rom, 1. Jahrh.; Fig. 2. Papst im 4. Jahrh.; Fig. 3. Papst im 5. Jahrh.

Untere Reihe; Fig. 4. Papst im 6. Jahrh.; Fig. 5. Papst im 9. Jahrh.; Fig. 6. Papst im 11. Jahrh.

wänder mit immer prächtiger werdenden Ornaten. Und um sich auch außerhalb der Kirche vom gewöhnlichen Volk, den Laien zu unterscheiden, folgten sie dem von den ägyptischen Isis-Priestern gegebenen Beispiel, ließen das Haupthaar abscheren (Tonsura) und nur einen schmalen Kranz von Haaren (Korona) stehen.

Auch manche, seit uralten Zeiten in den Tempeln Assyriens, Ägyptens, Palästinas, Griechenlands und Roms gebräuchlichen Einrichtungen wurden übernommen. Der dort zum Vertreiben böser Geister wie zum guten Vollbringen von allerhand Wundertaten stets reichlich verwendete Weihrauch begann zu dem gleichen Zweck auch in den christlichen Gotteshäusern emporzuwallen. Das in den Heiligtümern der jungfräulichen Göttin Vesta beständig unterhaltene Herdfeuer wurde zu dem noch heute in jeder katholischen Kirche brennenden „ewigen Licht". Zur Berufung der Gemeinde wie zur Abwehr von Gewitter und Hagelschlag erklang das Geläute der Glocken. Als Grabgeläute sollte es auch die den Körpern entwichenen Seelen vor den Anschlägen des Satans bewahren. Dem gleichen Zweck dienten die geweihten Kerzen, die von den Gläubigen im Innern der Gotteshäuser vor den Altären angezündet wurden und vor denen sie Gebete für das Seelenheil ihrer abgeschiedenen Angehörigen verrichten. Uralt orientalischen Ursprungs ist auch der sogenannte „Rosenkranz" (Rosarium), jene auf eine Schnur gezogene Reihe Perlen, deren die Anhänger der römischen Kirche sich noch heute bedienen, um eine bestimmte Anzahl von „Vaterunser" oder „Ave-Marias" zu beten. Auch die bei den alten Indern und Ägyptern gebräuchlichen Umzüge mit den Bildern oder den Symbolen der Gottheiten wurden durch die Priester in das Christentum eingeführt und zu eindrucksvollen Schaustellungen gemacht, die mit Aufwand großer Pracht verbunden waren. Derartige „Prozessionen" fanden und finden noch heute in allen katholischen Gegenden an den Festtagen der Kirche und den Jahresfesten bestimmter Heiligen statt.

* * *

Um die Zwecke der Kirche zu fördern, begannen die Leiter derselben sich auch schon sehr frühzeitig der Frauen zu bedienen, deren natürlicher Hang zum Wunderbaren, Phantastischen den Priestern aller Religionen ja von jeher eines der hauptsächlichsten Mittel zur Befestigung und Erweiterung ihrer Macht gewesen ist. Die farbenreiche, die Sinne berückende Pracht des Gottesdienstes, sowie die große Rolle, welche angebliche von Maria, von Heiligen und Märtyrern verrichtete Wundertaten in der christlichen Kirche zu spielen begannen, verfehlten nicht, auf die weiblichen Mitglieder dieser Kirche einzuwirken und sie zu eifriger Mitarbeit zu entflammen. Die findigen Priester ließen es sich dann angelegen sein, solche Helferinnen geschickt zu leiten. Waren es gar Fürstentöchter, so wurde ihre Vermählung mit heid-

nischen oder ketzerischen Machthabern herbeigeführt, um diese durch ihre Frauen für den christlichen Glauben zu gewinnen. Denn wenn es gelang, einen Herzog oder König zu bekehren, so war damit die Bekehrung eines ganzen Stammes oder Volkes angebahnt. Die Geschichte der Westgoten in Gallien und Spanien, der Ostgoten in Italien, der Burgunder und Franken enthält genug solcher Beispiele. Es sei hier nur an Chlodwig, den König der salischen Franken (481—511) erinnert, der durch Chlotilde, die Tochter des Burgunderkönigs Chilperich, eine glühende Katholikin, für die Kirche Roms gewonnen wurde. Seine Bekehrung ist von der Kirche einem direkten Eingreifen Christi zugeschrieben worden. Denn als die von Chlodwig gegen die Alemannen geführte Schlacht bei Zülpich (496) sich in eine Niederlage zu verwandeln drohte, habe er in höchster Not und im Grimm, daß seine alten Götter ihn im Stiche ließen, des Gottes seiner Chlotilde gedacht und laut ausgerufen: „Jesus Christus, Du Gott meiner Chlotilde, meine Götter haben mich verlassen. Schenkst du mir den Sieg, so will ich an Dich glauben und mich taufen lassen!" Darauf habe er sich aufs neue gegen die Feinde geworfen, worauf das Waffenglück sich gewendet und die drohende Niederlage in einen glänzenden Sieg verwandelt habe.

Die am Weihnachtsfest desselben Jahres in Reims erfolgte Taufe des Königs und vieler seiner Anhänger wurde mit außerordentlichem Glanz vollzogen. Das Gotteshaus war so hergerichtet, daß der heidnische Täufling und seine in weiße Gewänder gekleideten Begleiter, darunter 364 Edelinge, meinten, in eine neue Welt voll Zauber und Wunder einzutreten. In zahllosen Lichtern erstrahlte das Innere des mit farbigen Tüchern und Teppichen geschmückten Doms. Es dampften die Weihrauchpfannen und erfüllten das weite Gotteshaus mit wohlriechendem Duft. Die in langen Wanderzügen und manchen Schlachten verwilderten Heiden sahen sich empfangen von einer überwältigenden Musik, von Priestern mit würdevollen Gebärden und frommen Gesichtern und gekleidet in reiche, fremdartig kostbare Gewänder. Diese Priester erhoben funkelnde Gefäße mit verborgenem Inhalt, redeten in fremder, den Heiden unverständlicher Sprache allerhand Gebete und geheimnisvolle Sprüche; kurz, alles war vereinigt, um die Sinne zu packen und die Täuflinge mit heiliger Scheu zu erfüllen. Inmitten solcher Umgebung wurden Chlodwig, seine Begleiter und an die 3000 freie Franken getauft und mit dem Zeichen des Kreuzes gesegnet. Und weil Chlodwig im Gegensatz zu anderen, der „arianischen Ketzerei" anhängenden Königen der einzige „rechtgläubige" König in der Christenheit war, so empfing er vom römischen Papst auch einen Ehrenbeinamen, er wurde „der allerchristlichste König" genannt, ein Titel, welcher von da an auf alle Beherrscher des Frankenlandes überging.

Mit der Taufe Chlodwigs hielt das römische Christentum seinen Einzug

unter den deutschen Stämmen. Denn dem Taufakt folgte alsbald auch ein Vertrag zwischen dem König und den Vertretern der rechtgläubigen Kirche zum Schutz der beiderseitigen Interessen. Während Chlodwig der Kirche eine Sonderstellung im Staat einräumte und ihr großen Landbesitz bewilligte, versprach Rom, alle christlich gewordenen Franken im unbedingten Gehorsam gegen die nunmehr geweihte, heilige Person des Königs zu erziehen, wodurch jede Gefahr einer Auflehnung seitens der Untertanen vermindert oder gar ganz abgewendet werde. Ferner sagten die Bischöfe ihm zu, dahin wirken zu wollen, daß die Untertanen der arianisch-christlichen Herrscher der benachbarten Länder von denselben abfallen und ihm die Tore ihrer Städte und die Pässe der Gebirge öffnen sollten. „Denn so oft Du auf dem Schlachtfelde siegst, so oft siegt auch die Kirche mit Dir! Dein Sieg fördert auch uns und unseren allein wahren Glauben!“ — so schrieb der Bischof Avitus von Vienne an Chlodwig, indem er ihn gleichzeitig zum Kampf gegen die in Burgund sitzenden Anhänger des arianischen Christentums anreizte.

Wer die weiteren Eroberungszüge Chlodwigs verfolgt*), wird erkennen, wie er von Rom zur Bekämpfung dieses „arianischen Ketzertums“ benützt wurde, und wie weder er noch seine Gattin Clothilde von den Bischöfen für irgendeine der von ihnen begangenen Mordtaten gerügt wurden, da dadurch ja auch die Ziele der Kirche gefördert wurden. —

Hatte Rom beim Untergang des burgundischen wie auch des thüringischen Reiches seine Hand im Spiele, so auch bei der Zerstörung des von den Vandalen in Nordafrika gegründeten Königtums, dessen Inhaber gleichfalls Arianer waren. Desgleichen wurde der Langobarden-König Autharis aus dem Wege geräumt, weil bei ihm, einem Arianer, die Sendlinge Roms keinen Fuß zu fassen vermochten. Weil er dem Bekehrungseifer der katholischen Priester Schranken setzte und verboten hatte, Langobardensöhne im katholischen Glauben am Osterfest zu taufen, ward er vom Papst Gregor I. in einem an alle Bischöfe Italiens übermittelten Sendschreiben „der verfluchteste Authari“ genannt, und als er bald darauf an ihm beigebrachten Gift starb, verkündigte der Papst, „der Tod Autharis sei die göttliche Strafe für seine Verschuldung.“ —

Gleich darauf eröffnete Gregor mit der Witwe Autharis, der dem „rechten Glauben“ zugetanen Theolinde einen innigen Verkehr und wußte in ihr einen so frommen Eifer zu entzünden, daß sie nicht eher ruhte, bis ihr zweiter arianischer Gemahl Agilulf, und mit ihm viele Langobarden, den katholischen Glauben annahmen.

Der Einfluß der stets berechnenden römischen Päpste zeigte sich auch bei der Hochzeit Theolindes mit Agilulf. Bis dahin hatte kein Langobarden-

*) In sehr eingehender Weise wurden dieselben in Zimmermanns „Deutscher Geschichte“ (I, 257—274) geschildert.

könig eine Krone getragen. Nunmehr wurde aber Agilulf mit einer von seiner Gattin gestifteten goldenen Krone gekrönt, der die Umschrift gegeben war: „Agilulf, von Gottes Gnaden König von Italien." Was diese Krone besonders auszeichnen sollte, war ein sie innen zusammenhaltender eiserner Ring, der angeblich aus einem bei der Kreuzigung Christi verwendeten Nagel verfertigt war. Nach diesem Ring wurde die Krone fortan auch „die eiserne" genannt und spielte als solche eine bedeutsame Rolle. So schmuggelte damals die kirchliche Politik den Begriff des „Gottesgnadentums der Herrscher" auch unter die Langobarden ein. Das Arianertum verschwand sehr bald unter denselben, denn schon unter dem König Grimoald (663—671) trat die Gesamtheit des Volkes zum Katholizismus über. —

Der Papst Gregor I., der von 590—604 den Stuhl Petri bekleidete und dem die katholische Kirche später den Beinamen „der Große" verlieh, ist auch als der eigentliche Begründer der unabhängigen weltlichen Herrschaft des Papsttums zu betrachten. Schon die Kirchenväter Crysostomus und Ambrosius hatten in priesterlichem Hochmut erklärt, daß der geistliche Stand sich im Gegensatz zum Volk wie die Seele zum Leib, oder wie Gold zum Blei verhalte. Und Augustinus hatte aus dem Satz, daß Himmlisches mehr sei als Irdisches, abgeleitet, daß das Priestertum höher sei als Königtum und darum über ihm stehe. Damit waren alle Vorbedingungen für die Bildung einer besonderen, nicht nur hoch über allem Volke, sondern auch über allen weltlichen Herrschern stehenden Priesterkaste gegeben. Die Priester betrachteten sich infolge der Ordination, der Weihung, welcher magische Kraft beigelegt wurde, gleichsam als halbgöttliche Wesen, die nicht von weltlichen Richtern gerichtet werden dürften, sondern nur den Oberhäuptern der Kirche verantwortlich seien.

Alle diese Anschauungen fanden in dem Papst Gregor I. einen Vertreter, für den die Mehrung des Reiches Christi nichts anderes war, als die Mehrung und Befestigung der weltlichen und geistlichen Herrschaft des Papsttums. Seine Auffassung des Christentums war eine der bürgerlichen wie der geistigen Freiheit durchaus feindliche. Jede Art von Wissenschaft, ausgenommen die, welche der päpstlichen Kasse Geld einbrachte, verachtend, dachte er sogar daran, die seit Jahrhunderten in Rom bestehende Bibliothek, die größte Sammlung an wissenschaftlichen Werken des Altertums, zu verbrennen. An dieser Freveltat wurde er aber glücklicherweise durch den Tod verhindert. Dagegen blieb seine Politik maßgebend für das Papsttum überhaupt. Dasselbe sollte nicht nur zum politischen Mittelpunkt Italiens, sondern der ganzen Welt werden. Aber schon während Gregor sich mit solchen Gedanken trug, war in Arabien ein Mann erstanden, welcher der alsbaldigen Ausführung dieser Pläne die schwersten Hindernisse in den Weg legte, ja, sie für lange Zeit ganz in Frage zu stellen drohte: Mohammed.

DIE ANFÄNGE DES CHRISTLICHEN MÖNCHTUMS

Vergegenwärtigt man sich, daß die Sekte der Christen auf orientalischem Boden entstand, so kann es nicht überraschen, daß sich in ihr auch manche jener Absonderlichkeiten zeigten, an denen das religiöse Leben des Orients von jeher so außerordentlich reich war und noch ist. Die bei allen Asketen orientalischer Bekenntnisse bestehende Sucht, in den Geruch der Heiligkeit zu kommen, bemächtigte sich auch vieler Anhänger des Christentums, ja, sie artete während der ersten Jahrhunderte zu einer förmlichen Epidemie aus.

Um sich unbeirrt von dem sinnlichen und sündigen Treiben der Welt allerhand selbstbeschaulichen Betrachtungen hingeben zu können und vom göttlichen Geist anwehen zu lassen, verkrochen sich viele dieser angehenden Heiligen gleich den Asketen Tibets und Indiens in unterirdische Höhlen und verbrachten jahrelang in denselben. Andere suchten die Einsamkeit der Wüsten auf, wie z. B. der aus Theben stammende Paulus, der an die 90 Jahre in der Libyschen Wüste gehaust haben soll und im Jahre 340 von Antonius von Koma angeblich in betender Stellung tot aufgefunden wurde.

Diesem im Jahr 251 geborenen Antonius wird das Verdienst zugeschrieben, der eigentliche Begründer des „Monachismus", des christlichen Mönchtums*) gewesen zu sein. Der Entschluß, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, sei ihm durch die von ihm buchstäblich aufgefaßten Worte Jesu zum reichen Jüngling gekommen: „Verkaufe was du hast!" In der zwischen dem Niltal und dem Roten Meer gelegenen Einöde hausend, habe er sich unter unmenschlichen Selbstpeinigungen dem Gebet und der Beschaulichkeit hingegeben, bis in sein 105tes Jahr. Er habe als ein wahrer Wundermensch gegolten und durch sein Beispiel veranlaßt, daß Tausende, welche fürchteten, inmitten der verderbten Welt kein Seelenheil erlangen zu können, sich zu einer gleichen Lebensweise entschlossen.

Von Pachomius, einem Jünger des Antonius, wird berichtet, daß er auf der im Nil gelegenen Insel Tabennä eine größere Zahl von Einsiedlern zu

---

*) Das Wort Mönch kommt von Monachus = Alleinlebender oder Einsiedler. Der spezifische Name ist Anachoret oder Eremit (von eremos = Einöde, Wüste). Sicher ist, daß Anachoreten- wie Mönchtum lange vor der Begründung des Christentums auch schon in Ägypten, Indien, Persien, Babylon und anderen Ländern des Orients bestanden.

einem heiligen Zusammenleben vereinigt habe. Diese Einsiedler lebten aber nicht unter einem Dache, sondern jeder in seiner eigenen Hütte. Diese Hütten bildeten lange Gassen, weshalb die ersten Mönchsansiedlungen „Laurai" = „Gassen" hießen. Erst später wurden solche Mönchsvereinigungen auch in gemeinsamen größeren Gebäuden oder Klöstern (von claustrum = ein geschlossener Raum) angelegt. An der Spitze solcher Vereinigungen stand ein Abbas oder „Vater", der den Klosterbrüdern auch eine von allen zu beachtende Regel vorschrieb. Das Gemeinsame der Insassen war unbedingter Gehorsam gegen den Abbas oder Abt, Aufgebung alles eigenen Willens und Besitztums, Ertötung der Sinnlichkeit und Hingabe für Gott und göttliche Dinge. Die Beschäftigung bestand aus frommen Übungen und leichten Handarbeiten. Pachomius soll auch das erste Nonnenkloster errichtet haben, in dem seine Schwester Äbtissin wurde.

Durch den Asketen Hilarion wurde das Mönchtum nach Palästina übertragen, wo bald ganze Ansiedlungen solcher männlichen und weiblichen Weltflüchtlinge entstanden, von denen einer den anderen an schwärmerischen Übertreibungen und Selbstquälereien zu übertreffen suchte. Manchen gelang das so vollkommen, daß uns beim Lesen der in ihren Lebensbeschreibungen gegebenen Schilderungen die Haut schaudert. Einige dieser Heiligen ließen sich bei der größten Hitze bis an den Hals in den glühenden Sand graben; noch andere in Pelze einnähen, so daß nur ein Loch zum Atmen frei blieb. Ein besonders fanatisierter Schwärmer hieb sich einen steinernen Paletot aus dem Felsen heraus und trug denselben, wie eine Schnecke ihr Haus, beständig mit sich herum. Sehr viele behängten sich mit schweren eisernen Ketten und Gewichten; so soll der heilige Eusebius beständig zweihundertsechzig Pfund Eisen an seinem Körper getragen haben. St. Macarius setzte sich (zur Abtötung des Wollustteufels) in einen Ameisenhaufen. St. Bernhard, derselbe Schwärmer, der die Seele des zweiten Kreuzzuges war, jener großartigen Narrheit, die Millionen Menschen das Leben kostete, quälte seinen Körper auf grauenhafte Weise, indem er nur Buchenblätter und das elendeste Gerstenbrot aß. Genoß er einmal zur Stärkung seines total ruinierten Magens etwas Mehlbrei mit Öl und Honig, dann weinte er bitterlich über diese Schwachheit. Der heilige Franz von Assissi, ursprünglich ein verdorbener Kaufmann namens Johannes Berardoni aus Assissi, wälzte sich nackt auf Dornen und stieg bis an den Hals in gefrierende Teiche. Die Katherina von Kardone wohnte in einer Höhle, trug ein Kleid von Ginster, mit Dornen und Eisendraht durchflochten, fraß Gras wie ein Tier, ohne sich der Hände zu bedienen, und fastete einmal 40 Tage lang. Eine Anzahl Nonnen der heiligen Therese schliefen auf Dornen oder im Schnee, tranken aus Spucknäpfen, aßen tote Mäuse, tranken Blut, tauchten ihr Brot in faule Eier und durchstachen sich die Zunge mit Nadeln, wenn sie das Schweigen

gebrochen hatten. Die heilige Rosa von Lima schlief auf knotigem Holz und auf Glasscherben; als Nachttrunk nahm sie einen Schoppen Galle zu sich. Die heilige Passidea, eine Zisterziensernonne aus Siena, geißelte sich und wusch dann ihre Wunden mit Essig, Salz und Pfeffer; sie schlief auf Kirschkernen und Erbsen, trug ein Panzerhemd von sechzig Pfund Schwere und stieg gleichfalls in gefrierende Teiche. Ja, sie trieb den Unsinn so weit, daß sie sich eine Zeitlang, den Kopf nach unten, in einen rauchenden Schornstein hängte. Den Höhepunkt religiösen Wahnsinns erreichten wohl Thalaläus und Simeon, die es dadurch allerdings auch erzielten, daß sie gleichfalls unter die „Heiligen" versetzt wurden. Der erstere nahm zwei Wagenräder und vereinigte diese mittelst schwerer Holzstücke zu einer Art von Faß, an dem nur der Raum zwischen den Speichen der Räder offen blieb. In diesen Behälter zwängte sich der wunderliche Heilige nunmehr derart ein, daß sein Kopf auf den Knien ruhte. In solch angenehmer Stellung hatte er bereits zehn volle Jahre zugebracht, als er von Theodoret, Bischof von Cyrus, gesehen und in dessen „Kirchengeschichte" beschrieben wurde. —

Sein Gesinnungsgenosse Simeon war der Sohn eines ägyptischen Schafhirten. Gleichfalls von religiösem Eifer befallen, schnürte er im Anfangsstadium desselben seinen Leib mit einem Strick so fest zusammen, daß überall Wunden entstanden, die in so entsetzlich stinkende Geschwüre übergingen, daß niemand in seiner Nähe verweilen konnte. Infolgedessen untersagte ihm der Abt diese Art von Selbstpeinigung und ließ ihn reinigen. Aber kaum wiederhergestellt, ersann der zukünftige Heilige eine andere, noch seltsamere Art, um das Wohlgefallen Gottes zu erregen. Er erklomm eine hohe Säule und blieb auf deren Spitze jahrelang stehen. Nur von Zeit zu Zeit stieg er hernieder, um auf eine noch höhere Säule zu klettern. Die erste zu diesem Zwecke benützte Säule war nur vier Ellen hoch. Aber je höher Simeons Wahnsinn stieg, desto höher wurden auch seine Säulen. Als seine Tollheit den Gipfelpunkt erreicht hatte, soll die von ihm benützte Säule 40 Ellen hoch gewesen sein! Auf dieser stand er 30 Jahre! Als seinem ausgemergelten Körper endlich die Kraft zum Stehen fehlte, ließ er auf der Säule einen Pfahl errichten und sich an denselben in aufrechter Stellung mit Ketten befestigen. Theodoret, der auch diesen christlichen Fakir beobachtete, versichert, daß derselbe in der Abtötung aller Bedürfnisse so weit gelangt sei, daß er nur einmal innerhalb 41 Tagen Nahrung zu sich genommen habe, ausgenommen das Abendmahl, das ihm an jedem achten Tage überreicht worden sei. Dabei habe er von Sonnenuntergang bis zum Morgengrauen gebetet und zwischendurch 1244 Kniebeugen gemacht! All diesen wunderbaren Leistungen verdankte Simeon einen Beinamen „Stylitos" der „Säulenheilige". —

Diese Säulentollheit fand viele Nachahmer, besonders im warmen Mor-

genlande. Im Abendlande ist nur ein Säulenheiliger bekannt, und die fromme Stadt Trier hat den Ruhm, daß er einer ihrer Söhne war. Der damalige Bischof war aber vernünftig genug, die Säule umzustürzen und den sonderbaren Heiligen zur Stadt hinausjagen zu lassen.

Wie sehr die christlichen Fakire mit ihrem krankhaften Ehrgeiz, als Heilige betrachtet zu werden, beim Volke reüssierten, lehrt gleichfalls die Geschichte. Manche Orte waren stolz auf ihren Besitz, denn von weit und breit kam das Volk, die Heiligen zu sehen. Kamen sie einmal in eine Stadt, so wurden sie im Triumph empfangen; zu Tausenden pilgerte das Volk barfuß und unter Glockenklang ihnen entgegen, um ihren Segen zu erbitten. Die ganze Gegend, in welcher ein besonders toller Einsiedler sein Wesen trieb, hielt sich für beglückt, und man hat Beispiele, daß diese Heiligen von den eifersüchtigen Bewohnern anderer Landschaften gleichsam wie die wilden Affen in Pechstiefeln eingefangen wurden. Salamanius aus Kapersana, einem Dorfe am Euphrat, hatte sich z. B. in ein Haus sperren lassen, welches weder Fenster noch Türen hatte. Einmal im Jahre öffnete er diesen Käfig, um die Lebensmittel in Empfang zu nehmen, welche ihm herbeigeschleppt wurden, wobei der heilige Mann aber mit niemandem redete. Die Bewohner seines Geburtsortes glaubten aber ein Anrecht auf diese „Blume der Heiligkeit" zu haben und entführten ihn. Aber kaum hatten sie ihn einige Tage, als er ihnen wieder von den Bewohnern eines benachbarten Dorfes gestohlen wurde.

Was vielen solcher wunderlichen Heiligen während ihrer Selbstbetrachtungen gänzlich abhanden gekommen zu sein scheint, war der Sinn für Reinlichkeit. Auf diese zu verzichten, gehörte ihrer Meinung nach zu jenen Selbstkasteiungen, die notwendig seien, um in den „Geruch der Heiligkeit" zu gelangen. So preist St. Jerome den heiligen Hilarius, weil derselbe sein ganzes Leben in körperlichem Schmutz und Unrat verbracht habe. St. Athanasius rühmt dem St. Antonius nach, derselbe habe niemals seine Füße gewaschen. Als höchstes Verdienst des St. Abraham wird demselben angerechnet, daß innerhalb 50 Jahren weder seine Hände noch seine Füße jemals mit Wasser in Berührung gekommen seien. Die heilige Sylvia habe niemals irgendeinen Teil ihres Körpers gewaschen. Die heilige Euphrasia gehörte einem Kloster an, dessen Nonnen das Gelübde abgelegt hatten, für immer auf die Annehmlichkeiten des Badens zu verzichten. Die heilige Maria von Ägypten sei wegen ihrer körperlichen Unsauberkeit weithin berühmt gewesen. Und die Umgebung des Säulenheiligen Simeon habe sich durch einen geradezu unerträglichen Gestank ausgezeichnet*). In wie hohem Grade mögen

*) Wer das Verlangen hegen sollte, sich weiter in das Leben solcher „Heiligen" zu vertiefen, sei auf folgende umfangreiche Werke verwiesen: Eusebius, „Ecclesiastical History"; John van Bolland, „Acta Sanctorum", 63 Bände

solche in den heißen Ländern des Orients lebende Schmutzfinken durch ihre beispiellose Unsauberkeit zur Verbreitung sowohl von allerhand Ungeziefer wie jener fürchterlichen Seuchen beigetragen haben, die, von Osten her kommend, das mittelalterliche Europa so häufig heimsuchten und vom Priestertum als Strafe für Gottlosigkeit und ungenügende Opfer ausgelegt wurden. —

Aus Ägypten und Palästina wurde das Mönchtum nach dem Abendlande übertragen. Hier war es Benediktus von Nursia, der in dem Drang, sich beschaulich in sein Inneres zu versenken, eine felsige Wildnis der Abruzzen aufsuchte, wo er, in Tierfelle gekleidet, in einer Höhle lebte, die man jetzt noch zeigt. Im Jahre 529 schritt er auf dem Monte Cassino zu einer regelrechten Klostergründung, deren Mönche ein dreifaches Gelübde ablegen mußten: das der Armut, der Keuschheit (d. i. Ehelosigkeit) und des Gehorsams. Der Ernst ihres Strebens sollte auch in einer besonderen Tracht, einer schwarzen Kutte, zum Ausdruck gebracht werden. Die Regel dieses Klosters wurde später von manchen anderen abendländischen Klöstern angenommen.

Von außerordentlicher Bedeutung für die Verbreitung des Christentums in den germanischen und skandinavischen Ländern wurde die im Jahre 432 erfolgte Gründung des in Irland gelegenen Klosters Bangor durch den Schotten Patrik. Einer Legende zufolge wäre dieser als Jüngling von Seeräubern dorthin geschleppt worden. Nach seiner Befreiung wäre er aber nach Irland zurückgekehrt, um unter dessen Bewohnern als Missionar tätig zu sein. Durch ihn wurde Irland jene „Insel der Heiligen", von der aus das Christentum weite Verbreitung fand. Columban brachte es nach Schottland, wo er das Kloster Jona gründete. Columbans Schüler Gall, Pirmin und Fridolin wandten sich den Gebieten des Oberrheins zu, wo Gall das südlich vom Bodensee gelegene Kloster St. Gallen, Pirmin das Kloster Reichenau, Fridolin das auf einer Insel des Rheins gelegene Kloster Säckingen stifteten. Willibrord, gleichfalls ein Schüler Columbans, predigte unter den Friesen; Suidbert unter den Stämmen am Niederrhein. Kilian machte die fränkischen Maingegenden zum Schauplatz seines Bekehrungswerkes; Emmeran und Winfried unterwarfen die in Mitteldeutschland wohnenden Stämme dem Christentum. Winfried, besser unter seinem lateinisierten Namen Bonifatius bekannt, fand bei Geismar im Hessischen ein uraltes Heiligtum, in dessen Mitte eine gewaltige, dem germanischen Gott Donar geweihte Eiche stand. Um den Glauben der hier wohnenden Chatten, daß der Gott jeden in seinem Heilig-

---

Folio (Antwerpen, Tangerloo und Brüssel 1643—1902); S. Baring-Gould, „The Lives of the Saints", 16 Bände (Edinburg 1914); E. Cobham Brewer, „A Dictionary of Miracles" (Philadelphia 1916); Andrew D. White, „A History of the Warfare of Science with Theology in Christendom", II, 69 (Newyork 1896).

tum begangenen Frevel sofort rächen werde, zu zerstören, ergriff Winfried eine Axt und führte eigenhändig heftige Schläge gegen den Baum, nicht eher ruhend, bis derselbe gefällt am Boden lag. Die aus jener Zeit stammenden Überlieferungen melden, daß damit die Chatten auch ihren alten Glauben fahren ließen und willig die Taufe angenommen hätten. Bald darauf unternahm Winfried eine Wallfahrt nach Rom, wo der damalige Papst Gregor II. ihn als ein treffliches Werkzeug zur Förderung des Christentums erkannte und ihn zum Legaten und Reichsbischof für ganz Deutschland erhob. In dieser Eigenschaft entwickelte Bonifatius eine außerordentlich rege Tätigkeit. Er gründete die Bistümer Würzburg, Erfurt, Eichstätt und Buraburg; ferner ordnete er die vier Kirchensprengel Salzburg, Passau, Freising und Regensburg. Wegen seiner vielen Verdienste wurde er im Jahre 745 zum Erzbischof von Mainz gemacht. Als solcher gründete er auch das Kloster Fulda, von wo er im Jahre 755 in Gemeinschaft mit 52 Genossen auszog, um unter den an den Küsten der Nordsee sitzenden Friesen das Bekehrungswerk zu vollenden. Anstatt dessen wurde er von diesen mitsamt seinen Begleitern erschlagen.

Johannes Scherr zeichnete in seinem hervorragenden Werk „Germania" von Bonifatius das folgende zutreffende Bild: „Sittenstreng, hart und herb gegen sich und andere, herrisch und unduldsam, von der römischen Idee ganz und gar erfüllt, ohne eine Spur von Nationalsinn, ein Hierarch vom Scheitel bis zur Sohle, so war Bonifaz ohne Zweifel einer der bedeutendsten Menschen seiner Zeit. Er hat den Gedanken der Universalität des Katholizismus begriffen, hat sich zum fanatisch begeisterten Diener desselben gemacht, hat dafür gelebt und ist dafür gestorben. Er gründete und organisierte die römische Kirche in Deutschland, stiftete Klöster und Bistümer, ordnete das ganze Kirchenwesen im Sinne päpstlicher Politik und wurde als der erste Erzbischof von Mainz der Vater des deutschen Ultramontanismus. Als er, umstanden von seinen psalmierenden Mönchen, angesichts der verblüfften Nachkommen der alten Chatten die uralte Eiche des germanischen Gottes Donar bei Geismar eigenhändig fällte, da war jeder seiner Beilschläge ein Siegesruf für Rom und eine Herausforderung an das heidnisch-nationale Germanentum, das unter den gemeinsamen Schlägen romanisch-hierarchischer Diplomatie und fränkisch-monarchischer Staatskunst rasch und immer rascher erlag." —

Ein ähnlicher Eiferer war Ansgar, der von dem in Westfalen gegründeten Kloster Corvey aus nordwärts zog und nicht nur die Bistümer Bremen und Hamburg stiftete, sondern das Christentum auch nach Jütland trug. Von dort ausfahrende Missionare wußten dem christlichen Glauben auch in Schweden und Norwegen Bodenraum zu verschaffen, und zwar unter kluger Benützung der dortigen Machthaber, die den hartnäckigen Widerstand der Volksgemeinden mit Waffengewalt niederschlugen. Der erste christliche Kö-

nig Schwedens war Olaf, der es aber noch nicht wagen durfte, einen dem Gott Odin geweihten Tempel bei Upsala zerstören zu lassen. Das konnte erst im Jahre 1075 durch den König Inge nach blutigen Kämpfen gegen die am alten Götterglauben Hängenden geschehen.

Auch in Norwegen wurde dem „weißen Christ" anfänglich als dem Gott eines fremden Volkes Abneigung und Haß entgegengebracht. Erst allmählich gelang es den Bemühungen Olafs des Heiligen, mit Hilfe zahlreicher aus Bremen und England herbeigezogenen Priester dem Christengott den Sieg zu verschaffen.

Von Norwegen aus wurde das Christentum nach Island übertragen. Seine Verkündigung wurde aber erst nach hartem Zwiespalt durch eine Tagung der Volksgemeinde des Friedens willen gestattet, jedoch mit dem Vorbehalt, daß es jedermann unbenommen bleiben solle, den alten Göttern opfern zu dürfen. Das Andenken an diese wurde übrigens auch durch einen Priester in der als „Edda" bekannten Sammlung von Göttersagen für die nachkommenden Geschlechter bewahrt. —

Von Island aus kam der erste christliche Missionar schon im Jahre 999 nach der von Norwegern und Isländern besiedelten Westküste Grönlands. Anfänglich waren die Bestrebungen dieses Missionars, die mit echt nordischer Zähigkeit an ihrem alten Götterglauben hängenden Kolonisten für das Christentum zu gewinnen, keineswegs von erfreulichen Erfolgen gekrönt. Aber allmählich gelang es doch, der neuen Religion Eingang zu verschaffen. Schulen, Klöster und Kirchen entstanden, die unter der Obrigkeit des norwegischen Erzbistums Drontheim standen. Im Jahre 1121 erhielt Grönland sogar einen eigenen Bischof, Arnulf, der seinen Sitz in Gardar nahm, wo die Ruinen einer Kirche und eines Klosters noch heute zu sehen sind. —

Die altgermanische Götterwelt versank mehr und mehr. Ihre hehren Gestalten wurden von den christlichen Missionaren als bösartige Unholde und Teufel bezeichnet, die gegen die Menschen nur Übles im Schilde führten. Und als auch die Bilder dieser Götter durch die dem Christentum gewonnenen Machthaber ungerächt zerschlagen wurden, so erschien am Ende Christus, der Wundertäter, als der größere, mächtigere Gott. Wie im Lauf der Zeit sein Reich sich über alle germanischen Völker ausdehnte, so in ähnlicher Weise auch über die slawischen Stämme, die in Mecklenburg, Pommern, Preußen und in der Ostermark (Österreich) saßen. Auf gleiche Art wurde es von den Missionaren der griechisch-katholischen Kirche, die ihren Hauptsitz in Konstantinopel hatte, über die Länder der Balkanhalbinsel, über Ungarn, Mähren und Rußland verbreitet.



Ein Teufel entführt die Seele eines Sterbenden.
Nach einem Holzschnitt aus dem Jahre 1508.

TEUFEL UND HÖLLE IM GLAUBEN DES CHRISTLICHEN MITTELALTERS

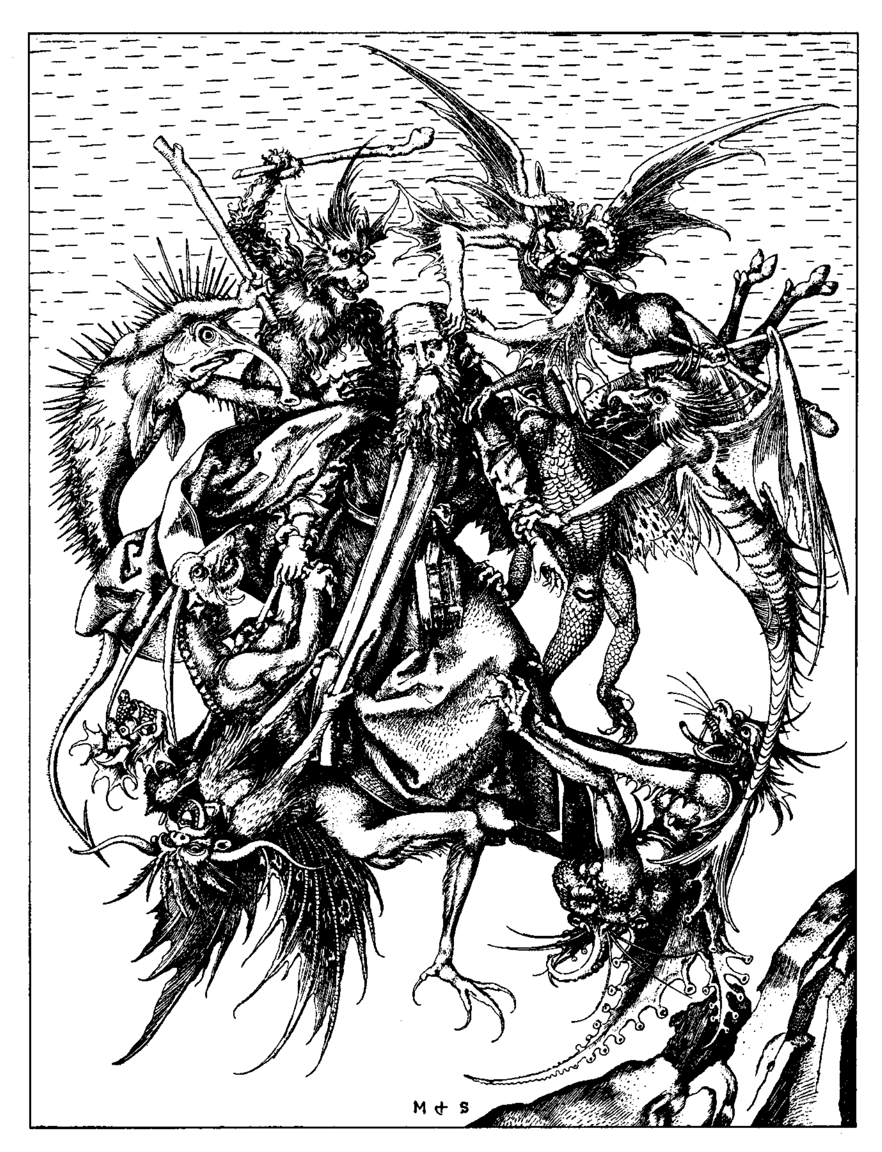
Der von den Schamanen der Naturvölker und den Priestern des Altertums aus selbstsüchtigen Absichten beständig wachgehaltene Glaube an die Allgegenwart übelgesinnter Geister und Dämonen wurde von den von gleicher Selbstsucht und Machtgier beherrschten Seelsorgern der Christenheit übernommen. Und in der Erkenntnis, daß die Furcht vor den Mächten der Finsternis ein nie versagendes Mittel sei, die abergläubische Menschheit in Unterwürfigkeit zu halten und zu steten Opfern bereitzumachen, ließen sie es sich besonders angelegen sein, diesen Wahnglauben systematisch weiter auszubilden und zu fördern. In diesen Bemühungen waren sie so erfolgreich, daß die Angst vor allerhand unsichtbaren Dämonen gleich einem lähmenden Fluch über allen Bekennern des Christentums lastete, ihr Dasein vergiftete, ihren Fortschritt und Aufstieg hemmte und ihnen unermeßliche Opfer an Geld und Gut aufbürdete, die, wären sie für Zwecke der Aufklärung und Bildung verwendet worden, Glück und Segen ohne Ende hätten bringen müssen. —

Wie in früheren Abschnitten dargelegt wurde, war der Glaube an böse Geister allen orientalischen Völkern des Altertums gemeinsam. Die Parsen

glaubten beispielsweise an einen „*Ahriman*“ geheißenen „Herrn der Finsternis“, einen Widersacher des Lichtgottes Ormuzd. Dieser Ahriman galt als der Inbegriff alles Bösen und Gemeinen, als der Dämon der Lüge, der Mißgunst und des Betrugs. Von ihm hörten die Juden reden, als sie sich in Gefangenschaft zu Babylon befanden. Dadurch ging dieser Dämon auch in die religiösen Vorstellungen der Juden über. Aber er wurde hier mit dem hebräischen Wort *Satan* = „Widersacher“ bezeichnet, unter welchem Namen er im Alten Testament als das düstere Gegenbild des Gottes Jahve, als der Urheber aller Landplagen und Heimsuchungen erscheint. In den Büchern des Neuen Testaments tritt er auch unter dem Namen „*Luzifer*“[1] = „der aus dem Himmel Ausgestoßene“, als „*Belial*“ = „der Nichtswürdige“ und „*Beelzebub*“ = „der Gott der Fliegen und alles anderen Ungeziefers“ auf. Sein besonderes Vergnügen bestehe darin, die Menschen zur Sünde zu verleiten und vom Reiche Jahves abtrünnig zu machen. Er habe sich sogar an Jesus herangewagt, sei aber von demselben abgewiesen worden. Besseren Erfolg habe er mit Judas Ischariot gehabt, den er zum Verrat des Gottessohnes veranlaßte und dadurch dessen Verurteilung und Kreuzigung herbeiführte.

Diese neutestamentlichen Angaben bildeten die Grundlage für die in die christliche Dogmatik übergegangene Vorstellung von einem mächtigen Dämon, der an der Spitze eines ganzen Heeres übelwollender Geister stehe und in beständigem, rastlos tätigem Gegensatz gegen Gott und dessen Reich gedacht wurde. Im Griechischen wurde dieser Dämon mit dem Wort „*Diabolos*“ bezeichnet, woraus im Altdeutschen „*Tiuval*“, im Hochdeutschen „*Teufel*“ und im Englischen „*Devil*“ wurde. Als solcher erlangte er in dem Glauben der Christen eine so außerordentliche Bedeutung, daß es notwendig ist, auf dieselbe näher einzugehen, da sonst das Verständnis für manche wichtige Vorkommnisse in der europäischen Geschichte, wie z. B. die bedingungslose Unterwürfigkeit vieler mächtiger Könige und Kaiser unter den Willen der römischen Päpste fehlen würde.

Hatten die Hebräer den Satan mehr geistig aufgefaßt, so verliehen hingegen die christlichen Kirchenväter und Päpste dem Teufel eine körperliche Gestalt, die sich dem Geist des abergläubischen Volkes tief einprägte. Da sie vorgaben, daß der Böse mit Vorliebe zur Nachtzeit auf Raub ausgehe, so wurde er mit allen Eigenschaften der Finsternis und allen Merkmalen unheimlich umherschleichender Nachttiere ausgestattet. Seine Hautfarbe sei tiefschwarz, nur die geschlitzten Augen leuchteten gleich jenen eines Panthers in phosphoreszierendem Feuer. Um den Gegensatz zu den mit goldenen Fittichen geschmückten Engeln Gottes hervorzuheben, versah man den behaarten Rücken des Satans mit einem Paar mächtiger Fledermausflügel, durch die es ihm möglich sei, sich ungehört an die Schlafenden heranzustehlen. Aus der Stirne ließ man ihm ein Paar spitze Hörner emporwachsen. Die



Versuchung des Heiligen Antonius.
Nach einem Kupferstiche von Martin Schongauer.

langen Ohren und den Bart entlehnte man dem übelriechenden Ziegenbock. Die fleischlosen Hände endigten in Geierkrallen, die dürren Beine in Pferdehufe. An sein Hinterteil heftete man einen bis auf die Waden herabbaumelnden Kuhschwanz. Um den scharfen Unterschied gegen die stets von wunderbarem Wohlgeruch umwallten Engel des Himmels noch mehr hervorzuheben,

sagte man dem Teufel nach, daß er bei seinem Abfahren und Verschwinden stets einen überwältigenden Gestank zurücklasse, der dem in der Nähe Befindlichen den Atem raube und für viele Wochen in der Nase haften bleibe.

Hatte man so dem Feind der Menschen eine bestimmte Gestalt gegeben, so schrieb man ihm nichtsdestoweniger auch die Fähigkeit zu, alle erdenklichen Verkleidungen annehmen zu können. Weiblichen Opfern, die er zur Sünde verleiten wolle, nahe er sich mit Vorliebe als schmucker Jägersmann, als schneidiger Ritter in feuerrotem Samtgewand oder als junger Prinz in Brokat und schimmernder Seide. Jünglinge und Männer hingegen versuche er in Gestalt einer verführerisch schönen Buhlerin, die mit dem Entblößen ihrer körperlichen Reize keineswegs zurückhalte. In solcher Verkleidung habe er sich sogar an manche glaubensstarke Anhänger und Vorsteher der Kirche herangewagt, um sie zum Abfall vom Reiche Gottes zu verleiten.

Die viele Bände umfassenden Werke, die das Leben der Heiligen der christlichen Kirche schildern, enthalten unzählige Beschreibungen von Szenen, wo der Teufel in den mannigfaltigsten Vermummungen den Gottesmännern zusetzte, um sie in ihren frommen beschaulichen Betrachtungen zu stören und aus ihrem Gleichmut zu bringen. Ein klassisches Zeugnis dafür bot Richalmus, der Abt eines Zisterzienserklosters. Dieser fromme Gottesmann betrachtete die ihn plagenden Läuse und Flöhe als Verbündete des Teufels. Denn wenn er beim Sinnen über den großen Problemen des Jenseits die Kapuze aufsetze und über die Augen ziehe, damit das Tageslicht nicht das im Herzen aufgehende innere Licht beeinträchtige, so meldeten sich diese Teufel gar bald und bissen ihn am Kopf, damit er die Kapuze lüfte, sich kratze und dadurch von seinen inneren Betrachtungen abgelenkt werde. Wenn er bei geistlicher Lektüre sitze, so mache der Teufel ihn schläfrig. Beim Messelesen mache er ihn schwindlig, benehme ihm beim Singen die Stimme oder verursache, daß lauter falsche Töne herauskämen. Aus dem gleichen Grunde veranlaßten die Teufel auch seine häufigen Blähungen und trieben ihm den Bauch oft dermaßen auf, daß er den Gürtel lösen müsse. Wenn dann die Teufel nachgaben und Richalmus den Gürtel wieder strammer anzog, so stellten die Teufel sich bald von neuem ein und machten dem wackeren Abte angst. —

Die auf beständige Vermehrung der Teufelsfurcht bedachten Päpste und Kirchenfürsten des Mittelalters begnügten sich aber nicht damit, bloß durch Wort und Schrift auf die Gemüter ihrer Mitmenschen einzuwirken. Der nachhaltigen Wirkung bildlicher Darstellungen wohl bewußt, zogen sie zahlreiche Maler und Zeichner in den Dienst der Kirche und stellten ihnen die Aufgabe, die vielerlei Schliche des Teufels, wie auch die Schrecken des Fegefeuers und der Hölle, möglichst eindrucksvoll in Gemälden oder derben Holzschnitten zu veranschaulichen. Allbekannt sind die Gemälde, welche die



Mittelalterliche Darstellung des Höllenrachens.
Nach einem Holzschnitt aus dem Jahre 1498.

Versuchung des heiligen Antonius darstellen. Auf demselben erscheint Satan in Gestalt eines schönen, tief dekolletierten Weibes, das mit einer vollen Karaffe süßduftenden Weines und allerhand Leckerbissen den Gottesmann von seinen frommen Übungen abzulenken sucht. —

Auf zahlreichen anderen bildlichen Darstellungen sehen wir Menschen auf ihren Sterbebetten, hart neben oder über ihnen einige Teufel, bereit,

sich der entschwindenden Seele zu bemächtigen. Aber auch ein Priester ist zur Stelle, um die letzten Wünsche des Sterbenden zu vernehmen und jene Vermächtnisse zu verzeichnen, mit denen er sich den Beistand und die Gnade des Himmels, ja, die ewige Seligkeit erwerben könne. —

Ein charakteristisches Beispiel mittelalterlich phantastischer Vorstellungen von teuflischen Wesen bietet auch ein berühmter Kupferstich Martin Schongauers, der gleichfalls eine Versuchung des heiligen Antonius darstellt. Was das Tierreich an Absonderlichkeiten aufweist, ist hier zu überaus grotesken Dämonen zusammengefügt, die von allen Seiten Angriffe auf den Gottesmann unternehmen. Da sieht man solche mit Affenfratzen und Fischschwänzen; andere, deren Körper über und über mit Stacheln besetzt sind. Einer besitzt den Kopf eines Ziegenbocks, aber den schlanken Leib und die Extremitäten eines Salamanders. Über dem Heiligen schwebt ein abschreckend häßliches Weib mit Hängebrüsten, Kuhfüßen und Fledermausflügeln. Und was sonst in den Lüften fliegt, kreucht und fleucht, ist mit widerlichen Warzen, Zotteln, Stacheln und anderen Anhängseln und Auswüchsen behaftet. —

Den angeblichen Verkündigern der christlichen Liebe blieb es auch vorbehalten, das Hauptquartier Satans, die Hölle, als den scheußlichsten unter allen jenen Orten auszugestalten, wo Ungläubige, Zweifler und andere mißleitete Menschenkinder ihre Strafen für begangene Sünden empfangen. Man sehe beispielsweise das berühmte Wandgemälde auf dem „Campo santo", dem Friedhof zu Pisa in Italien, um zu erkennen, in welcher Weise die Pfaffen das Volk zu beeinflussen suchten. In haarsträubenden Gruppenbildern ist dargestellt, wie die Gehilfen des Teufels den von Flammen umloderten Verdammten geschmolzenes Blei, siedendes Pech und brennenden Schwefel in die Hälse gießen; wie sie die Sünder und Gottesleugner an langen Bratspießen rösten oder mit stumpfen Sägen von oben nach unten halbieren. Wir sehen, wie mißgestaltete Dämonen den Weibern mit glühenden Zangen die Zungen und Brüste ausreißen oder sie in anderer, nicht wiederzugebender Weise quälen.

Inmitten dieses mehrere Stockwerke zeigenden Schreckensortes thront Satanas, der Höllenfürst, ein Scheusal von so abschreckendem Aussehen, wie ähnliche glücklicherweise nur selten der irregeleiteten Phantasie mittelalterlicher Maler entsprangen. Ein weißglühender Panzer bedeckt den von Schlangen umringelten Leib. Der Kopf ist von Flammen umloht. Die Krallenhände haben eben einige zappelnde Sünder ergriffen, um sie zu zerquetschen und dem flammensprühenden Rachen zuzuführen. —

Im Dienst der Kirche stehende Zeichner und Holzschneider wetteiferten, der Christenheit des Mittelalters in möglichst eindrucksvoller Weise vor Augen zu führen, welche Strafen alle diejenigen im Fegfeuer und in der Hölle zu gewärtigen hätten, die sich irgendeiner Unterlassungssünde oder gar

eines Vergehens wider die Satzungen der heiligen Kirche oder die von Gott eingesetzten Diener derselben schuldig machten. Was könnte an schauerlicher Wirkung auf abergläubische, furchtsame Gemüter jene Darstellung des Höllenrachens übertreffen, die in Form eines Holzschnittes im Jahre 1498 weithin verbreitet wurde? Und wie mußte das in Frankreich entstandene



Höllenstrafen.
Nach einem aus dem Jahre 1500 stammenden Holzschnitt in dem Werk „L'art de mourir".

Bild der Höllenstrafen alle diejenigen beeinflussen, die sich irgendwie schuldig wähnten! —

Solchen bildlichen Darstellungen entsprachen natürlich jene haarsträubenerregenden Beschreibungen der Hölle, die von den Priestern mit wahrer Wollust in ihren sonntäglichen Predigten vor allem Volk, vor jung und alt entworfen wurden. Da wechsele furchtbarste Glut mit eisigster Kälte; da herrsche undurchdringliche, nur zuweilen von grellen Blitzen durchzuckte

Finsternis; da walle und woge erstickender Qualm. Und nagender Hunger, unendlicher Durst, tödliche Mattigkeit, Schlangenbisse und fressende Krankheiten, Ungeziefer und Gewürm, Erstarren in Eis und Brennen in lodernden Flammen seien die ewig andauernden Strafen, welche die Abtrünnigen, die Ketzer, die Gottlosen und jene treffe, die sich den Anordnungen der Kirche widersetzten. Kein Wunder, daß durch solche Blasphemien die Phantasie des armen, unwissenden Volkes derart erregt wurde, daß es den Teufel und seine Genossen allüberall, in tausend verschiedenen Verkleidungen zu sehen meinte: in jedem sonderbar geformten Felsen, in jedem seltsam gestalteten Tier, in jedem häßlichen alten Weib. In jedem körperlichen Schmerz, in jeder Krankheit, in jeder Versuchung witterte man die Wirksamkeit und Kraft desjenigen, der den Worten der Bibel zufolge „einhergehe wie ein hungriger Löwe und suche, wen er verschlinge". Um den Anschlägen und Klauen dieses Unholdes zu entgehen, stürzte das toll gemachte abergläubische Volk an die Altäre und verschrieb sein Hab und Gut der Kirche. Das war die Zeit, wo den Pfaffen der Weizen blühte, wo sie mit den durch das Austreiben der bösen Geister erworbenen Schätzen, mit den an den Sterbebetten erpreßten Stiftungen und Vermächtnissen ihre Truhen und Kästen füllten, wo allerorten reichbepfründete Abteien und Klöster entstanden, in denen feiste Mönche und Nonnen auf Kosten des schwerarbeitenden, in Frondienst gepreßten Volkes ein Faulenzerdasein und Lotterleben führten. Als Dank für ihre gottgefälligen Taten wurden die mühseligen und beladenen Laien mit Ausblicken auf den Himmel vertröstet, einen Ort unbeschreiblicher Herrlichkeit, wo endlose Scharen glückseliger Wesen, in makelloses Weiß gekleidet und mit goldenen Flügeln versehen, in überirdischem Lichtglanz dahinschweben, um den majestätisch auf goldenem Throne sitzenden Gott-Vater, den zu seiner Rechten sitzenden Erlöser und den in Gestalt einer Taube über den beiden schwebenden Heiligen Geist in ewigen Lobgesängen zu preisen. So, wie es der im Jahre 1321 in Ravenna gestorbene Florentiner Dante Alighieri, Italiens größter Dichter, es in seiner „Divina Comedia" oder „Göttlichen Komödie" es der Christenheit geschildert hat.



DAS PAPSTTUM IN SEINEN KÄMPFEN MIT DEN DEUTSCHEN KÖNIGEN UND KAISERN DES FRÜHEN MITTELALTERS

Die uralte Vorspiegelung, daß ein Zusammengehen der weltlichen Herrscher mit den Priestern für beide Teile ersprießlich sei, wurde auch von den römischen Päpsten in überaus geschickter Weise zur allmählichen Erweiterung ihres Einflusses und ihrer Macht angewendet. Vornehmlich in ihren Beziehungen zu den Beherrschern der deutschen Länder. Bei den Germanen war die Königswürde ursprünglich nicht erblich. Die Könige gingen vielmehr immer wieder durch Wahl aus den Edelingen oder erprobtesten Kriegern hervor. Erst als im Jahre 752 der bisherige Major domus oder Hausmeier Pippin sich des Königtumes bemächtigte und bei der Krönung von mehreren fränkischen Bischöfen weihen ließ, begann der von dem Priestertum eifrig geförderte Begriff des „Gottesgnadentums" der Herrscher auch bei den deutschen Stämmen sich zu entwickeln. Die Könige, die in diesem Begriff einen wirksamen Schutz gegen die Auflehnung der Untertanen, gegen Angriffe auf ihre nunmehr heilige, unantastbare Person erkannten, ließen sich von den Priestern bei Antritt ihrer Regierung salben und krönen; in Urkunden und öffentlichen Bekanntmachungen begannen sie sich der Formel zu bedienen: „Wir von Gottes Gnaden König"; und so wurde der Begriff von dem Gottesgnadentum der abendländischen Herrscher künstlich erzeugt, künstlich herausgebildet. Befestigten so die Regenten mit Hilfe der Priesterschaft dem Volke gegenüber ihr Ansehen, so mußten sie dagegen dem Priestertum beständig Zugeständnisse machen, deren Gefährlichkeit viel zu spät erkannt wurde.

Schon Pippin sah sich zwei Jahre nach seiner priesterlichen Krönung genötigt, dem Papst zum Dank für die ihm verliehene Sanktion mit einem großen Heer gegen den Langobardenkönig Aistulf, der nach der Eroberung von ganz Italien trachtete, zu Hilfe zu kommen. Aistulf wurde besiegt und zur Abtretung bedeutender Ländereien um Rom und Ravenna gezwungen. Pippin schenkte dieselben dem Papst, womit nun das geistige Oberhaupt der christlichen Kirche zugleich weltlicher Fürst wurde. Damit wurde die *weltliche Herrschaft des Papsttums* begründet.

Mit dieser Schenkung war allerdings die Bestimmung verbunden gewesen, daß der Papst den König Pippin als Lehnsherrn anzuerkennen habe. Aber schon unter der Regierung Karls des Großen, des Nachfolgers Pippins, zeigte es sich, welche Ziele das Papsttum im Auge habe.

Vertieft man sich in das Leben Karls des Großen, so kann man sich der Wahrnehmung nicht entziehen, daß es den an seinem Hof verkehrenden Bischöfen schon frühzeitig gelang, diesen gewaltigen Mann mit einem derartigen Fanatismus für die Ausbreitung des Christentums zu erfüllen, daß er glaubte, eine höhere Sendung zu haben, das Christentum unter allen nichtchristlichen Völkern, den „Heiden" siegreich zu machen. In diesem Wahn beging er gegen die Sachsen Grausamkeiten, die seinem weltgeschichtlichen Ruhm gleich einem Makel anhaften. Obwohl einer seiner priesterlichen Geheimräte, der Angelsachse Alkuin, der frühere Vorsteher einer Klosterschule zu York, ihm ans Herz gelegt hatte, daß eine wirkliche Bekehrung zum Christentum der Taufe stets voraufgehen müsse, so fiel doch Karl über die freien Sachsen her, um sie gewaltsam zu Christen zu machen. Die mit seinem Heer ziehenden Scharen von Priestern, Äbten und Bischöfen der römischen Kirche schändeten allüberall die Heiligtümer der keinerlei Priester kennenden Sachsen. So schlugen sie die Irmensul nieder, einen uralten gewaltigen Baum, der allen Sachsen als das Sinnbild des Lebens und der Zeiten verehrungswürdig war und unter dem sie ihre Landesversammlungen, Gerichte und Volksfeste gehalten hatten. Drei Tage wurden benötigt, um alles zu zerstören, was zu diesem im Eggegebirge gelegenen geweihten Bezirk gehört hatte. Aber 30 Jahre waren auch nötig, um die wegen der Schändung ihres Nationalheiligtums erbitterten Sachsen zu besiegen und zur Annahme der Taufe zu zwingen. Nicht eher konnte das geschehen, als bis Karl den Kern des Sachsenvolkes vernichtet hatte, indem er die zu einer gütlichen Verhandlung nach Verden an der Aller eingeladenen sächsischen Edelinge und Vollfreien, 4500 an der Zahl, von seinen Heerhaufen umringen und alle, ohne Ausnahme, an einem Tage enthaupten ließ. Durch diesen unwürdigen Gewaltakt wurde die Kraft des sächsischen Trotzes und Widerstandes gebrochen. —

Von beispielloser Härte zeugen auch die Gesetze, die den Sachsen nach ihrer Niederzwingung vorgeschrieben wurden. Sogar auf leichtere Vergehen gegen die von den Priestern erlassenen Gebote war Todesstrafe gesetzt. Wer sich nicht freiwillig der Taufe unterwarf, hatte Gütereinziehung, Verurteilung zu Leibeigenschaft, Verstümmelung und Todesstrafe zu gewärtigen. Wer gar nach altsächsischer Weise an Quellen, Bäumen oder in Hainen betete und Opfer darbrachte oder sich an Festmahlen beteiligte, die zu Ehren der „Teufel" — so wurden von den Priestern die Gottheiten der sächsischen Naturreligion genannt — abgehalten wurden, mußte hohe Geldstrafen ent-

richten und verfiel bis zu deren Zahlung als Fronknecht in die Dienstbarkeit der Kirche.

Weniger streng als mit den hartnäckig an dem Glauben ihrer Väter hängenden Sachsen verfuhr Karl mit den heidnischen Avaren, zumal dieselben seinen Schutz gegen die Slawen angerufen und um Wohnsitze in der an der Donau gelegenen Markgrafschaft Osterland, dem späteren Österreich, gebeten hatten. Die zu ihrer Bekehrung gebrauchten Mittel waren manchmal eigenartig. So wandten die von dem Erzbischof von Salzburg ausgesendeten Missionare mit Vorliebe das folgende an: sie luden die Edelleute, die Freien wie auch die Unfreien oder Knechte der Avaren zu sich zu Tisch. Denen, die bereits getauft waren, ließ man, auch wenn sie bloße Knechte waren, die Speisen in vergoldeten Schüsseln vorsetzen; den Ungetauften hingegen, auch wenn sie Freie waren, wurden die Speisen in rohen Schüsseln gereicht, in solchen, welche man den Hunden vorsetzte. Diese Art von Anschauungsunterricht wirkte überaus bekehrend auf Edelleute wie Knechte, und darum bedienten die Missionare sich dieses Mittels besonders gern. Das nötige Geld zu solchen Speisungen wurde vom Erzbischof geliefert. Damit es diesem an Mitteln wie Eifer zur Bekehrung niemals fehle, hatte Karl ihm den dritten Teil aller Einkünfte überwiesen, welche von den Bekehrten einkommen würden*).

Daß die von der Kirche, insbesondere von den Päpsten zum Durchführen ihrer Absichten angewendeten Mittel und Kniffe keineswegs immer einwandfrei seien, sollte Karl der Große übrigens auch an seiner eigenen Person erfahren, als er sich im Jahre 800 in Rom befand, um auf Grund seiner Siege über den Langobardenkönig Desiderius die Würde eines römischen Kaisers anzunehmen.

Es war am Weihnachtstage, als Karl sich in die Peterskirche begab, um dem Gottesdienst beizuwohnen. Nach Beendigung der Messe kniete er vor dem Altar zum Gebet nieder. Da plötzlich trat Papst Leo III. hervor, setzte dem in Andacht Versunkenen eine goldene Krone auf das Haupt und rief: „Carolo Augusto, dem von Gott gekrönten großen und friedenbringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg!“ Der Ruf wurde von der versammelten Menge aufgenommen, worauf der Papst dann mit der einen Hand den Mund, mit der anderen die Hand des Gekrönten berührte, ihn salbte und sich gegen ihn verbeugte. Gleichzeitige Chronisten wissen zu berichten, daß diese Krönung durch den Papst durchaus gegen den Willen Karls gewesen sei; denn dieser habe aus eigenem Siegerrecht Kaiser sein und sich selber die Krone aufsetzen wollen. Er habe sich später geäußert, daß er trotz des hohen Feiertages die Kirche nicht betreten haben würde, hätte er von der ihm zuge-

---

*) Zimmermann, „Deutsche Geschichte“, I, 389.

dachten Überrumpelung gewußt. Daß er dieselbe keineswegs billigte, geht auch daraus hervor, daß er dreizehn Jahre später, als er in Aachen die Regierung seinem Sohn Ludwig übergab, denselben weder durch den Papst noch durch einen seiner Abgesandten krönen ließ, sondern seinem Sohn befahl, die Krone vom Altar zu nehmen und mit eigenen Händen sich aufzusetzen. Ebenso sicher ist aber auch, daß die Päpste aus der durch Leo III. vollzogenen Krönung Karls des Großen fortan das Recht ableiteten, den jeweiligen Kaiser durch ihre Salbung und Weihe zu bestätigen. Durch Wort und Bild sorgten sie weiterhin auch für die Verbreitung der Anschauung, daß kein Herrscher als wirklich eingesetzt gelten könne, bis er seine Weihe durch den Statthalter Gottes auf Erden, den Papst, empfangen habe, der ihn mit dem heiligen Öl salbe und mit Zepter und Krone belehne.

Bezeichnend ist, daß Papst Leo, der die Krönung Karls vollzogen hatte, diesen Gedanken auch in einem mächtigen, dreiteiligen Mosaikbilde zum Ausdruck bringen ließ, das in dem zum Empfang und zur Bewirtung fürstlicher Personen dienenden großen Saal des Lateranpalastes in Rom angebracht wurde und heute noch zu sehen ist. Besonders die beiden unteren Teile des Kolossalbildes sind bemerkenswert. Auf dem zur Rechten ist Christus dargestellt, wie er dem knienden Papst die Schlüssel des Himmels und der Hölle, dem knienden Kaiser hingegen die Kreuzesfahne übergibt. Das soll bedeuten, daß Christus selbst jene beiden Gewalten eingesetzt habe, welche die Welt regieren sollen: die geistliche, verkörpert durch den Papst, und die weltliche, verkörpert durch den Kaiser. Noch bezeichnender ist das Bild zur Linken. Es zeigt den Apostel Petrus als den Statthalter Christi auf Erden, wie er seinem Nachfolger, dem Papst Leo III., eine Stola als Abzeichen seiner göttlichen Oberhoheit, dem Kaiser Karl hingegen das Banner der streitenden Kirche übergibt. Von großer Wichtigkeit sind die in dem Bilde angebrachten lateinischen Inschriften. Neben der Gestalt des Apostels Petrus ist zu lesen: Sanctus Petrus, „Der heilige Petrus"; neben der Gestalt des Papstes hingegen: Sanctissimus Dominus Leo Papa, „Der allerheiligste Herr und Papst Leo". Dagegen ist der Kaiser mit den kurzen Worten abgetan: Dominus Carolus regi, „Der Herr König Karl". Es ist einleuchtend, wie unendlich viel höher diesen Bildern und Inschriften zufolge das Amt des Papstes als das des Kaisers ist! — Vergegenwärtigt man sich ferner, daß diese Bilder den wichtigsten Wandschmuck jenes Saales bildeten, wo die nach Rom kommenden Fürsten empfangen und bewirtet wurden, so kann man über den Zweck, die wirkliche Bestimmung dieses Bildes keinen Augenblick im Zweifel sein.

Ein wichtiges Zugeständnis, das die Päpste der Regierung Karls auch abzugewinnen wußten, war das Recht der Erhebung des Zehnten. Ein solches



Teil eines vom Papst Leo III. im Lateran gestifteten Mosaikbildes zur Erinnerung an die durch ihn vollzogene Krönung Karls des Großen.

Recht bestand bereits, wie in einem früheren Abschnitt dargelegt wurde, in Palästina, wo es von den jüdischen Priestern beansprucht worden war. Da die christlichen Priester sich ganz nach dem Muster der jüdischen gebildet hatten, so verlangten sie auch gleich diesen den zehnten Teil der gesamten Ernte für sich. Nachdem Karl der Große diese seit mehreren Jahrhunderten geltend gemachten Ansprüche bewilligt und gesetzlich bestätigt hatte, dehnten die Priester diese Ansprüche allmählich auf alles mögliche aus, auf die Herden, das Geflügel, auf die gesamten gewerblichen Erzeugnisse. —

Verfolgt man die weiteren Beziehungen zwischen den deutschen Kaiser-Königen und dem Papsttum, so wird ersichtlich, daß das letztere seine auf Mächteerweiterung abzielenden Bestrebungen mit zähester Beharrlichkeit fortsetzte. Kaum hatte Kaiser Karl der Große im Jahre 814 seine Augen zum letzten Schlummer geschlossen, so ließen die Hofgeistlichen es sich angelegen sein, seinen mit allen Eigenschaften eines liebenswürdigen Privatmannes begabten Sohn und Nachfolger Ludwig ganz unter ihren Einfluß zu bringen und für alle Pläne des Papsttumes willfährig zu machen. Das gelang ihnen vortrefflich; denn Ludwig war im Gegensatz zu seinem Vater ein Mann ohne jede Willenskraft und Herrschergabe. Psalmensingen und Bibellesen waren ihm lieber als die Erledigung schwieriger Reichsangelegenheiten. Desgleichen bereitete ihm die Gründung und Ausstattung eines Klosters weitaus mehr Freude, als ein Heer zur Sicherung der Reichesgrenzen anzuführen. Als Dank für seine übertriebene Hingebung an die Kirche und seine verschwenderische Freigebigkeit gegen die Geistlichkeit wurde ihm später auch das Prädikat „der Fromme“ verliehen.

Einem solchen mit allen Tugenden eines gottergebenen Familienvaters begabten Herrscher gegenüber konnte das Papsttum offen auftreten. Hatte schon Leo III. sich gebärdet, als ob ein Kaiser Ludwig, der sich eigenhändig die Krone aufs Haupt gesetzt habe, gar nicht existiere, so glich sein Nachfolger, Stephan IV., diese selbstherrliche Handlung Ludwigs dadurch wieder aus, daß er den König in Reims aufsuchte und ihm in der Kirche während des Gottesdienstes eine zu diesem Zweck aus Rom mitgebrachte Krone aufsetzte. Das geschah lediglich, um erkennen zu lassen, daß das Papsttum die Gültigkeit jener eigenhändig verrichteten Krönung nicht anerkenne, sondern die päpstliche Salbung für jeden König unerläßlich halte, auch wenn er bereits vom Reichstag ernannt worden sei. —

Daß seine Frömmigkeit den Herrscher keineswegs vor weiteren Demütigungen seitens des Papsttums und der hohen Geistlichkeit schützten, ward offenbar, als Ludwig, trotzdem er erst 40 Jahre alt war, sich dazu bereden ließ, schon im Jahre 817 seinen ältesten Sohn Lothar zu seinem Mitregenten und Nachfolger, und dessen Brüder Pippin und Ludwig zu unter der Oberherrlichkeit Lothars stehenden Unterkönigen oder Verwaltern bestimmter

Länderstriche zu machen. Diese eigentümliche Anordnung war nicht ohne Mitwirkung der am Hof befindlichen geistlichen Würdenträger erfolgt, die den Kaiser in systematischer Weise durch fromme Übungen, das Lesen von Erbauungsschriften, Gebete, Büßungen und mehrtägiges Fasten mürbe bis zur Widerstandslosigkeit gemacht hatten. Wie Zimmermann in seiner „Deutschen Geschichte" (I, 432) hervorhebt, wurde diese seltsame Thronfolgeordnung zur Quelle einer ganzen Reihe von Kriegen, in denen die Brüder nicht nur widereinander, sondern auch gegen den Vater und der Vater wider die Söhne fochten. Bei all diesen Streitigkeiten hatte die hohe Geistlichkeit ihre Hände beständig im Spiel. Und als der Kaiser am 29. Juni 833 von seinem Sohn Lothar gefangengenommen und in eine Zelle gesperrt wurde, setzten ihm der Erzbischof von Reims und verschiedene andere Priester wegen einer an einem Enkel Karls des Großen vollzogenen Blendung, die dessen Tod nach sich gezogen hatte, mit Ängstigungen seines Gewissens derart zu, daß er die von ihm geforderte Thronentsagungsurkunde nahezu unterzeichnet hätte. Ihm vorhaltend, daß er der Gnade Gottes verlustig gegangen sei, malten sie ihm die Hölle mit ihren Qualen aus, ja, ließen den Teufel leibhaftig vor ihm erscheinen, lösten in solchen Erschreckungen einander ab, gönnten ihm weder am Tage noch in der Nacht Ruhe und erzwangen dadurch von dem Geängstigten endlich, daß er sich zu einer öffentlichen Kirchenbuße verstand, der er sich am 13. November 833 in Soissons unterwarf.

Von seinem Sohn Lothar und den mit ihm verschworenen Erzbischöfen und Bischöfen geleitet, wurde der Kaiser aus seiner Gefangenenzelle angesichts einer ungeheuren Menschenmenge vor den Altar der Medarduskirche geführt. Vor demselben lag ein härenes Büßergewand, auf das niederzuknien dem Kaiser geboten wurde. Darauf wurde ihm ein Pergament übergeben, das alle seine wirklichen, wie auch eine Reihe ihm angedichteter Sünden enthielt, darunter Kirchenraub, Meineid, Mord und Gotteslästerung. Nachdem er dem Befehl, dieses Verzeichnis vorzulesen, entsprochen hatte und noch ehe er zum vollen Bewußtsein der ihm zugeschriebenen Schandtaten gekommen war, riß der Bischof von Osnabrück ihm das Schwert von der Seite. Ein anderer Pfaffe riß ihm den kaiserlichen Mantel von den Schultern, ein dritter warf ihm ebenso schnell das Büßergewand über den Kopf, worauf man dann den Geschändeten in seine Zelle zurückschleppte in der Erwartung, daß er hier die von ihm verlangte Unterzeichnung der Thronentsagung vollziehen werde. Dazu aber, wie zu seiner Einkleidung als Klostermönch wollte sich der Kaiser nicht verstehen. Und da das Volk das mit dem Herrscher getriebene unwürdige falsche Spiel durchschaute und eine drohende Haltung annahm, so beeilten sich der mißratene Sohn und die an dem Staatsstreich beteiligten Priester, den Kaiser nach Aachen zu bringen.

Zeitgenössischen Berichten zufolge verfuhr hier der über den Mißerfolg wütende Sohn seinem unnachgiebigen Vater gegenüber „so, wie es nicht menschlich war". Aber noch viel grausamer marterten ihn seine priesterlichen Feinde Tag und Nacht mit Bestürmungen und Gewissenspeinigungen in verschärfter Haft. —

Augenscheinlich war die herrschsüchtige Kirche entschlossen, den charakterlosen Lothar zum Kaiser zu machen, um durch seine Willfährigkeit zu ihrem Ziel zu gelangen und sich für immer über die weltliche Macht, das Kaisertum, emporzuheben.

Mittlerweile war aber die Kunde von der schmachvollen Behandlung, der Ludwig ausgesetzt worden war, in das deutsche Volk gedrungen und hatte überall Empörung erregt. Auch in seinen beiden jüngeren Söhnen regten sich Scham und Reue. Sie stellten sich an die Spitze der aufgebrachten Sachsen, Schwaben und Bayern und rückten mit zwei starken Heeren von zwei Seiten so rasch auf ihren Bruder Lothar vor, daß demselben nichts übrigblieb, als sein Heil in der Flucht zu suchen und seinen Vater zurückzulassen.

Die hohe Geistlichkeit wußte sich den veränderten Verhältnissen rasch anzupassen. Sie sprach am letzten Februar den Kaiser von der ihm auferlegten Buße frei und bekleidete ihn als den, „der die Gnade Gottes wiedererlangt habe" aufs neue mit den Abzeichen seiner Würde. —

Damit hörten aber die Wirren in Ludwigs Reich keineswegs auf. Infolge der fortgesetzten Bruderkriege und infolge wiederholter neuer Teilungen des Reichs herrschten Elend, Unsicherheit und Zerfahrenheit allüberall. Und als Ludwig am 20. Juni 840 starb, war er, der traurige Sohn des gewaltigen Herrschers Karls des Großen, sich selbst wie seinen Völkern zum Fluch geworden. —

Die nach dem Tode Ludwigs anhaltenden Wirren wurden vom Papsttum eifrig zur weiteren Ausdehnung seiner Macht ausgenützt. Es war sein Ziel, ein neues, die gesamte Christenheit umfassendes Priesterreich zu errichten, in dem die jeweiligen Inhaber des Stuhles Petri die unumschränkten Oberhäupter bilden sollten. Schon seit längerer Zeit hatte die Kirche durch von ihr gefertigte unterschobene Urkunden von mancherlei Art auf dieses Ziel hingearbeitet. Das Äußerste leistete sie durch die Veröffentlichung der bereits in einem früheren Abschnitt erwähnten „Pseudo-Isidorischen Dekretalen", jener Sammlung gefälschter Schriften, die den Zweck hatten, sowohl die Geistlichkeit vom Staat gänzlich freizumachen, wie auch in der Person des Papstes die höchste gesetzgebende, überwachende und richterliche Gewalt zu vereinigen, der nicht nur alle kirchlichen Angelegenheiten und die Bischöfe und die Erzbischöfe, sondern auch sämtliche weltlichen Fürsten, Könige und Kaiser unterworfen seien. In diesen „Dekretalen" war alles durch Fälschungen und Erdichtungen so dargestellt, als seien das die kraft

göttlicher Befehle seit den ersten Jahrhunderten des Christentums von den ersten römischen Bischöfen innegehabten Rechte und Freiheiten. Schon Kaiser Konstantin habe, durch Papst Sylvester vom Aussatz geheilt, diesem die Herrschaft über das gesamte abendländische Reich abgetreten.

Die Veröffentlichung dieser „Verordnungen" geschah während der Jahre 844—853. Obwohl schon damals Einwände gegen ihre Echtheit erhoben wurden, so verstand es der zu jener Zeit auf dem päpstlichen Stuhle sitzende Nicolaus I. doch, diese Einsprüche zum Schweigen zu bringen. Daß diese angeblichen Verordnungen den Päpsten fortan als Richtschnur für ihre weiteren Bestrebungen dienten, wird klar, wenn man auf die Geschichte der Kaiser Karls des Kahlen, Ottos I. und Heinrichs II. eingeht.

Schon die am 8. August 936 in der Marienkirche zu Aachen vollzogene Krönung Ottos I. wurde vom Priestertum als eine Gelegenheit ausgenützt, seine Auffassung über die Beziehungen zwischen Priestertum und Königtum öffentlich kundzugeben. Auf dem Altar waren die Symbole des Königtums niedergelegt: das Schwert, die Krone, das Zepter, der Mantel und — nicht zu vergessen — ein Hirtenstab als Zeichen des königlichen Anteils an der Verwaltung der Kirche. Als nun die feierliche Handlung begann, überreichte der vollziehende Erzbischof von Mainz dem König zuerst das Schwert mit den Worten: „Nimm hin dieses Schwert, das dir durch göttliche Gnade verliehen wurde, um für alle Christen deines Reiches den Frieden zu erhalten und alle Feinde Christi zu bekämpfen!" — Darauf bekleidete er den König mit dem Mantel und sprach: „Wie dieser Mantel mit seinen Enden bis zur Erde niederhängt, so möge er dich daran gemahnen, daß du bis an dein Ende eifrig für den Glauben wirken und in der Bewahrung des Friedens nie ermüden sollst!" — Dann nahm der Erzbischof das Zepter und den Hirtenstab, überreichte sie dem König und sprach: „Kraft dieser Symbole sollst du mit väterlicher Gewalt über deine Untertanen herrschen und den Dienern Gottes, den Witwen und Waisen deine Milde erweisen. Möge das Öl der Barmherzigkeit, mit dem ich dein Haupt salbe, niemals weichen, damit du jetzt und für immerdar ewigen Lohn dafür empfangest! — Nach der Salbung setzten ihm die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier die goldene Krone auf das Haupt und führten ihn zu dem zwischen Marmorsäulen errichteten Thron, wo er von allen Versammelten gesehen werden konnte. —

Welche Zumutungen die herrschsüchtigen Päpste diesen Königen und römischen Kaisern, ihren rechtmäßigen Lehnsherren, zu stellen wagten, ergibt sich aus der von dem Bischof Thietmar von Merseburg aus eigenen Erlebnissen niedergeschriebenen Schilderung der im Jahre 1014 in Rom erfolgten Krönung des letztgenannten Königs Heinrich II. Es heißt in seiner acht Bücher umfassenden, jetzt in der Bibliothek zu Dresden aufbewahrten Chronik: „Am Sonntag den 14. Februar ging Heinrich, von Gottes Gnaden

ruhmwürdiger König, von zwölf Senatoren umgeben, deren sechs mit geschorenen, die anderen mit herabhängenden Bärten, nach althergebrachtem Brauch mit Stäben einherschritten, mit seiner geliebten Gemahlin Kunigunde zur Kirche von St. Peter, wo der Papst ihn erwartete. Bevor er hereingeführt wurde, fragte ihn derselbe, ob er ein treuer Beschützer und Verteidiger der römischen Kirche sein wolle und ihm und seinen Nachfolgern in allen Dingen ergeben? Und er bejahte es mit demütigem Bekenntnis, worauf er von jenem Salbung und Krönung mit seiner Gemahlin empfing."

Aus dieser Stelle ist ersichtlich, daß das Papsttum als Lohn für die dem Kaiser-König erteilte Weihe verlangte, er müsse sein allezeit dienstbereiter, treuer Schirmherr, mit anderen Worten: ihr untertänigster Vasall sein! —

Ein jetzt in der Bibliothek zu München befindliches Meßbuch enthält ein Miniaturbild, das den König zeigt, wie er „von Gottes Gnaden" die Reichsinsignien empfängt. Christus setzt ihm die Krone aufs Haupt; zwei Engel bringen ihm das Reichsschwert und das Zepter; der Klerus aber, verbildlicht durch zwei Geistliche, stützt ihm die Arme. Die lateinische Umschrift des Bildes heißt verdeutscht:

„Siehe gekrönt wird von Gott und beglückt
Der fromme König Heinrich, erlaucht durch den Stamm der Ahnen.
Schirmend bringt ihm sogleich der Engel die Lanze;
Dieser hält auch das Schwert bereit, vor ihm her Furcht bereitend.
Gnädiger Christus, gib langes Leben Deinem Gesalbten,
Damit Dein Getreuer nicht den Nutzen der Zeit verliere.
Dieses Königs Herz und Taten zeichne Udalricus auf,
Emmeramus gewähre ihm huldreich süßen Trost." —

Daß der Gegensatz zwischen den auf die Erhaltung ihrer Herrschaft bedachten deutschen Königen und Kaisern und dem rücksichtslos nach Ausdehnung seiner Macht strebenden Papsttum mit der Zeit zu erbitterten Kämpfen führen müsse, war vorauszusehen. Ein solcher Kampf entbrannte und gestaltete sich zu einem Schauspiel von wahrhaft weltgeschichtlicher Bedeutung, nachdem im Jahre 1056 König Heinrich III. gestorben war und seine Witwe für den hinterlassenen, noch nicht sechs Jahre alten Sohn die Regentschaft übernahm. Obwohl sie sich dieser schwierigen Aufgabe mit aller Hingabe widmete, schmiedeten mehrere hohe geistliche Würdenträger Deutschlands, zweifellos mit Vorwissen des Papstes und der römischen Kardinäle, den verbrecherischen Plan, sich der Person des noch unmündigen jungen Königs gewaltsam zu bemächtigen, um in seinem Reich nach Belieben schalten und walten zu können. Hauptrādelsführer in diesem nichtswürdigen Kom-



König Heinrich II. empfängt von Gottes Gnaden die Krone, die heilige Lanze und das Reichsschwert.

Nach einem Miniaturbild in Heinrichs Gebetbuch in der Bibliothek zu München.

plott war der von maßloser Herrschgier besessene Erzbischof Hanno von Köln. Nachdem auf mehreren Zusammenkünften die Art der Ausführung des Anschlags sorgfältig erwogen war, ließ dieser Gottesmann ein prächtiges Schiff bauen und dasselbe mit allerlei Kostbarkeiten ausstatten, welche die Neugier reizen konnten. Damit fuhren die Verschworenen zur Pfingstzeit des

Jahres 1062 von Köln aus den Rhein hinab nach dem heutigen Kaiserswerth, wo die Witwe des verstorbenen Königs mit ihrem damals bereits zwölf Jahre alten Sohn Hoflager hielt. Unter dem Vorwand, daß sie gekommen seien, den beiden einen ehrerbietigen Besuch abzustatten, luden die Verschworenen nach einem frohen Mahle den jungen König ein, das am Ufer liegende schöne Schiff zu besichtigen. Arglos folgte der Knabe der Einladung. Aber kaum hatte er das Schiff bestiegen, als auf einen Wink des Erzbischofs die Bootsleute vom Ufer abstießen und angesichts der auf dem Balkon ihres Palastes stehenden, den Anschlag sofort erkennenden und in Jammergeschrei ausbrechenden Mutter eiligst davonfuhren. Voller Entsetzen liefen die Diener der Königin, die Räuber verwünschend, dem Schiffe am Ufer entlang nach. Dadurch die Bedeutung des ganzen Vorganges erratend, stürzte der junge König sich in den Strom, um ans Ufer zu schwimmen. Aber er wurde aufgefischt, gewaltsam auf das Schiff zurückgebracht und nach Köln entführt. Hier wurde von einer sofort einberufenen Priesterversammlung, der auch mehrere an dem Komplott beteiligte Reichsgrafen beiwohnten, beschlossen, daß der Erzbischof von Köln, unter dessen Obhut der König zur Zeit weile, im Namen desselben nunmehr die Regierung des Reiches führen möge. —

Alle Bemühungen der verzweifelten Mutter, ihren Sohn zurückzuerlangen, blieben vergeblich. Über ihren Verlust mit Trauer erfüllt, zog sie sich von der Welt zurück, um in frommen Werken das ihr zugefügte schwere Leid zu vergessen.

Obwohl der gegen den jungen König begangene unerhörte Gewaltstreich überall Entrüstung erregte, behielten die Verschworenen den in so hinterlistiger Weise Entführten dennoch in ihrer Verwahrung. Er wurde dem Erzbischof Adalbert von Bremen „zur weiteren Erziehung“ überliefert, die selbstverständlich darauf hinauslief, den Knaben zu einem gefügigen Werkzeug für die weiteren Pläne der Gottesmänner zu gestalten. Seinen Leidenschaften stets nachgebend, sollte er zu einem ausschweifenden, haltlosen Menschen geformt werden, unter dem Rom und seine Priester ungehindert schalten und walten könnten. So wurde er am Osterfest des Jahres 1065, obwohl eben erst 15 Jahre alt geworden, in Worms für mündig erklärt und als König Heinrich IV. auf den Thron gesetzt.

Beständig unter dem Einfluß aufeinander eifersüchtiger Pfaffen stehend, gestaltete sich die Regierung Heinrichs für Deutschland zu einer Zeit schlimmster Wirren, die vom Priestertum, insbesondere den römischen Päpsten, unablässig zur Erweiterung ihrer Macht ausgenützt wurden. Schon zur Zeit der Minderjährigkeit Heinrichs hatten sie Vorkehrungen getroffen, um die völlige Unabhängigkeit des Papsttums von jeder weltlichen Macht herbeizuführen. So hatten sie im April 1059 in Rom eine Kirchenversammlung abgehalten, die von 113 Bischöfen aus Italien, Burgund und Frankreich be-

sucht war und den Beschluß faßte, durch eine neue Wahlordnung die völlige Unabhängigkeit der Päpste auf ewige Zeiten zu sichern. Fortan sollten diese Wahlen nur durch das Kollegium der römischen Kardinäle, das heißt der sieben vornehmsten Geistlichen Roms und 28 Hauptpfarrer des römischen Sprengels, vollzogen werden. Die bisherige Zustimmung des Adels und Volkes solle fernerhin nicht mehr in Betracht kommen. Auch den deutschen Kaisern solle das Bestätigungsrecht nur insofern belassen bleiben, als es ihnen vom Kollegium jedesmal besonders zugestanden werde.

Der treibende Geist dieses Kollegiums war Hildebrand, ein Mann, in dessen kaum das Mittelmaß erreichender Gestalt die grenzenlose Machtgier, die zähe Energie, sowie die vor keiner Vergewaltigung zurückschreckende Rücksichtslosigkeit des Papsttums am schärfsten verkörpert waren. Vom einfachen Mönch war er zum Kaplan geworden. Und später durch den Papst Leo IX. nach Rom gebracht, hatte er sich unter der Herrschaft von fünf Päpsten mit allen geheimen Plänen und Anschlägen derselben vertraut gemacht und war wegen seiner Fähigkeiten zum Kardinal erhoben worden. Nicht mit Unrecht wurde er von einem seiner Zeitgenossen und Kollegen, dem Kardinal Petrus Damiani, „ein heiliger Satan" genannt; denn er war in der Tat ein Dämon in Priestergestalt, wie ein gleicher zum Glück für die Menschheit nicht zum zweitenmal auf den Stuhl Petri gelangte.

Das diesem Manne vorschwebende Papstideal bestand nicht bloß in völliger Unabhängigkeit des Papsttums von jeder weltlichen Gewalt, sondern auch in vollständiger Überordnung der geistlichen über alle weltliche Gewalt. Mit anderen Worten, Hildebrand strebte eine priesterliche Weltherrschaft an, deren Sitz in Rom sei und durch den Papst als Gottes Statthalter auf Erden ausgeübt werde. Sämtliche Kaiser und Könige sollten fortan ihre gesamten Befugnisse vom Oberhaupt der Kirche zu Lehen empfangen und den Papst als Lehnsherrn und höchsten Schiedsrichter in allen Angelegenheiten anerkennen müssen.

Es war im Jahre 1074, wo dieser Kardinal Hildebrand von seinen nach Rom beorderten Kollegen zum Papst ausgerufen wurde und unter dem Namen Gregor VII. den päpstlichen Stuhl bestieg. Sogleich traf er mehrere Maßnahmen von außerordentlicher Bedeutung. Zunächst setzte er die bereits von früheren Päpsten angeregten Zölibatsgesetze in Kraft, durch welche alle in einem ehelichen Verhältnis lebenden Priester für abgesetzt erklärt wurden. Obwohl die Ehe zu allen Zeiten als der heiligste und stärkste Bund zwischen Menschen betrachtet und gepriesen wurde, obwohl die Bedeutung der Ehe für die Erhaltung der Staaten und der menschlichen Gesellschaft all-

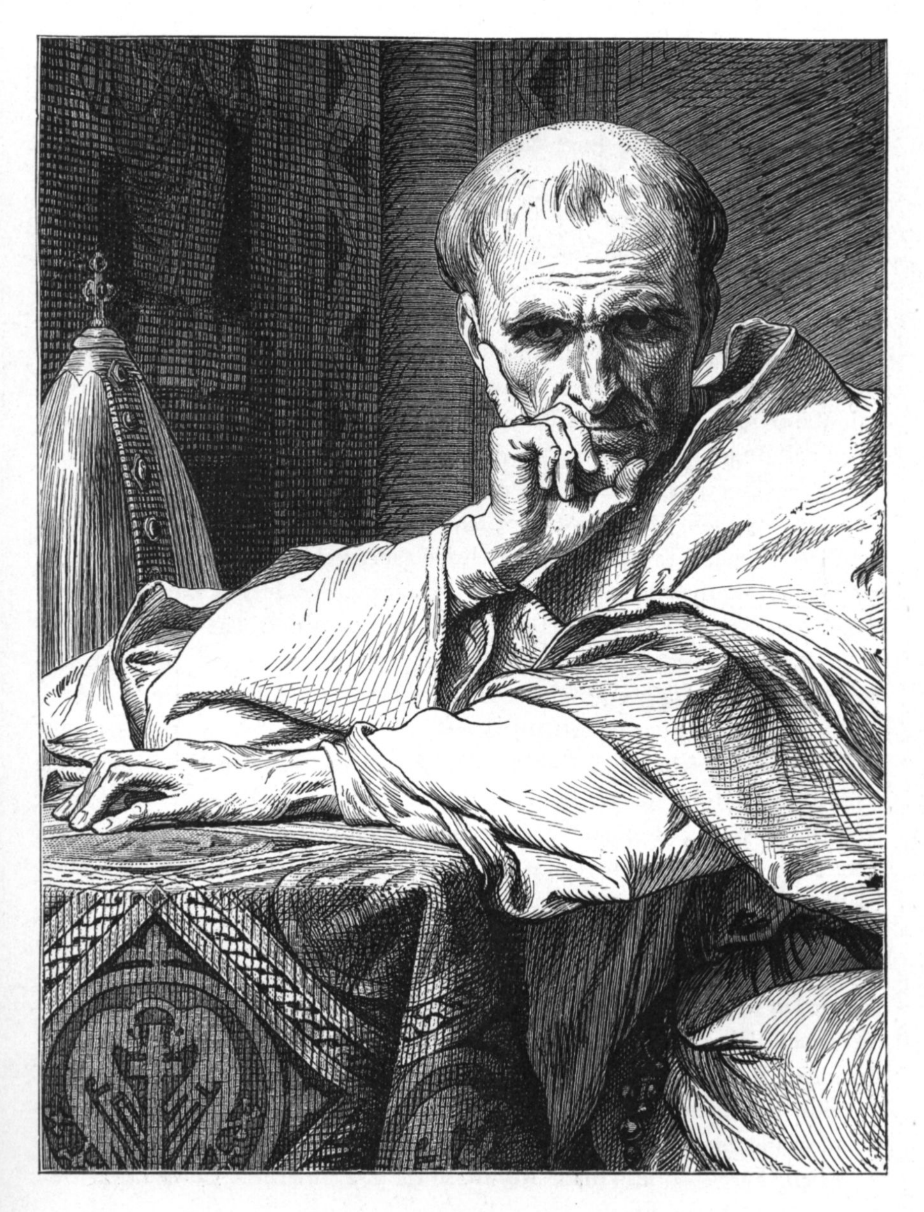
gemein anerkannt wurde, obwohl zahllose Priester bis dahin solche Ehen eingegangen hatten und sich in denselben glücklich fühlten, unternahm Gregor VII. es dennoch, die Ehe bei Geistlichen um jeden Preis auszurotten. Und zwar zu dem ausgesprochenen Zweck, sämtliche Priester der christlichen Kirche von allen Banden zu lösen, durch welche ihre Familien sie mit den weltlichen Mächten, mit der Gemeinde, dem Staat, der Heimat und dem Vaterlande verknüpften. Sie sollten fortan kein anderes Interesse als das der Kirche haben, ihr willenlos mit Leib und Seele dienen und eine absolut gefügige Heermacht bilden, die dem Papsttum Roms jederzeit zur Durchführung seiner Ziele zu Gebote stehe.

Selbstverständlich erregte diese naturwidrige Verordnung in allen Landen ungeheure Bestürzung. In manchen Ländern kam es zu hartnäckigem, viele Jahre dauerndem Widerstand. Eine in Paris abgehaltene Synode erklärte die Gegner der von Gott verordneten und im 7. Kapitel des 1. Buches der Korinther empfohlenen Ehe als verruchte Ketzer. Aber als alle nicht sofort willfahrenden Priester mit dem Bann bedroht wurden, verstummte allmählich der Widerstand und das Zölibat gelangte unter der Geistlichkeit zu allgemeiner Durchführung.

Ein weiteres Mittel in dem Kampf um die Herrschaft bildete die Einführung von päpstlichen Legaten oder Abgesandten, die als direkte Vertreter des Papstes galten und sogar die Vollmacht besaßen, über etwaige Widersacher der Kirche sämtliche Strafen zu verhängen, die dem Papsttum zur Verfügung standen. Da diese Legaten im Auftrag des Papstes alle Länder durchzogen, so machte er sich durch diese Vertreter gleichsam allgegenwärtig.

Wird man sich darüber klar, daß derartige Legaten jederzeit einen ungeheuren Einfluß auf die noch tief im Bann des Aberglaubens stehenden Völker ausüben konnten, und daß für diese wichtigen Posten stets die scharfsinnigsten Priester ausgewählt wurden, die in der Wahl ihrer Mittel vor nichts zurückschreckten, so kann man ermessen, was diese Einrichtung für die damalige Zeit bedeutete. Da war kein Königs- oder Fürstenhof, an dem solche Legaten nicht ihre Intrigen spannen; da war keine Stadt, keine Gemeinde, keine Familie, die nicht in jeder Weise dem priesterlichen Einfluß und Machtgebot unterworfen worden wären. —

Aber eine noch größere Überraschung stand der christlichen Welt durch den Autokraten Gregor bevor. Im Jahre 1075 erließ er ein strenges Verbot, demzufolge fortan kein Geistlicher mehr bei Verlust seines Amtes aus der Hand eines Laien oder weltlichen Lehnsherrn die Investitur annehmen dürfe. Mit diesem Verbot war die an die Lehnsherrn gerichtete Drohung ver-



Papst Gregor VII.
Nach einer Originalzeichnung von O. Knille für das Prachtwerk „Bildersaal deutscher Geschichte“.

bunden, daß, wer trotzdem die Investitur ausübe, mit dem Kirchenbann belegt werden solle. Dieser Erlaß war ein überaus schwerer Eingriff in die seit alten Zeiten bestehende Oberherrschaft der Könige über ihre Beamten, in die Besetzung von Kirchenämtern durch die Staatsgewalt. Da die Bischöfe und Erzbischöfe durch kaiserliche Belehnung mit weltlichen Gütern Reichsfürsten geworden waren, bedeutete eine Durchführung des päpstlichen Erlasses eine Zerstörung des überall bestehenden Lehenssystems, das den Grundpfeiler sämtlicher Staaten des Mittelalters bildete.

So wurde es auch von König Heinrich IV. empfunden, der sich als Lehnsherr des Papstes betrachtete. Er berief sofort eine Synode aller deutschen Bischöfe ein, welche über die Lage entscheiden solle. Diese Synode wurde am 24. Januar 1076 in Worms unter dem Vorsitz des Bischofs Siegfried von Mainz in Gegenwart des Königs eröffnet. In der Versammlung trat der Kardinal Hugo als Abgeordneter der römischen Geistlichkeit und des römischen Volkes auf, um eine Reihe der schwersten Beschuldigungen gegen den Papst zu erheben. Derselbe habe nicht nur widerrechtlich den Stuhl Petri bestiegen, sondern auch sein Amt durch Verbrechen und Laster aller Art geschändet. Ferner habe er Mörder gedungen, die dem König nach dem Leben trachteten. Ein darauf von allen anwesenden Bischöfen unterzeichneter Beschluß forderte die sofortige Absetzung des Papstes. Dieser Erklärung fügte der König noch ein besonderes, an den Papst gerichtetes Schreiben bei, das folgenden Wortlaut hatte:

„Heinrich, nicht durch Gewalt, sondern durch Gottes heilige Anordnung König, an Hildebrand den falschen Mönch, nicht mehr Papst! Diese Anrede hast Du verdient wegen der Verwirrung, die Du über alle Einrichtungen und Stände der Kirche gebracht hast. Durch List und Betrug bist Du zu Deiner Stellung gelangt. Deinem Mönchsgelübde entgegen erwarbst Du Dir Geld, durch Geld Volksgunst, durch Volksgunst Waffen, durch Waffengewalt den Stuhl des Friedens, von dem herab Du den Frieden der Welt vernichtetest, indem Du die Untertanen gegen ihre Obrigkeit aufwiegelst. — Deshalb, Du mit Fluch Behafteter und durch unser und aller unserer Bischöfe Urteil Verdammter, steige herab von dem angemaßten Apostolischen Stuhl! Ein anderer soll ihn besteigen, der nicht unter dem Deckmantel der Religion Gewalttaten verübt, sondern die reine Lehre des heiligen Petrus verkündige. Ich, Heinrich, durch Gottes Gnade König, sowie alle unsere Bischöfe sagen Dir: Steig' herab! Steig' herab!" —

In einem gleichzeitigen Schreiben forderte der König den römischen Klerus und das römische Volk auf, Gregor nicht länger auf dem Heiligen Stuhl zu dulden, sondern einen von den Bischöfen erwählten Papst anzunehmen.

Die Antwort des zum Äußersten entschlossenen Papstes Gregor ließ nicht

lange auf sich warten. Obwohl eine zu Piacenza abgehaltene Synode die zu Worms gefaßte Entscheidung der Bischöfe bestätigte und ihm den Gehorsam aufkündigte, so war Gregor sich seiner Gefolgschaft doch vollkommen sicher. Er wußte dieselbe in einer im Februar des Jahres 1076 im Lateran abgehaltenen Versammlung derart zu beeinflussen, daß ihm nicht nur die Zustimmung erteilt wurde, die in Worms und Piacenza versammelt gewesenen Bischöfe ihrer Ämter zu entsetzen und von der Gemeinde der Gläubigen auszuschließen, sondern auch den König Heinrich mit dem Bann zu belegen. Sein dahingehender Erlaß hatte folgenden Wortlaut:

„Heiliger Petrus, Fürst der Apostel! Zur Ehre und zum Schutze Deiner Kirche untersage ich im Namen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, kraft Deiner Macht und Gewalt dem König Heinrich, dem Sohne des Kaisers Heinrich, der gegen Deine Kirche sich mit unerhörtem Übermute erhoben hat, die Leitung des ganzen Reiches der Deutschen und Italiens; und alle Christen löse ich von dem Bande des Eides, den sie ihm geleistet haben oder leisten werden; und ich verbiete, daß jemand ihm als seinem Könige diene. Denn es gebührt sich, daß der, welcher die Ehre Deiner Kirche zu mindern strebt, selbst seine Ehre verliere, die er zu haben scheint. Und da er es verschmäht hat, wie ein Christ zu gehorchen, und nicht zurückgekehrt ist zu seinem Herrn, den er verlassen hat, — indem er mit Gebannten verkehrt und viele Ungerechtigkeiten begeht und meine Mahnungen, die ich um seines Heiles willen an ihn gerichtet habe, wovon Du Zeuge bist, mißachtet und sich von Deiner Kirche trennt, sie zu spalten trachtend — so binde ich ihn an Deiner Statt mit dem Bande des Bannes!" —

Schon im jüdischen Gesetz vorgebildet und von den Kirchenvätern in die Einrichtungen der christlichen Kirche übernommen, war der Bann in den Händen der römischen Päpste zu einem furchtbaren Mittel zur Erzwingung ihrer Zwecke und Ziele geworden. Wer sich den päpstlichen Verordnungen widersetzte und nicht gehorchte, der ward aus der Gemeinschaft der Gläubigen und von der Teilnahme an den Sakramenten ausgeschlossen und verflucht. Er wurde fortan von allen Gläubigen gemieden, als sei er mit Aussatz behaftet. War er ein Fürst, ein Heerführer, ein König, ein Kaiser, so waren Soldaten und Untertanen ihrer Gelübde der Treue sofort entbunden; vor seine Türe stellte man eine Totenbahre, zum Zeichen, daß er auch bürgerlich tot sei, auch keine Rechtssachen mehr vor Gericht führen, nicht mehr als Zeuge dienen und kein Gut mehr zu Lehen geben könne. Die Überreste seiner Tafel wurden verbrannt, der Ärmste rührte sie nicht an; die Leiche des Exkommunizierten wurde wie die eines Hundes verscharrt. Es bedarf nur der Kenntnis des Wortlautes einer derartigen Bannformel, um es erklärlich zu finden, daß selbst die Herrscher der Erde vor dem Bannfluch zitterten:

„Verflucht seiest Du immer und überall: verflucht bei Tag und zu jeder

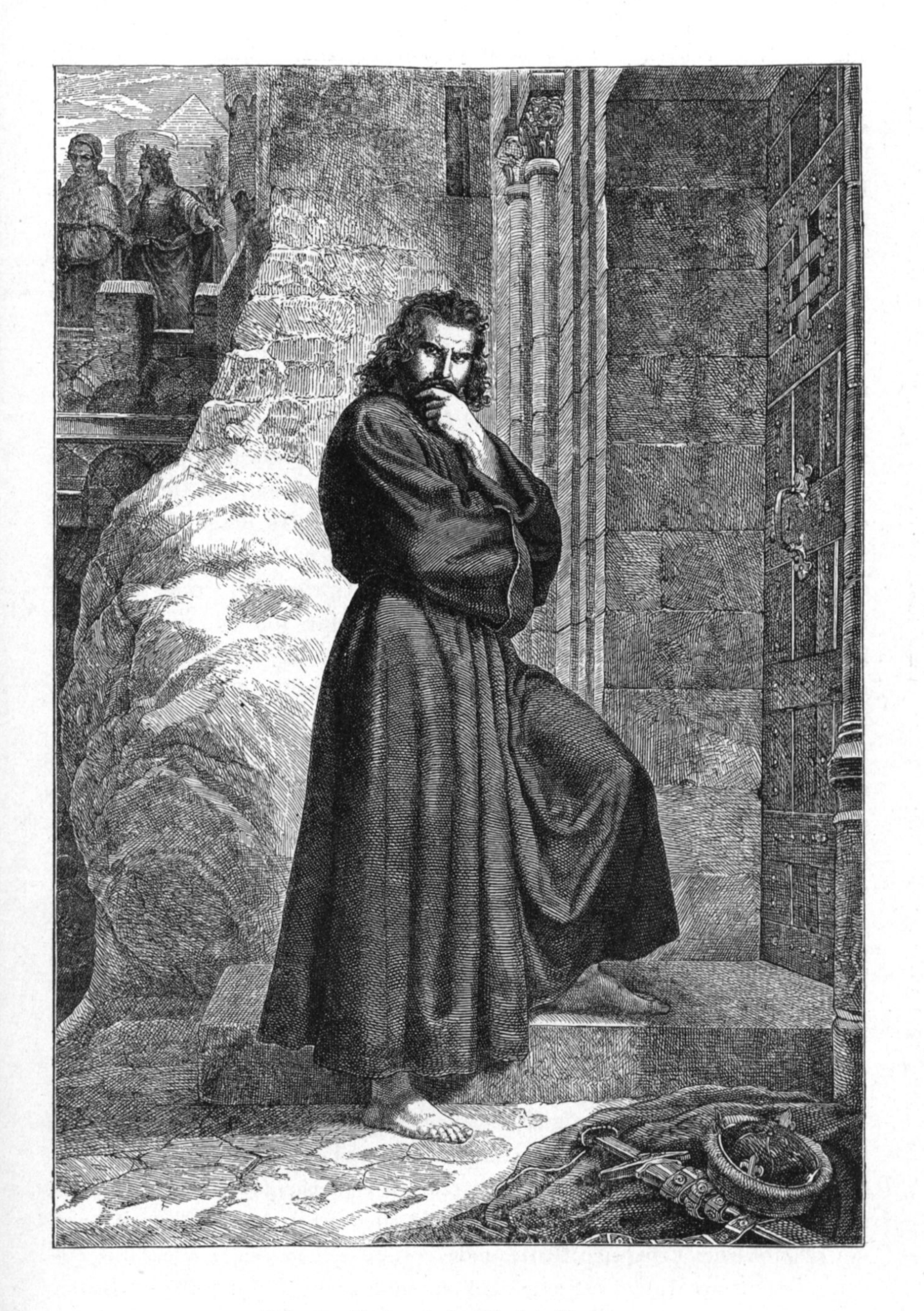
Stunde; verflucht, wenn Du schläfst und wenn Du wachst; verflucht, wenn Du fastest und wenn Du issest und trinkest; verflucht sei Deine Rede und Dein Schweigen; verflucht seist Du drinnen und draußen; auf dem Feld und auf dem Wasser; verflucht von dem Wirbel des Hauptes bis zu den Sohlen der Füße. Deine Augen sollen blind, Deine Ohren taub, Dein Mund stumm werden; die Zunge soll im Gaumen stocken; Deine Hände sollen sich nicht bewegen, noch Deine Füße gehen. Verflucht seien alle Glieder Deines Körpers; stehend, liegend seien sie von jetzt auf immer verflucht: und so mögen Deine Lichter bei der Erscheinung des Herrn am Tage des Gerichts ausgelöscht werden. Dein Begräbnis geschehe mit den Hunden und den Eseln; Deinen Leichnam mögen die gefräßigen Wölfe verzehren; der Teufel mit seinen Engeln sei Dein Begleiter immerdar!" —

Die Kunde von diesem über den König Heinrich verhängten Bann durchflog mit Windeseile die gesamte Christenheit. Ein unerhörtes, welterschütterndes Ereignis war geschehen; der höchste Fürst der Christenheit gebannt! In Deutschland entstand die furchtbarste Erregung und Verwirrung; denn jedermann sah sich plötzlich vor die inhaltsschwere Gewissensfrage gestellt, wem man nunmehr Gehorsam schulde, ob dem Könige, dem man den Untertaneneid geschworen, oder ob dem Papst, der den Anspruch erhob, der Stellvertreter Gottes und als solcher über jede weltliche Macht erhaben zu sein! —

Bei dem damaligen Tiefstand des Geisteslebens, bei der vom Priestertum erzeugten und beständig genährten Furcht vor ewigen Höllenstrafen für jedes gegen kirchliche Verordnungen begangene Vergehen war das Ergebnis vorauszusehen. Ein allgemeiner Abfall vom König erfolgte. Obendrein erklärte eine Reichsversammlung ihn für abgesetzt, wenn er sich nicht innerhalb eines Jahres von dem Banne löse. Bis dahin solle das Reich als „verwaist" gelten.

König Heinrich selbst war ein viel zu tief im blinden Glauben versunkener Christ, als daß er nicht von der Gewalt des über ihn verhängten Bannes niedergedrückt gewesen wäre. Um jeden Preis seine Lösung von dem fürchterlichen Fluch zu erlangen, entschloß er sich zur Kirchenbuße und trat mit seiner ihm in dieser Zeit des Elends treu zur Seite stehenden Gemahlin und seinem dreijährigen Sohn und einigen Begleitern kurz vor Weihnachten des Jahres 1076 von Speier aus die Reise nach Italien an. Mitten im Winter langte man vor den Alpen, am Mont Cenis an. Wie der Übergang vollzogen wurde, ist aus einer Schilderung Lamberts von Hersfeld, eines der Begleiter des Königs, zu ersehen:

„Noch war der Winter überaus hart, und die Berge, über welche der Übergang stattfand, und die sich ins Unermeßliche ausdehnen und mit ihren Gipfeln fast in die Wolken ragen, starrten so voll Schnee und Eis, daß man



König Heinrich IV. in Kanossa.

Nach einer Zeichnung von H. Plüddemann im „Bildersaal deutscher Geschichte“ „Union, deutsche Verlagsgesellschaft“.

auf den schlüpfrigen und steilen Abhängen weder zu Pferde noch zu Fuß ohne Gefahr hinabsteigen konnte. Aber die Wiederkehr des Tages, an welchem der König in den Bann getan worden war, stand nahe bevor und duldete keine Verzögerung der Reise. Deswegen mietete er um Lohn einige von den Eingeborenen. Mit diesen Führern gelangten sie unter größter Schwierigkeit bis auf den Scheitel des Gebirges. Hier aber schien keine Möglichkeit zu bestehen, weiter fortzukommen, weil der schroffe Abhang des Berges durch das Eis so schlüpfrig war, daß er jedes Heruntersteigen gänzlich zu versagen schien. Hier nun mußten die Männer alle Gefahr mit ihren Kräften zu überwinden suchen; und bald auf den Händen und Füßen kriechend, bald auf die Schultern ihrer Führer sich stützend, bisweilen auch, wenn ihr Fuß auf dem schlüpfrigen Boden ausglitt, fallend und weit fortrollend, langten sie doch endlich mit großer Lebensgefahr in der Ebene an. Die Königin und andere Frauen, die in ihrem Dienste waren, setzte man auf Ochsenhäute, und die zum Geleite vorausgehenden Wegweiser zogen sie darauf abwärts." —

Nach unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren langten die Wanderer endlich in der Lombardei an, deren Ritter und Grafen sich sofort dem König mit einer starken Heeresmacht zur Verfügung stellten, um den verhaßten Papst, der auch ihr Feind war, zu züchtigen. Heinrich aber, als tiefgläubiger Christ darauf bedacht, von dem furchtbaren Bann gelöst zu werden, lehnte die Hilfe ab und begab sich nach Kanossa, einer auf einem hohen Felsen gelegenen Burg der Gräfin Mathilde von Toskana, wohin der Papst sich voll Schrecken geflüchtet hatte, als die ersten unbestimmten Nachrichten über die Ankunft des Königs in der Lombardei nach Rom gelangten. Sobald er aber erfuhr, unter welchen Umständen und in welcher Absicht der König erschien, unterließ der rachgierige Pfaffe nichts, womit er den König weiter demütigen könne. Zunächst ließ er ihn drei Tage lang unbeachtet vor dem Burgtor harren; erst am vierten Tage erlaubte er, daß der König in den Burghof eingelassen werde. Dort aber mußte er seine Kleidung mit einem Büßerhemd vertauschen und die weitere Entscheidung des Papstes abwarten.

In einem von seiner eigenen Hand geschriebenen Briefe hat Gregor sein und des Königs Verhalten folgendermaßen geschildert:

„Heinrich kam mit wenigen Begleitern vor das feste Schloß zu Kanossa, wo wir uns aufhielten. Drei Tage lang stand er, alles königlichen Schmuckes beraubt, barfuß und nur mit einem wollenen Büßerhemd bekleidet, in kläglicher Gestalt vor dem Tore und hörte nicht eher auf, unter häufigen Tränen um apostolisches Erbarmen, Hilfe und Trost zu flehen, bis er alle Anwesenden so sehr zum Mitleid bewegte, daß sie unter vielen Tränen für ihn baten und alle über die ungewöhnliche Härte unseres Herzens erstaunten. Einige riefen sogar, unser Betragen verrate mehr tyrannische Wildheit und Grausamkeit als apostolische Strenge." —

Erst am vierten Tage ließ der angebliche Stellvertreter eines allgütigen Gottes den König vor sich erscheinen und sprach ihn unter der Bedingung vom Bann frei, daß er ruhig nach Deutschland zurückkehre und dort die Entscheidung des Reichstages abwarte, ob er König bleiben könne oder nicht. —

Mit vollem Recht haben deutsche Historiker diese in der Weltgeschichte einzig dastehende Schmachszene von Kanossa der Menschheit als ein Mahn- und Warnzeichen von furchtbarstem Ernst vorgehalten. Es war die tiefste Demütigung, die das Germanentum vom Romanismus, der Staat vom mächtigeren Pfaffentum jemals erlitt.

Dem Papste wurde seine Handlungsweise selber zum Fluch. Auf sein Anstiften wurde in Deutschland an Stelle Heinrichs Rudolf von Schwaben zum König erwählt. Und zwar nachdem dieser den päpstlichen Legaten nicht nur die weitestgehenden Zugeständnisse in bezug auf die Bischofswahlen gemacht, sondern auch auf die Erblichkeit der Königswürde verzichtet hatte. Das waren Zugeständnisse, die einen vollen Sieg der Kirche über den Staat bedeuteten, Rudolf aber auch den Beinamen „der Pfaffenkönig“ eintrugen. Als Lohn für seine Unterwürfigkeit übersandte der Papst ihm eine goldene Königskrone, welche die Umschrift trug:

„Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolfo“, zu deutsch: „Der Fels (Apostel Petrus) gab dieses an Petrus (den Papst); Petrus (der Papst) gab dieses Diadem an Rudolf!“ —

Um Rudolf in seinem Kampf gegen Heinrich mit einer genügend großen Heeresmacht zu versehen, sicherte der Papst obendrein allen waffenfähigen Männern, die Rudolf unterstützen würden, von vornherein volle Vergebung aller jemals begangenen Sünden zu! —

Nicht gesonnen, sich auf diese Weise um sein väterliches Erbe, die Königswürde, bringen zu lassen, rief Heinrich die nach Aufhebung des Bannes ihm wieder zuströmenden Getreuen zu den Waffen und es kam zu erbitterten Kämpfen. In einem derselben empfing Rudolf am 15. Oktober 1080 einen Stich in den Unterleib; zugleich wurde ihm die das Schwert führende Hand abgehauen. Sterbend sprach er zu seiner Umgebung: „Das ist die Hand, mit der ich König Heinrich die Treue schwur. Nun muß ich Reich und Leben lassen. Ihr aber, die ihr mich überredetet, diese Treue zu brechen, fragt euch selbst, ob ihr mir recht geraten hattet!“ —

Für Gregor, der kurz zuvor sich in der Rolle eines Propheten gefallen und mit Hinweis auf Heinrich geweissagt hatte: „In diesem Jahre wird der falsche König sterben!“ war der Tod Rudolfs ein höchst unbequemes Ereignis, da dieser Ausgang von der Welt als ein Gottesurteil angesehen wurde.

Durch solche Anfechtungen ließ aber der hochmütige Papst sich keines-

wegs beeinflussen. Um zu zeigen, welche maßlosen Forderungen er nach der Demütigung Heinrichs zu erheben wagte, seien hier einige der 27 Dekrete oder Befehle wiedergegeben, die er am 7. März 1080 an sämtliche Erzbischöfe und Bischöfe erließ *). Unter Androhung sofortiger Exkommunikation wurde ihnen auf das strengste verboten, fortan aus der Hand irgendeines Kaisers, Königs oder anderer Laien die Investitur oder Belehnung mit einem Bischofssitz oder irgendeinem anderen Kirchenamt anzunehmen. Weiter wird erklärt, daß nur die römische Kirche göttlichen Ursprungs, das heißt von Gott gegründet sei; daß der römische Papst allein mit Recht universal, allumfassend sei; daß ihm allein die Befugnis zustehe, Bischöfe ein- oder abzusetzen; daß seine Legaten oder Abgesandte, selbst wenn sie geringeren Grades seien, über den Bischöfen stünden und das Recht hätten, solche abzusetzen; daß alle Fürsten nur ihm, dem Papst, die Füße küssen dürften; daß nur sein Name in den Kirchen genannt werden dürfe; daß es in seiner Befugnis stehe, Kaiser abzusetzen; daß kein von ihm gefälltes Urteil abgeändert werden dürfe außer von ihm selbst; daß er selbst durch niemanden zur Rechenschaft gezogen und von niemanden verurteilt werden könne; daß niemand sich erlauben dürfe, irgendeine seiner Maßnahmen zu kritisieren oder zu bemängeln; daß die römische Kirche niemals geirrt habe und nach der Schrift auch nie in aller Ewigkeit irren könne; daß der römische Papst, sobald seine Weihe erfolgt sei, auf Grund der Verdienste des heiligen Petrus gleichfalls als eine heilige Person zu betrachten sei; daß solche Personen, die mit der Kirche nicht in Frieden stünden, nicht als Katholiken zu betrachten seien und daß der Papst das Recht habe, Untertanen von ihrem Treueid gegen solche verruchte Personen zu entbinden. —

Wie aus diesem Verzeichnis ersichtlich, wurde die Unfehlbarkeit der Kirche resp. des Papstes, die zu Ende des 19. Jahrhunderts die Gemüter der gesamten Christenheit so lebhaft beschäftigte, schon damals von Gregor beansprucht.

Nach dem Tode des auf Betreiben des Papstes erwählten Gegenkönigs Rudolf von Schwaben war Heinrich wieder alleiniger Herrscher über Deutschland geworden. Von tiefem Ingrimm über die ihm durch den hochmütigen Papst zugefügte Schmach erfüllt, überstieg er, einen erneuten Bannfluch Gregors mißachtend, abermals die Alpen, diesmal aber an der Spitze eines starken Heeres, um die Frage der Investitur mit dem Schwert zu lösen und zwischen der weltlichen und geistlichen Macht das richtige Verhältnis wieder

*) Die Originale dieser Verordnungen sind sowohl in dem großen Sammelwerk „Monumenta Germaniae historica“ wie in Döberls „Monumenta Germaniae selecta“ zum Abdruck gekommen. Ernest F. Henderson veranstaltete eine englische Übersetzung, die im Jahre 1921 unter dem Titel: „Select Historical Documents of the Middle Ages“ in London erschien.

herzustellen. Nach harter Belagerung der Stadt Rom zog er siegreich in dieselbe ein, erklärte den Papst Gregor für abgesetzt und ließ dessen Feind, Wibert von Ravenna, als Papst Clemens III. weihen, worauf er am Ostersonntag des Jahres 1084 sich von diesem als Kaiser krönen ließ. —

Der seines Amtes entsetzte Gregor war nach Salerno geflohen, wo er, von geistigen und körperlichen Leiden heimgesucht, am 25. Mai 1085 aus dem Leben schied. In ihm, dem nie wieder erreichten Muster eines Theokraten, hatte, wie Johannes Scherr in seinem Werk „Germania" treffend hervorhebt, „der Dämon des Priestertums seine glänzendste Erscheinung vollzogen". Dem fügte L. Stacke in seiner „Deutschen Geschichte" (I, 379) hinzu: „Gregor gehört zu jenen mächtigen, aber kalten und herzlosen Naturen, die als Gewaltherrscher oder als Urheber selbstgeschaffener Ordnungen und Systeme über das Glück von Millionen ihrer Mitmenschen dahinschreiten, unbekümmert um die Frage über die Sittlichkeit ihrer Mittel zum Zweck, ja, des Zweckes selbst, nur das Ziel der Herrschsucht im Auge haben und nur von dem einen Gedanken der Herrschaft erfüllt sind. Von den Menschen mit grauenvoller Bewunderung angestaunt, wandeln sie gleichsam wie fremde Wesen ihre Bahnen durch das Leben und scheiden von dem Schauplatz ihres Wirkens unbetrauert, ohne jeden Freund." —

Der Tod Gregors brachte dem König Heinrich aber keineswegs den heißersehnten Frieden. Denn neben dem auf seine Veranlassung erwählten Papst Clemens III. standen zwei Gegenpäpste im Felde: Victor III. und Urban II., die mit allen Mitteln pfäffischer Schlauheit den Kaiser in immer neue Kämpfe verwickelten, ihm den eigenen Sohn entfremdeten und obendrein fortwährend Bannflüche auf ihn schleuderten. Ein durch sie heraufbeschworener Bürgerkrieg in Deutschland gipfelte in dem schmählichen Verrat des Kaisers durch seinen Sohn Heinrich, der unter dem Vorwand, eine Aussöhnung des Kaisers mit der Kirche herbeiführen zu wollen, ihn zu einer Unterredung einlud, dann aber ihn gefangennahm und am 31. Dezember 1105 zur Abdankung zwang. —

Als Heinrich wenige Monate später starb, ward sein vom Bann noch nicht gelöster Leichnam in einem gewöhnlichen Sarg unbeerdigt auf einer kleinen Insel in der Maas hingestellt, wo ein mitleidiger Mönch Gebete für das Seelenheil des Toten verrichtete. Erst später ward die Leiche nach Speier gebracht und in der vom Kaiser erbauten Marienkirche beigesetzt. Priesterlicher Haß mißgönnte dem Toten aber auch diese Ruhestätte. Die Leiche mußte wieder ausgegraben und in eine noch ungeweihte Kapelle gestellt werden. Erst fünf Jahre später wurde der Bann aufgehoben, worauf die Beisetzung der Leiche im Dom zu Speier erfolgte. —

Unter Heinrich V. setzten sich die Kämpfe zwischen Staat und Kirche um die Investitur fort. Sie führten im Jahre 1111, als Paschalis II. auf dem

päpstlichen Stuhle saß, zu Ereignissen, die eine Vergeltung für die schmachvolle Szene von Kanossa bildeten.

Um den Investiturstreit zu einem Ende zu bringen, zog der Kaiser an der Spitze eines 30000 Mann starken Heeres über die Alpen und nahm, als der Papst sich seinen Vergleichsvorschlägen nicht fügen wollte, den Statthalter Gottes samt 16 Kardinälen in der St. Peterskirche Roms gefangen und hielt sie so lange in Gewahrsam, bis sie sich zu einem dem Kaiser zusagenden Übereinkommen bequemten. Nach demselben sollte die Wahl der Bischöfe und Äbte fortan in Gegenwart des Kaisers oder seines Bevollmächtigten geschehen, worauf der Kaiser den Gewählten durch das Zepter mit den Regalien oder Reichslehen und fürstlichen Rechten belehnte. Erst dann folgte die Weihe durch den päpstlichen Vertreter, der gleichzeitig Ring und Stab überreichte.

Mit diesem Übereinkommen, das im September 1122 in Worms besiegelt wurde, war der 50 Jahre dauernde Investiturstreit, der so furchtbare Wirren und eine Fülle Elend über Deutschland wie über Italien herbeigeführt hatte, vor der Hand beigelegt. —

Daß die unersättliche Machtgier der Päpste aber noch zu weiteren schweren Kämpfen führen werde, war vorauszusehen. Solche entbrannten bald nachdem im Jahre 1198 der Abkömmling eines italienischen Grafengeschlechts als Innozenz III. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte. Daß dieser nur 37 Jahre alte Mann besonders berufen sei, die Ziele des Papsttums zu verwirklichen, hatten die italienischen Kardinäle längst erkannt. Waren doch in seinem echt mönchischen Wesen, in seinem fanatischen Glauben an die päpstliche Statthalterschaft Gottes auf Erden, in seiner Schlauheit und Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel, alle Vorbedingungen vereinigt, um die von Gregor VII. angestrebte Weltherrschaft nicht nur in allen geistlichen, sondern auch in allen weltlichen Dingen herbeizuführen.

Daß Innozenz ganz im Bann des finstersten Aberglaubens stand, hatte er bereits mehrere Jahre zuvor durch eine kleine Schrift über das Elend des menschlichen Lebens bekundet, in der er ausführte, daß die Menschen sowohl durch ihre Geburt und Veranlagung, wie durch ihr Streben und Leben dazu vorgebildet seien, um sie zur Hölle reif zu machen. In dieser Schrift waren gleichzeitig alle Schrecken der Hölle in flammenden Worten geschildert, dagegen die Seligkeiten des Himmels und die Liebe zu Gott auf das höchste gepriesen.

In Voraussicht der nunmehr zu erwartenden Ereignisse brach ein Zeitgenosse dieses Papstes, der deutsche Dichter Walter von der Vogelweide, in die Worte aus: „O weh, dieser Papst ist zu jung. Hilf, o Herr, Deiner Christenheit!“ —

Schon am Tage nach der Wahl zeigte es sich, von welchem Geist der

neue Papst beseelt sei. Er beschied den die Rechte des deutschen Kaisers vertretenden Präfekten der Stadt Rom vor sich, forderte den Eid der Treue von ihm und belehnte ihn mit einem Mantel und einem silbernen Pokal. Gleich darauf traf er Vorkehrungen, um auch die in den italienischen Städten residierenden Statthalter des deutschen Kaisers zu verdrängen und ganz Italien unter seine Gewalt zu bringen. Zu diesem Zweck wurde ein verheerender Krieg im sizilianischen Königreich angestiftet, dessen Ausgang um so weniger zweifelhaft sein konnte, als nach dem am 28. September 1197 in Messina erfolgten Tod des Kaisers Heinrich VI. die Kaiser- und Königswürde auf dessen kaum drei Jahre alten Sohn Friedrich übergegangen war. Zwar hatte Konstanze, die Witwe des Kaisers, ihr Söhnchen im Frühling 1198 im Dom zu Palermo krönen lassen, aber nichtsdestoweniger stellte der Papst ihr das Ansinnen, ihm sowohl einen Lehnseid zu schwören wie einen Lehnszins zu entrichten. Bevor es zu diesem Schwur kam, schied auch Konstanze am 27. November 1198 aus dem Leben.

Obwohl der verstorbene Kaiser in seinem Testament den tapferen Markgrafen von Anweiler zum Vormund seines Sohnes und zum Verwalter des Reichs bestimmt hatte, behauptete der Papst, daß Konstanze, die Mutter des verwaisten Kindes, die Vormundschaft in seine Hände gelegt habe. Darüber stritten nun beide Parteien sich jahrelang, bis der Kaiser nach Vollendung seines zwölften Lebensjahres für mündig erklärt wurde und als Friedrich II. die Regierung übernehmen durfte. Bezeichnend ist, daß der Papst ihm zunächst eine Unkostenrechnung über 12800 Unzen (etwa 768000 Mark) zustellen ließ, die ihm durch die Ausübung seiner Vormundschaft erwachsen sei!

Infolge der nie endenden Einmischung der Päpste in seine Regierung und der beständigen Aufreizung seiner Gegner gestaltete sich auch das Dasein dieses hochbegabten Herrschers zu einem ununterbrochenen Kampf, währenddessen er mehrere Male mit dem Bann belegt wurde. Durch einen dieser Bannflüche sah er sich trotz schwerer Krankheit zur Teilnahme an einem Kreuzzug gezwungen. Während desselben zog er am 17. März 1229 in Jerusalem ein, mußte dabei aber auch erleben, daß die christliche Priesterschaft jede Gemeinschaft mit dem Gebannten ablehnte und daß der Erzbischof von Cäsarea im Auftrag des Patriarchen von Jerusalem die heilige Grabeskirche und alle anderen heiligen Stätten Palästinas zum größten Unwillen des Kreuzfahrerheeres mit dem Interdikt belegte! —

Für die Administration des Papstes Innozenz III. sind vier von ihm eingeführte Maßnahmen bezeichnend. Er begründete die Lehre von der Transsubstantiation, der Annahme, daß das beim Abendmahl verabreichte Brot und der Wein durch die priesterliche Weihung sich in das wirkliche Fleisch und Blut Christi verwandele.

Ferner erhob er auf einer im Jahre 1215 im Lateran abgehaltenen Synode die Ohrenbeichte (Confessio auricularis) zum Kirchengesetz. Drittens fügte er dem nur einzelne Personen treffenden Bann noch das ganze Gemeinden, Provinzen und Länder treffende Interdikt hinzu. Dann mußten alle Glocken, welche die Gläubigen zur Kirche gerufen hatten, schweigen; alle kirchlichen Handlungen hörten auf; Trauungen wurden nur auf den Friedhöfen vollzogen, und nur Priester, Bettler und kleine Kinder wurden kirchlich beerdigt. Endlich noch rief Innozenz die Inquisition ins Leben, eine furchtbar strenge Maßregel zur Ausrottung aller andersgläubigen „Ketzer".

Durch die Ohrenbeichte wurde es jedem Christen zur strengsten Pflicht gemacht, wenigstens einmal jährlich einem Priester ein Bekenntnis seiner Sünden abzulegen. Der Priester befragt dabei den Beichtenden nach seinen Sünden, um ihm dann als Vertreter Gottes unter Verpflichtung gewisser Bußleistung die Lossprechung oder Vergebung (Absolution) zu erteilen. Der Hauptzweck zum Erlaß dieses Beichtgesetzes war zweifellos der, durch diese Beichte nicht nur die Heimlichkeiten und verborgenen Pläne aller Herrscher und einflußreichen Personen zu erfahren, sondern auch in den Gemeinden die Gewalt über jede einzelne Familie, über jedes einzelne Mitglied zu erlangen und sich dadurch die unbedingte Herrschaft über die gesamte Menschheit zu verschaffen.

Beim Erlaß des Beichtgesetzes wurde zwar versprochen, daß die vor dem Beichtvater gemachten Aussagen als Geheimnisse heilig gehalten werden sollten; allein es ist bewiesen, daß das Papsttum, wie in allen anderen Dingen, so auch dafür „Vorbehalte" hatte, und daß die Beichtväter den Inhalt der Beichten ihren Vorgesetzten mitteilten, sobald das für die Interessen der Kirche zweckmäßig schien. Aus diesem Grunde wurden mit dem Abnehmen der Beichten stets die geschicktesten Priester betraut, an den Fürstenhöfen später insbesondere die weltkundigen, geschmeidigen Jesuiten.

Von den Laien wurde die gesetzliche Anordnung der Ohrenbeichte anfangs mit großem Widerstreben entgegengenommen. Nicht nur witterte man die schweren Gefahren, die daraus für die Staaten, die Gemeinden und Familien entstehen müßten, sondern man entrüstete sich auch über das unwürdige Gebaren vieler Priester und Mönche, die den Beichtstuhl zur Befriedigung ihrer Lüsternheit benützten, indem sie an beichtende Mädchen und Frauen nicht nur sehr oft die unzüchtigsten Fragen stellten, sondern sie obendrein häufig auf das gewissenloseste verführten. Es waren Vorkommnisse dieser Art, die in späteren Jahrhunderten unzählige Christen der Reformation zuführten und Luther zu dem Ausspruch veranlaßten, „die Beichte sei von einem Erzhauptbuben erdacht worden, der darauf aus sei, der Weiber Herz und Heimlichkeiten zu erfahren und darum würdig wäre, daß nicht allein

sein Leib, sondern auch seine Seele von allen Teufeln in hunderttausend Stücke zerrissen und zerpulvert werde!"

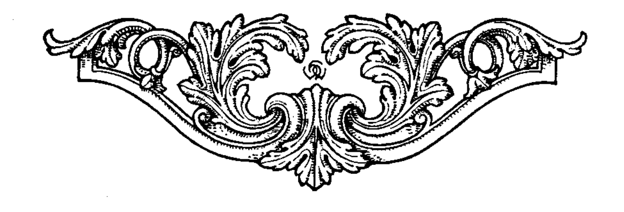
Auf welchen moralischen Tiefstand die Einführung der Beichte das katholische Priestertum im Lauf der Jahrhunderte herabdrückte, ist aus verschiedenen, von den Päpsten genehmigten Lehrbüchern zu ersehen, die an römisch-katholischen Priesterseminaren in Gebrauch sind. Sie enthalten unter anderem in systematischer Ordnung zahlreiche Fragen, die von den Priestern beim Abhören der Beichte den Beichtenden in bezug auf Geschlechtsverkehr und ihre Gedanken darüber vorzulegen sind. Das schlimmste dieser Lehrbücher wurde von dem im Jahre 1696 geborenen neapolitanischen Jesuiten Alphonsus Liguori verfaßt und unter dem Titel „Theologia Moralis" im Jahre 1753 zum erstenmal veröffentlicht. Dem Papst Benedikt XIV. gewidmet, erlebte es viele Auflagen und ist heute noch in Gebrauch. Ein ähnliches Lehrbuch wurde von dem am Collegium Romanum in Rom lehrenden Pater Pierre Gury geschrieben und im Jahre 1850 als ein „Compendium theol. moralis" in Paris gedruckt. Machwerke gleicher Art entsprangen dem Pater Peter Deus, dem Jesuiten Lehmkuhl und anderen. Alle sind durch die Schamlosigkeiten ihrer Kasuistik in Behandlung geschlechtlicher Dinge berüchtigt.

Manche aus der katholischen Kirche ausgetretene Priester haben später ihrer tiefen Entrüstung über die sittliche Verkommenheit Ausdruck verliehen, die sich sowohl in diesen „Morallehren" (?) wie beim Abhalten der Beichte breitmache. So schrieb der ehemalige Pfarrer Jeremiah Crowley auf Seite 224 seines Buches „The Pope" (Aurora, Missouri, 1913):

„Die ‚Theologia Moralis' des unter die Heiligen versetzten Liguori wie auch des Paters Gury enthalten eine Unmasse sinnlicher Abscheulichkeiten, wie nur die Hölle selber solche hätte vorschlagen können. Der Priester ist verpflichtet, die beichtenden Mädchen und bußfertigen Frauen in der widerlichsten Weise auszufragen. Nicht nur ihre geheimsten Handlungen, sondern auch ihre innersten Gedanken müssen in allen Einzelheiten dem im Beichtstuhl sitzenden sinnlichen männlichen Monstrum offenbart werden. Liguori und Gury machen die jungverheiratete Frau zur geistigen — und oft genug auch zur körperlichen — Sklavin eines listigen, unzüchtigen Beichtvaters. Er befragt sie über ihre intimsten und heiligsten Beziehungen zu ihrem Gatten, die sie bis ins kleinste beschreiben muß, als ob sie sündhaft wären. Zur Entschuldigung für seine perversen Fragen erklärt der Beichtvater, es wäre seine Pflicht, auszufinden, ob eine Ehefrau in ihrem geschlechtlichen Verkehr mit ihrem Gatten sich irgendeiner Sünde schuldig mache. Hätten die Männer Amerikas, die Männer der zivilisierten Welt eine Ahnung davon, welche unanständigen Fragen von unverheirateten, in ihrem Charakter und Lebenswandel oft liederlichen Priestern jungen Mädchen und Frauen von

reinstem Wesen zur Beantwortung vorgelegt werden, so würden sie diesen unter dem Deckmantel der Religion verübten Schändlichkeiten ein rasches Ende bereiten."

Da die Vergebung der Sünden in den meisten Fällen durch Geldopfer erkauft werden konnte, so entwickelte sich daraus im Lauf der Zeit jener schmähliche Ablaßhandel, der den Abscheu aller wahrhaft christlich denkenden Menschen erregte und eine der Hauptursachen zu der von Luther herbeigeführten Reformation wurde. Bevor es aber zu diesem wichtigen Ereignis kam, hatte das Christentum noch viele andere schwere Stürme zu bestehen.



MOHAMMED UND DER ISLAM

Im Gegensatz zu dem historisch nicht feststehenden Bilde Jesu ist uns die Person Mohammeds, des Stifters des Islam, in weit bestimmteren Umrissen überliefert worden. Mohammed wurde im Jahre 570 n. Chr. in Mekka geboren, einer uralten Kultstätte, an der Hobal, der Sonnengott der Araber, verehrt wurde. Sein roh gemeißeltes Standbild soll von 360 kleineren Götzenbildern umgeben gewesen sein, von denen jedes einen Tagesgott darstellte, der an einem bestimmten Tage regierte und gefeiert wurde, während Hobal das ganze Jahr hindurch gleiche Verehrung genoß. Wie an vielen anderen Orten, so hatte auch hier eine bestimmte Familie von Fetischpriestern, die Koreisch, das ausschließliche Monopol des Verkehrs mit den Göttern in den Händen. Dieses Monopol vererbte sich von Geschlecht zu Geschlecht, von den Vätern auf die Söhne und deren Nachkommen. Die Mitglieder dieses Geschlechts nahmen nicht nur die den Göttern dargebrachten Opfer entgegen und verrichteten alle mit dem Kult verbundenen Handlungen, sondern sie hatten sich auch im Volksrat den Vorsitz und in Kriegsfällen die Führerschaft angeeignet.

Diesem Geschlecht von Fetischpriestern entsprang Mohammed, jener Mann, der zu einem der erfolgreichsten Religionsstifter aller Zeiten wurde.

Wie die Geburt Jesu, so ist auch Mohammeds Eintritt in das Leben mit allerhand Legenden umkleidet worden. Ein wundersamer Glanz habe die ganze Gegend erfüllt. Sämtliche Götzenbilder der Erde seien umgestürzt; sogar das seit Jahrtausenden brennende, von den Magiern mit höchster Sorgfalt unterhaltene Feuer des in Persien verehrten Zoroaster sei plötzlich erloschen. Und im gleichen Moment, wo das eben geborene Kind zum erstenmal die Augen öffnete und gen Himmel richtete, habe es ausgerufen: „Allah ist groß! Da ist kein Gott außer Allah, und ich bin sein Prophet!" —

Wie nicht anders zu erwarten, zeigten sich bei diesem Kinde auch die auf seinen künftigen Beruf hindeutenden unverkennbaren Erscheinungen. Sie offenbarten sich in den für so viele Schüler von Schamanen und Fetischpriestern charakteristischen epileptischen Anfällen. Dieselben steigerten sich später zur Ekstase, zu förmlichen Verzückungen, von denen Mohammed sehr oft befallen wurde, wenn er sich in Gemeinschaft seiner Frau in einer bei Mekka gelegenen Höhle allerlei Anrufungen, Gebeten und Kasteiungen hin-

gab. Wenn Mohammed aus solcher Ekstase erwachte, behauptete er, allerlei Visionen gehabt und von Allah oder dessen Engeln bestimmte Offenbarungen, Aussprüche und Befehle empfangen zu haben. So sei ihm eines Nachts in jener Höhle der Engel Gabriel erschienen und habe ihm geboten, fortan das Lob Allahs zu verkündigen und als dessen Prophet für die Ausbreitung seines Reiches zu wirken.

In Wahrheit wird Mohammed die Anregung zur Gründung einer besonderen Glaubensgenossenschaft durch Umgang mit den Angehörigen andrer Völkerschaften erlangt haben. Denn Mekka war ein äußerst stark besuchter Ort im Karawanenverkehr zwischen Südarabien und Ägypten, Palästina, Syrien, Kleinasien, Persien und Indien. Hier trafen sich Bekenner der verschiedensten Glaubensformen: Feuer- und Sonnenanbeter, Brahmanen, Buddhisten, Juden und Anhänger der verschiedenen in Palästina und Kleinasien und Ägypten entstandenen christlichen Sekten. Ein Gedankenaustausch über allerhand religiöse Probleme, über die uralten Fragen „Woher?" und „Wohin?" lag von jeher im Charakter der Orientalen. Und so mag auch Mohammed dadurch zum Sinnen und Pläneschmieden gekommen sein.

Die Nichtigkeit des zum Fetischismus herabgesunkenen Götzendienstes seiner engeren Landsleute erkennend, wandte er sich dem Monotheismus der Juden und Christen zu und gründete eine kleine Gemeinde. Als diese seitens der Strenggläubigen starke Anfeindungen erlitt, zog er im Juli des Jahres 622 mit seinen Anhängern nach der nördlich von Mekka gelegenen Stadt Medina und baute hier eine Moschee, die das erste Heiligtum der neuen Sekte wurde. Von dieser „Hejira" oder „Hedschra" genannten Auswanderung Mohammeds an datieren die Bekenner des Islam ihre Zeitrechnung.

Seine angeblich von Allah empfangenen Offenbarungen und Gebote schrieb Mohammed nieder, und so entstand der K o r a n , eine Sammlung von Schriften, die für alle Anhänger des Islam die gleiche Bedeutung besitzt, die den Gesetzbüchern Manus im Glauben der Inder, dem Alten Testament in der Religion der Israeliten und dem Neuen Testament in den Anschauungen der Christen zukommt.

Voraussetzung der von Mohammed aufgestellten Lehre war der unbedingte Glaube an den „Allah" genannten einzigen Gott und seine ihm untergebenen Engel, an seine offenbarten Bücher und ein späteres Weltgericht. Das letztere schilderte Mohammed mit der ihm zu Gebote stehenden feurigen Phantasie in Sura 81 seines Koran folgendermaßen:

„Wenn die Sonne sich zusammengerollt und die Sterne herabfallen, wenn die Berge einstürzen, die Meere aufbrausen, die Erde erbebt und ihre Last auswirft, und die Menschen voll Angst fragen, was mit ihr geschehe, wenn die Hölle in lichterlohen Flammen zu brennen beginnt und das Paradies herannaht, wenn die Seelen sich wieder mit den Körpern vereinigen, an

diesem Tage werden die Menschen in großen Scharen wieder hervorkommen, um ihren Lohn zu empfangen. Und wer auch nur soviel Böses getan, als eine Ameise schwer ist, der wird dasselbe erfahren und darüber Rechenschaft ablegen müssen.



Ein mohammedanischer Wanderprediger mit Schellenstab.

„Die Frevler werden an Haaren und Füßen ergriffen und müssen in sengendem Wind, in siedendem Wasser und erstickendem schwarzen Rauche wohnen. Die Kleider der Ungläubigen sind aus Feuer gewebt. Auf ihre Häupter und Leiber wird kochendes Wasser gegossen, wodurch Haut und Eingeweide sich auflösen. Dazu werden sie mit eisernen Keulen geschlagen, und so oft sie versuchen, der Hölle und ihren Qualen zu entrinnen, so oft werden

sie mit den Worten zurückgestoßen: „Nehmt nur hin die Strafe des Verbrennens!“ —

Mit gleicher lebendiger Phantasie schilderte Mohammed in Sura 56 seines Koran die den Gläubigen zuteil werdenden Genüsse und Wonnen des Paradieses.

„Die Gläubigen werden in wundervollen Gärten wohnen und auf mit Gold und Edelstein geschmückten Polstern einander gegenüber sitzen. In ewiger Jugendfrische blühende Knaben werden sie bedienen, mit Kannen, Bechern und Gläsern voll schäumenden Weines. Der Genuß desselben bringt weder Kopfschmerzen noch werden ihre Gedanken verwirrt. Die köstlichsten Früchte stehen zur Auswahl, desgleichen das Fleisch irgendwelcher Vögel, die sie begehren mögen. Als Gefährtinnen sind die schönsten Jungfrauen vorhanden mit großen schwarzen Augen, die gleich Perlen in eben geöffneten Schalen schimmern. Noch unberührt, in unverwelklicher Schönheit und stets gleich geliebt, dienen sie, auf erhöhten Kissen gelagert, den Seligen zur Freude!“ —

Aus diesen kurzen Auszügen erhellt, daß Mohammed sich in seinen Anschauungen über die künftigen Aufenthaltsorte der Ungläubigen und Gläubigen vollständig jenen Vorstellungen angeschlossen hatte, die, wie in einem früheren Kapitel gezeigt wurde, auch in den Religionen anderer orientalischer Völker lebten und dem grausamen, sinnlichen Charakter derselben entsprachen. Wie sie deren Denken und Handeln mächtig beeinflußten, so beherrschten sie fortan auch das Denken und Handeln aller, die sich dem von Mohammed verkündigten Islam anschlossen.

Im weiteren Verlauf seines Lebens zeigte Mohammed sich als ein echt orientalischer, von Rachsucht und Machtgier erfüllter fanatischer Patriarch, dem der Gedanke eines großen, einheitlichen arabischen Priesterkönigtums vorschwebte. In einer Reihe von blutigen, gegen alle andersgläubigen Stämme Arabiens geführten Kriegen suchte er diesen Gedanken zu verwirklichen, wobei die Unterworfenen stets mit dem Schwerte gezwungen wurden, die von ihm verkündigte Lehre anzunehmen. Seine Religion wurde dadurch zu einer Religion des Kampfes, eines Kampfes, der von den an Entbehrungen und Gehorsam gewöhnten Wüstensöhnen mit wahrhaft fanatischer Erbitterung geführt wurde.

Dieser Kampf wurde, als Mohammed im Jahre 632 aus dem Leben schied, von seinen den Titel Kalif annehmenden Nachfolgern mit dem gleichen Eifer und der gleichen Herrschgier weitergeführt. Unter dem Kalifen Abu Bekr (632—634) fielen den Bekennern des Islam die volkreichen Städte Damaskus und Bosra in die Hände. Unter Omar (634—644) wurden Palästina, Syrien, ein großer Teil des Perserreiches und Ägypten erobert. Während jener Zeit wurde in Jerusalem an der Stätte des salomonischen Tempels auch eine



Eine Andachtsübung der drehenden Derwische.

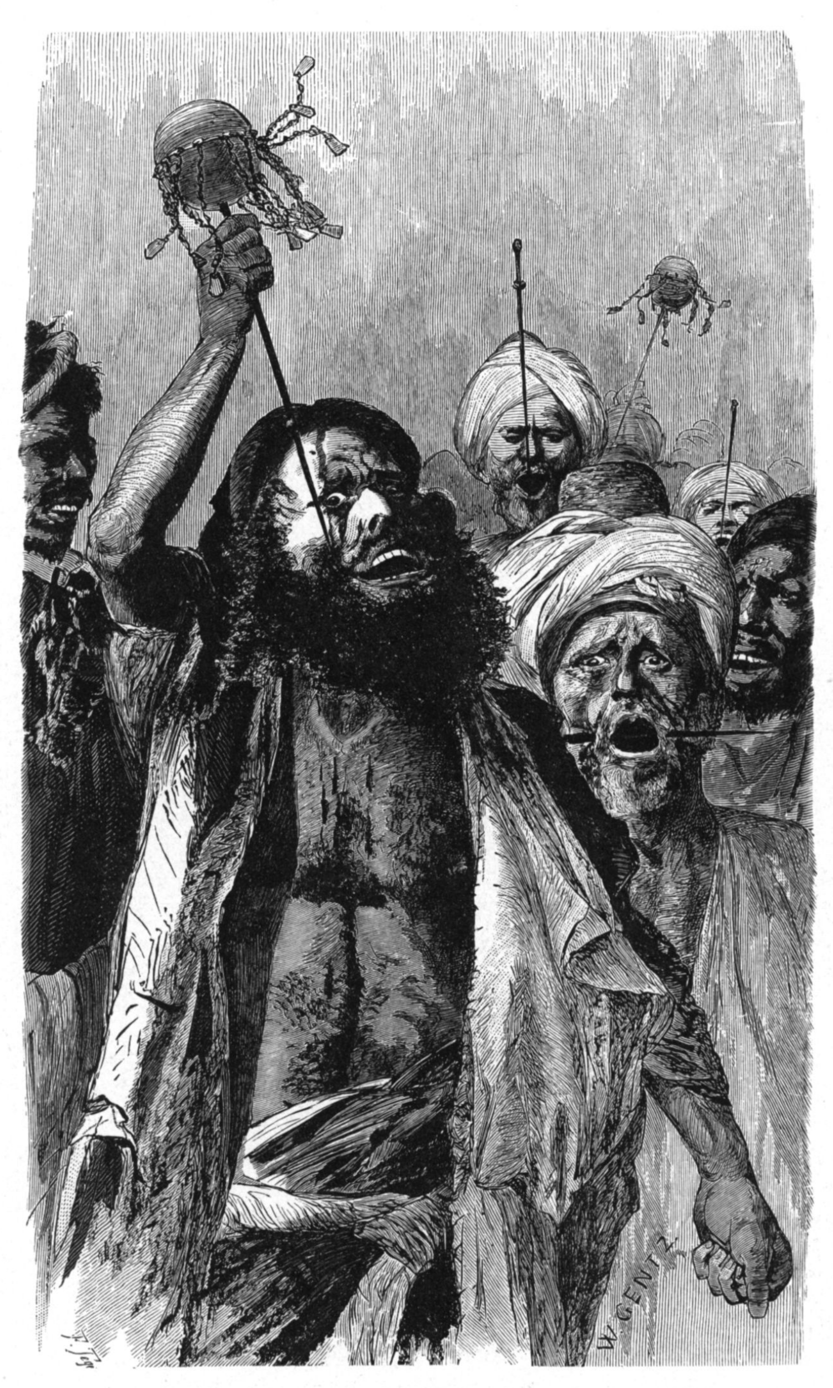
Moschee erbaut. Unter dem Kalifen Othman (644—655) unterwarfen die Mohammedaner noch den Rest des Perserreiches und drangen bis zum Indus vor. Unter Moawijah I. (656—679) brachen sie in das Byzantinische Reich ein und belagerten sieben Sommer hindurch Konstantinopel. Unter Abd-Al malik (685—705) nahmen sie Armenien und Lagica in Besitz, breiteten sich über Nordafrika aus, zerstörten im Jahre 698 Karthago, eroberten unter Walid I. (705—714) ganz Mauretanien, setzten bei Gibraltar nach Spanien über, unterjochten Andalusien, zerstörten das Reich der Westgoten und drangen bis nach Frankreich vor. Hier war es, wo in der sieben Tage anhaltenden Schlacht bei Tours und Poitiers im Jahre 732 der Frankenfürst Karl sich den Beinamen Martell, „der Streithammer", erwarb, indem er dem wilden Ansturm der Mohammedaner ein Ziel setzte und dadurch sowohl das Abendland wie die christliche Welt von der größten Gefahr befreite, die ihnen jemals gedroht hatte.

Dieser heftige Zusammenprall des Islam mit dem Christentum bildete aber nur die erste Episode in den vielhundertjährigen Kämpfen zwischen zwei Glaubensbekenntnissen, die, obwohl derselben Wurzel entsprungen, sich doch ebenso feindlich gegeneinander verhielten wie Feuer und Wasser. Ungezählten Millionen den Untergang bringend, zeigen sie, in welche Abgründe blinder, von gewissenlosem, machtgierigem Priestertum erzeugter Glaubenswahn die Menschheit führen kann. —

Eine noch so kurze Schilderung des Islam wäre unvollständig, würde man versäumen, einige Tatsachen zu erwähnen, die auf seinen ursprünglichen Hervorgang aus dem Fetischdienst Hobals in Mekka hinweisen. Zunächst hat sich die Bedeutung dieser alten Kultstätte als Wallfahrtsort und die Verehrung jenes etwa 1 Meter hohen schwarzen Felsblocks, der das Sinnbild Hobals gewesen zu sein scheint, bis auf den heutigen Tag erhalten. „Der glückbringende, gnadenreiche Stein", dessen Berührung Kranke heilt, langes Leben und Reichtum verleiht, steht in der Kaaba, einem etwa 12 Meter hohen würfelförmigen Gebäude, das nach der Ansicht der Mohammedaner den „Mittelpunkt der Erde" bildet. Hierher muß jeder Gläubige wenigstens einmal in seinem Leben pilgern, um seinen Tribut an Gebeten, Opfern und Almosen zu entrichten.

In der Kaaba wird auch der „heilige Teppich" aufbewahrt, den jährlich zu liefern ein Ehrenvorrecht Ägyptens ist. Er wird unter dem Geleit ägyptischer Soldaten von einer besonderen Karawane nach Mekka überführt, worauf der vorjährige Teppich zerschnitten und als Erinnerungszeichen an vornehme Pilger verteilt wird.

Im Hof der Kaaba sprudelt auch der heilige Brunnen Zemzem, dessen Entstehen auf jenen Tag zurückgeführt wird, wo die von Abraham verstoßene Hagar nach langer Wanderung durch die Wüste mit ihrem Sohn



Ein in Ekstase befindlicher Derwisch,
seine Wange durchbohrend.

Ismael hierhergekommen sein soll. Beide wären dem Verschmachten nahe gewesen, da plötzlich habe sich unter des Kindes Ferse eine Quelle geöffnet, deren Wasser als besonders segenspendend noch heute von allen Pilgern andächtig getrunken wird. Da hierfür aber hoch zu zahlen ist, so lassen reiche Pilger dieses Zemzemwasser oft unentgeltlich an ihre ärmeren Glaubensbrüder verteilen.

Muna ist ein weiterer Wallfahrtsort in der Umgegend von Mekka. Hier soll angeblich Abraham geopfert haben. Ein in einem Felsen sichtbarer Schlitz soll durch einen Schwerthieb entstanden sein, mit dem der Patriarch dem von ihm geopferten Schaf den Kopf abschlug. Nebenbei steht das rohgefügte „Haus des Teufels“, auf das jeder Pilger sieben Kiesel schleudert, um sowohl dem „bösen Geist“ seine Verachtung auszudrücken, wie auch um ihn zu verhindern, die hier aufgeschlagenen Zeltlager der Rechtgläubigen zu belästigen.

Die in Medina befindliche Ruhestätte Mohammeds ist gleichfalls ein heiliger Wallfahrtsort der Rechtgläubigen. Hier wie an vielen anderen Orten kann man auch die seltsamen „Andachtsübungen“ der Mewlewi oder „drehenden Derwische“ beobachten, einer jener frommen Genossenschaften, die sich im Lauf der Jahrhunderte innerhalb des Islam bildeten und zweifellos einen Rückfall in die schauspielerischen Künste der Schamanen und Zauberpriester der grauen Vorzeit bedeuten. Die Andachtsübungen dieser drehenden Derwische bestehen darin, daß sie beim Klang einer Flöte und dem beständigen Ausrufen der Formel „La ila ilalla Mohammed Ras ou l'Allah!“ („Da ist kein Gott außer Allah, und Mohammed ist Allahs Prophet!“) eine halbe Stunde lang auf demselben Fleck sich wie Kreisel herumdrehen. Dabei ist die eine Hand aufwärts, die andere abwärts gestreckt, was zum Ausdruck bringen soll, daß der Derwisch mit der einen Hand den Segen vom Himmel herunterdrehe und mit der anderen Hand ihn zur Erde leite.

Eine Abart dieser Derwische sind die Rufayis, die sich in fünfzig- bis sechzigmal aufeinanderfolgenden konvulsivischen Niederbeugungen gefallen, dabei Gebete rezitieren und den Atem stoßweise aushauchen, so daß man, wenn man die Augen schließt, meint, einen Dampfmotor zu hören.

Noch eigenartiger zeigen sich die in Nordafrika auftretenden Aissaua, welche behaupten, von ihrem Ordensstifter die Fähigkeit erhalten zu haben, sich jeder Art von gefährlichen Torturen zu unterwerfen und allerlei Gifte und schädliche Dinge ungestraft verschlingen können.

Der Reisende H. von Maltzan schilderte eine dieser Demonstrationen folgendermaßen:

„Die Zeremonie begann mit dem näselnden Absingen einiger sich stets wiederholenden Formeln. Namentlich wurde das „La illaha il Allah“ in allen Tonarten bis zum Überdruß abgeleiert. Das Singen und Schreien, wozu

die flachen, nach unten offenen Trommeln geschlagen wurden, bildete eine der Hölle eigene Nationalmelodie. Es war ein Donnern und Krachen, wie wenn ein schwerer Eisenbahnzug durch einen Tunnel rast. Aber das Finale jeder Leistung übertraf noch den gräßlichen Lärm, den ein Eisenbahnzug machen kann. Die trommelnden Hände waren gar nicht mehr zu sehen, so schnell bearbeiteten sie die Instrumente. Nachdem sie wohl 20 Minuten auf diese entsetzliche Weise musiziert hatten, ertönte plötzlich ein Mark und Bein



Ein Skorpione fressender Derwisch.

durchdringender Schrei, und hervor stürzte ein Anhänger des Ordens mit allen Zeichen dämonischer Besessenheit. Er sprang in Front des nun mit doppelter Leidenschaft arbeitenden Orchesters, drehte und schwang den Kopf wie eine Kugel an einem Stricke, als ob er gar keine Knochen im Halse, gar keine Rückenwirbel haben könnte, so heftig, so schnell, daß man einige Minuten lang schlechterdings nichts von seinem Gesichte sehen konnte. Solch eine lose und rasche Bewegung, solch ein Schwingen und Rollen, solch eine Musik in vierundsechzigstel und hundertachtundzwanzigstel Takten ist wirklich zum Wahnsinnigwerden, zum Verlieren alles Bewußtseins von Zeit und

Raum und physikalischen Gesetzen. Es ward uns in der Tat ganz schwindlig und übel, als wir sahen, wie sich diese Bewegungen des Kopfes, wie eines Balles an einem Stricke, über den ganzen Körper ausdehnten. Der ganze Körper ward ein wirres Gewebe von Zuckungen und Schwingungen, die Glieder flogen umher und durcheinander wie ein verwickeltes Gewebe von Stricken, die man umherpeitscht, als ob jedes Glied nur mit dünnen Bändern an den Rumpf gebunden wäre. Manchmal sah man weder den Kopf, noch Arme und Beine, so schnell zuckten und flogen sie umher und durcheinander. Diese gymnastische Übung steigerte sich mit der immer wahnsinniger werdenden Geschwindigkeit des Trommeltempos eine volle Viertelstunde, bis man, wie an einem in voller Karriere dahinrollenden Wagen die Räderspeichen, ebensowenig von den Gliedern des Tanzenden sah. Der Schaum trat auf die Lippen des Rasenden, die Augen rollten wie wahnsinnig umher, und endlich, im Gipfelpunkt der Ekstase, stürzte der fanatisierte Tänzer strauchelnd zu Boden. In diesem, eines tollen Hundes würdigen Zustande kommt, so lautet das Glaubensbekenntnis des Ordens, der Geist des Stifters über seinen im heiligen Wahnsinn begriffenen Jünger und macht ihn tüchtig, das schädlichste Gift und alles was verwundet und verletzt, ungestraft zu verzehren. Die fanatisierten Kerle wälzten sich in wilder Unordnung auf dem Boden und stießen unmenschliche, schreckenerregende Töne aus, bald dem Grunzen eines Ebers, bald dem Gebrüll eines Löwen vergleichbar. Einige fletschten ihre scharfen Zähne, zwischen denen weißer Schaum hervortrat. Sie schnappten mit wahnsinniger Gebärde nach den ihnen zunächst Sitzenden und es schien wirklich, als wollten sie aus deren Körpern Stücke herausbeißen."

„Nachdem alle Teilnehmer", so fährt Maltzan fort, „sich in diesen Zustand des wahnsinnigsten Paroxismus gearbeitet hatten, wurde eine große verdeckte Schüssel hergetragen und der Deckel abgehoben. Diese Schüssel enthielt ein wahres Nest von lebenden Skorpionen, Kröten, Eidechsen, über welche die Aissaua mit viehischer Gier herfielen, um alles sofort zu verschlingen." Hier war von Taschenspielerkünsten keine Rede; denn Maltzan sah sie deutlich die Schlangen und Skorpione kauen und die Brühe davon an ihren Mundwinkeln herabfließen. Ob aber die Schlangen und Skorpione noch im Besitze ihres ursprünglichen Giftes waren — ist eine andere Frage.

Dieser ekelhaften Zeremonie folgte eine gefährliche. Man brachte nämlich eine Schüssel voll zerbrochenen Glases und voll scharfdorniger Kaktusblätter herein, welche ebenfalls schnell ihres unverdaulichen Inhalts entleert wurde.

„Ich sah sie Nägel verschlingen, hörte sie deutlich das Glas kauen und sah den Saft der stachligen Kaktusblätter über ihre Wangen herabrinnen. Auch konnte ich hier und da Blutstropfen gewahren, mit der Brühe des

Kaktus vermischt. Zum Schlusse wurde ein glühendes Eisen hereingebracht und ein Neger, der besonders fanatisch schien, nahm es in den Mund und beleckte es von allen Seiten. Diesen schwarzen Ordensbruder hatte ich übrigens im Verdachte, ein Taschenspieler zu sein. Dieser Verdacht wurde zur Gewißheit, als ich ihn sich ein Schwert in den Bauch stoßen, ein Messer sich ins Auge stecken und eine Partie brennender Kohlen verschlingen sah. Die Aissaua verstehen es, Gaukelstücke mit höchst schädlichen Handlungen des selbstquälerischen Fanatismus zu vereinigen."

So zeigt der Islam sich als eine seltsame Mischung echt orientalischer Glaubensformen mit rohestem Schamanentum.



DAS ZEITALTER DER KREUZZÜGE UND DER INQUISITION, ZUGLEICH DAS ZEITALTER DER GEISTLICHEN RITTER- UND NEUER MÖNCHSORDEN

Nach dem von Helena, der Mutter des Kaisers Konstantin, gegebenen Beispiel war es Sitte geworden, Wallfahrten nach jenen Stätten zu unternehmen, wo der Erlöser gelebt und gelitten hatte. Glaubte man doch, durch eine solche mit vielen Entbehrungen und Gefahren verbundene fromme Handlung von der Last aller Sünden befreit zu werden.

Für längere Zeit störte niemand die gläubigen Christen in solchen Pilgerfahrten. Erst als im 10. und 11. Jahrhundert die seldschukischen Türken Syrien und Palästina eroberten, begannen die Pilger über Mißhandlungen zu klagen. Dadurch erwachte in den Christen das Verlangen, jene heiligen Stätten aus der Gewalt der Mohammedaner zu befreien und für alle Zeiten den Ländern der Christenheit einzuverleiben. Schon der beständig auf die Erweiterung seiner Macht sinnende und auf die Gründung eines päpstlichen Weltreiches versessene Papst Gregor VII. hatte sich mit dem Plan getragen, das „Heilige Land" zu erobern, war aber an der Ausführung dieser Absicht durch seine beständigen Streitigkeiten mit dem Kaiser Heinrich IV. verhindert worden.

Erst seinem Nachfolger Urban II. gelang es, für den Gedanken, Palästina vom Islam zu befreien, die nötige Begeisterung zu entfachen. Das geschah auf einer im Jahre 1095 zu Clermont in Frankreich veranstalteten Kirchenversammlung, zu der außer dem Papst auch ein soeben von einer Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande heimgekehrter belgischer Einsiedler, „Peter von Amiens", erschien. Derselbe behauptete, während seiner Wallfahrt so viel Ungemach seitens der Mohammedaner erlitten zu haben, daß er den Entschluß faßte, die gesamte Christenheit zu einem Kampf gegen die „Ungläubigen" aufzurufen.

In ein mit einem dicken Strick umgürtetes Pilgergewand gekleidet, barfuß und mit einem Kruzifix in der Hand, hielt er auf freiem Felde eine feurige Ansprache, in der er die Entweihung des allerheiligsten Bodens durch die Türken schilderte. Dieselben hätten die christlichen Tempel zu Ställen umgewandelt, das Grab des Erlösers durch Hunde verunreinigen lassen und die christlichen Wallfahrer geschändet und gemartert. Als darauf der Papst

selber auftrat, den vom Himmel kommenden Befehl verkündigte, die furchtbaren Greuel zu rächen, mit feurigen Worten zu den Waffen rief und mit der Ermahnung schloß, „daß jeder sich selbst verleugnen und das Kreuz auf sich nehmen müsse, damit er Christus gewinne", da erscholl aus aller Munde der begeisterte Ruf: „Dio lo volt!" — „Gott will es!" —

Denen, die sich bereiterklärten, an dem frommen Krieg gegen die Ungläubigen teilzunehmen, ward Vergebung aller Sünden und ewiger Lohn im Himmel zugesichert. Um die Gottesstreiter auch für jedermann kenntlich zu machen, wurde ihnen gleichzeitig ein rotes Kreuz auf die rechte Schulter geheftet, woher ihr Name „Kreuzfahrer" und die Benennung der nachfolgenden Kriege als „Kreuzzüge" rührt.

Wie man es während des in unserem 20. Jahrhundert entfachten Weltkriegs erlebte, daß ein Band im Knopfloch oder ein gewisses Abzeichen einen bestimmenden Einfluß auf den Willen eines Menschen ausübte, so geschah es damals im großen. Nachdem in dem sichtbaren Symbol des roten Kreuzes ein gemeinsamer Sinnesausdruck gewonnen war, der beständig an die treibende Idee erinnerte, entstand ein hastiges Drängen, sich den Kreuzfahrern anzuschließen. Das heilige Feuer zu schüren, verbreitete das Priestertum Nachrichten von allerlei Zeichen am Himmel, die angeblich Gottes Willen verkündigten. Ein Priester wollte am Himmel ein Schwert, ein anderer ein ganzes Heer, ein dritter zwei Ritter fechtend und den mit dem Kreuze siegend gesehen haben; ja, es wurde das Gerücht verbreitet, Kaiser Karl der Große sei von den Toten auferstanden, um sich selber an die Spitze der Gottesstreiter zu stellen. Eine damals ausbrechende Seuche, das „heilige Feuer" genannt, wurde als göttliche Strafe für solche ausgelegt, die aus irgendwelchen Gründen zögerten, sich jenen abenteuerlichen Unternehmungen anzuschließen, die vielen Millionen Menschen den Untergang brachten, ohne einen dauernden Erfolg herbeizuführen.

Wohl wurde am 15. Juli 1099 Jerusalem wirklich erobert und dort Gottfried von Bouillon zum König des Heiligen Landes ausgerufen, aber die fanatischen Mohammedaner fügten sich nicht in den Verlust, sondern bedrängten mit starken Heeren die Kreuzritter so gewaltig und unablässig, daß immer aufs neue Hilferufe an die abendländische Christenheit ergehen mußten. So kam es, daß insgesamt sieben Kreuzzüge unternommen wurden, die sich über einen Zeitraum von nahezu 200 Jahren erstreckten. Das Ergebnis war, daß Jerusalem im Jahre 1244 und die letzten an der Küste Palästinas gelegenen christlichen Stützpunkte im Jahre 1291 wieder geräumt werden mußten. Der ungeheure Aufwand an Begeisterung, Kraft, Gut und Blut, den das Christentum auf das Geheiß des Papsttums gezeigt hatte, war vergebens gewesen. Es hatte im Orient einen Gegner gefunden, der ihm an Machtmitteln wie an Begeisterungsfähigkeit ebenbürtig war. —

Es war während dieser kampferfüllten Jahrhunderte, daß die „streitende Kirche" auch zur Schaffung eines stehenden Heeres überging, dessen Truppen die strenge, asketische Selbstzucht der frühmittelalterlichen christlichen Mönche mit der Tapferkeit und todesfreudigen Kühnheit der Ritter in sich vereinigten. Es entstanden zunächst drei geistliche Ritterorden, die im Jahre 1099 gegründeten Johanniter, deren rote Waffenröcke mit einem weißen Kreuz versehen waren; die im Jahre 1118 gestifteten Templer oder Tempelherren, kenntlich durch ein rotes Kreuz auf weißem Mantel; und die im Jahre 1190 gegründeten Deutsch-Ordensritter, deren Kennzeichen ein schwarzes Kreuz auf weißem Mantel war. Dem Beispiel dieser in Frankreich und Deutschland gestifteten Orden folgten in Spanien die Orden von Calatrava (1175); Alcantara (1176) und Compostela (1175); ferner in Portugal die Orden von Evora (1166) und Avis (1181).

Diesen Ritterorden, die sich sowohl den Schutz der nach Palästina wallfahrenden Pilger wie die Bekämpfung des Islam im Orient, in Nordafrika und auf der Pyrenäenhalbinsel angelegen sein ließen, reihten sich gleichzeitig zahlreiche Mönchsorden an, von denen besonders die im Jahre 1084 gestifteten Kartäuser, ferner die Zisterzienser (1098), die Prämonstratenser (1121), die Karmeliter (1150), die Dominikaner (1215), die Franziskaner (1223) und die Augustiner (1256) hervorzuheben sind.

Dieses ganze, im Lauf der Zeit auf viele hunderttausend Köpfe anwachsende stehende Heer, dessen Unterhaltung in den immer zahlreicher werdenden Klöstern und Abteien den gläubigen Völkern überlassen blieb, wurde vom Papsttum nicht bloß zur steten Ausbreitung und Befestigung seiner Macht und zur Vermehrung seiner Einkünfte verwendet, sondern auch zur rücksichtslosen Bekämpfung aller jener christlichen Sekten, die von dem von der katholischen Kirche vorgeschriebenen einheitlichen Dogma, dem „allein wahren Glauben" irgendwie abwichen und darum als ketzerische zu verdammen und auszurotten seien. Um sein Endziel, die Errichtung eines weltweiten einheitlichen Priesterreiches herbeiführen zu können, wollte das Papsttum keinerlei noch so geringe Unterschiede von der Schablone dulden. Derartige Sekten hatten sich in verschiedenen Ländern des westlichen Europa gebildet. Da waren zunächst die Waldenser, die sich nach einem in der französischen Stadt Lyon wohnhaft gewesenen Bürger Petrus Waldus benannten und, angewidert von dem in den Städten offenbarten kirchlichen Pomp und der Zuchtlosigkeit der Bischöfe und Priester, nach einer Rückkehr zu den Grundwahrheiten und den einfachen Bräuchen des Urchristentums verlangten. Da waren ferner die ebenfalls in Frankreich entstandenen, aber auch nach der Lombardei und Deutschland verzweigten Katharer, d. i. der „Reinen", und endlich die nach dem in Südfrankreich gelegenen Ort

Albi benannten Albigenser, die sowohl Wallfahrten wie den Heiligen-, Reliquien- und Bilderdienst mißbilligten und bloß Gebete und Geistestaufe als Mittel gelten lassen wollten, um zur Seligkeit zu gelangen. Auch der vom Papsttum eingeführte schmachvolle Ablaßhandel, das Messelesen und der Glaube an das Fegfeuer wurden von diesen Sektierern verworfen. —

Da das Beispiel dieser Sektierer und ihre rasch zunehmende Ausbreitung den Päpsten gefährlich schien und zugleich ihre wichtigsten Einnahmequellen zu unterbinden drohte, so scheuten sie sich nicht, zum Kreuzzug auch gegen diese verruchten Ketzer zu predigen und den Teilnehmern an solchen Strafzügen ähnlichen Sündenablaß und die gleichen Aussichten auf das Jenseits zu verheißen, wie solche den nach dem Orient gezogenen Kreuzfahrern zugesichert worden waren. Da die Rachezüge gegen diese frommen Christen völlig gefahrlos schienen, so fand sich bald genug verkommenes Gesindel aller Art zusammen, um über die obendrein mit dem Bann bestraften Ketzer gleich Wölfen herzufallen. Angebliche Prediger der christlichen Liebe, mehrere päpstliche Legaten sowie der Abt von Citeaux stellten sich an die Spitze der Fanatiker und verübten, vornehmlich im Kampf gegen die Albigenser, 20 Jahre lang Greueltaten, die zu den scheußlichsten des ganzen Mittelalters gehören.

Den Höhepunkt der Grausamkeiten bildete im Juli und August 1209 die Eroberung der Ortschaften Beziers und Carcassone, in denen neben Albigensern auch viele „rechtgläubige" Christen lebten. Als ihretwegen die Belagerer Bedenken erhoben, wies der anwesende Legat sie mit den Worten ab: „Tötet sie alle, Gott wird die Seinen schon zu erkennen wissen!" Dadurch wurden an die 20000 Menschen, Männer, Frauen und Kinder Opfer des aufs höchste gesteigerten religiösen Fanatismus. 7000 dieser Unglücklichen wurden in der Maria-Magdalena-Kirche abgeschlachtet, wohin sie sich geflüchtet hatten, in der Hoffnung, am Altar vor dem Wahnsinn ihrer Verfolger sicher zu sein. Mehrere hundert der angeblichen Ketzer wurden lebendig verbrannt. —

In dem Ausrottungskrieg gegen die Waldenser kam es zu ebenso abstoßenden Greueltaten. In dem Tal Vallouise hatten sich gegen 1500 Waldenser, darunter viele Frauen und Kinder, in eine große Höhle des Mount Pelvoux geflüchtet. Der päpstliche Kardinal Albert von Cremona ließ am Eingang der Höhle mächtige Feuer anzünden, wodurch die Eingeschlossenen im Rauch erstickten. Die wenigen, die es wagten, den Feuerkreis zu durchbrechen, wurden mit den Schwertern niedergemacht. Ähnlich erging es 25 Waldensern, die sich in einer Höhle bei Cabrieres verborgen hatten. Und in der Kirche jener zum päpstlichen Gebiet von Avignon gehörenden Ortschaft wurden zwischen 400—500 Menschen, meist Frauen und Kinder, niedergemetzelt.

Ähnliche Schandtaten wurden gegen die in Norddeutschland auf dem linken Ufer der unteren Weser seßhaften Stedinger Friesen begangen, die, getreu ihrem altgermanischen Losungswort: „Liewer düd üs Slaw“ = „Lieber tot als Sklave!“ dem Erzbischof von Bremen bisher die Abgabe des Zehnten verweigert und sogar seinen Bannfluch unbeachtet gelassen hatten. Da man ihnen nichts anderes vorwerfen konnte, so wurden auch sie der „Ketzerei“ beschuldigt: nicht nur seien sie mit dem Teufel im Bunde, sondern verehrten auch eine scheußliche Kröte und einen schwarzen Kater. Das war Grund genug, um den damaligen Papst Gregor IX. zu veranlassen, zu einem Kreuzzug gegen diese Heiden aufzurufen. Es kam ein Heer von 40000 Bewaffneten zusammen, das am 27. Mai 1234 die nur 11000 Mann starken Stedinger nach furchtbarem Kampfe erdrückte. Dieselben fanden fast alle im großen herrlichen Todeskampf ihren Untergang. Die wenigen Überlebenden mußten sich den Forderungen der Kirche unterwerfen, die abermals Veranlassung hatte, über einen glorreichen Sieg triumphieren zu können. Im Dom zu Münster ist ein aus jener Zeit stammendes Wandgemälde zu sehen, das einen Zug friesischer Bauern darstellt, die zwei höheren Geistlichen, von denen einer mit einem Schwert bewaffnet ist, Tribut entrichten*).

Um dieselbe Zeit, wo sich in Frankreich, Deutschland und Oberitalien derartige Greueltaten abspielten, wurde durch Papst Gregor IX. auch ein Zuchtmittel zur Bekämpfung und Ausrottung der Ketzerei ins Leben gerufen, das mit vollstem Recht als die scheußlichste aller jemals von irgendeiner weltlichen oder geistlichen Macht in Anwendung gebrachten Gewaltmaßregeln bezeichnet worden ist: die Inquisition. Sie war bestimmt, jede gegen die Interessen des Papsttums verstoßende unabhängige Gedankenäußerung mit rücksichtsloser Strenge niederzumachen. Es sollte niemanden gestattet sein, in der Art seines Gottesdienstes eigene Wege zu gehen und von jenen drakonischen Vorschriften abzuweichen, die von den Päpsten für die gesamte Christenheit erlassen wurden. Um in allen Sachen des Glaubens die Alleinherrschaft zu behaupten, wollte die päpstliche Hierarchie es gewaltsam verhindern, daß der menschliche Geist irgendwo sich unabhängig, frei entwickle. Alle Gemüter sollten rücksichtslos in die päpstliche Form eingeschraubt werden und für immer in derselben verbleiben.

Schon Innozenz III. (1198—1216) hatte an sämtliche Bischöfe bei Strafe der Amtsentsetzung den Befehl erlassen, in ihren Sprengeln darüber zu wachen, daß der Sauerteig der ketzerischen Bosheit überall entfernt werde. Auf einer im Jahre 1229 zu Toulouse unter dem Vorsitz des päpstlichen Le-

*) Eine Abbildung dieses Wandgemäldes ist in L. Stackes „Deutscher Geschichte“ (Band I, S. 498) wiedergegeben.

gaten, des Kardinals Romanus, abgehaltenen großen Synode wurde dieser Befehl erneuert und bestimmt, daß in jeder Pfarrei ein Priester und mehrere Laien eidlich zu verpflichten seien, nach Ketzern zu forschen und solche dem Bischof anzuzeigen. Außerdem sollten auch alle Knaben vom 12. Jahre an und alle Mädchen vom 14. Jahre an einen alle zwei Jahre zu wiederholenden Schwur ablegen, daß sie behilflich sein würden, etwaige Ketzer ausfindig zu machen! — Weiter wurde bestimmt, daß jeder Fürst, Gutsherr, Bischof oder Richter, der versuchen würde, einen Ketzer zu schonen, seines Landes, Gutes oder Amtes verlustig gehen solle. Unter Androhung gleicher Strafen ward es Anwälten und Notaren verboten, ihre Dienste Ketzern zu leihen. Jedes Haus, in dem ein Ketzer gefunden werde, sei niederzureißen. Zu Ketzern und zu Ketzerei Verdächtigen dürfe auch bei tödlichen Krankheiten kein Arzt zugelassen werden. Aufrichtig reuige Personen sollten, um der Gefahr einer Übertragung ihres Irrglaubens vorzubeugen, aus ihren Wohnsitzen ausgetrieben und durch eine besondere Tracht mit zweifarbigen Kreuzen gekennzeichnet werden. Auch sollten sie so lange aller öffentlichen Rechte verlustig bleiben, bis sie durch eine besondere Dispension seitens des Papstes wieder zu Gnaden aufgenommen seien.

Mit der strengen Durchführung dieser „Inquisition“ (von inquirere = aufspüren, untersuchen) wurden in erster Linie die Dominikaner beauftragt, die von nun an als echte Domini canes, d. i. „Hunde des Herrn“, sich das Ziel setzten: „alle in die Kirche eingedrungenen Füchse und Raubtiere zur Strecke zu bringen und zu zerreißen.“

Die über mehrere Jahrhunderte sich erstreckende Geschichte der Inquisition bildet in der Geschichte der gesamten Menschheit zweifellos das abstoßendste, grauenhafteste Kapitel; denn nirgendwo anders auf Erden wurden mehr Menschenleben in so ausgesucht grausamer Weise abgeschlachtet und mehr kulturelle und soziale Verwüstungen angerichtet, als in den dem Papsttum unterworfenen Ländern der Christenheit. Und zwar „im Namen Gottes“ und „im Namen Christi“, jener Gottheiten, die wegen ihrer allumfassenden Liebe und Barmherzigkeit von allen Anhängern des Christentums verehrt und angebetet wurden.

Nur mit tiefem Widerstreben kann sich der Verfasser dieses Buches entschließen, in großen Zügen auf das Wesen und Wirken der Inquisition einzugehen. Er unterzieht sich dieser Aufgabe nur in dem Bewußtsein, daß ohne eine solche Darstellung eine Charakterisierung des mittelalterlichen Papsttums und der durch dasselbe hervorgerufenen Zustände unmöglich wäre. Wer sich eingehender mit dem Studium dieser Zustände befassen will, sei auf die Schrift des ehemaligen Jesuiten Grafen von Hoensbroech: „Das Papsttum in seiner sozialkulturellen Wirksamkeit“ (Berlin 1904) sowie auf die von dem amerikanischen Historiker Henry Charles Lea auf Grund

langjähriger sorgfältiger Studien verfaßten Werke verwiesen: „A History of the Inquisition of the Middle Ages“ (drei Bände, Neuyork 1888); „History of the Inquisition of Spain“ (vier Bände, Neuyork 1906); „The Inquisition in the Spanish Dependencies“ (Neuyork 1908); „The Moriscos of Spain, their conversion and expulsion“ (Philadelphia 1916). Ferner auf das von A. S. Turberville verfaßte Werk: „Mediaeval Heresy and the Inquisition“ (Neuyork 1921).

Mit den weitestgehenden päpstlichen Vollmachten ausgestattet, begaben sich die Inquisitoren an das Ausspüren, Verhören und Bestrafen ihrer Opfer. Wie sie dabei zu verfahren hätten, wurde ihnen durch verschiedene Handbücher vorgeschrieben, die von den päpstlichen Leitern der Inquisition verfaßt und verbreitet wurden. Graf Hoensbroech macht von solchen Handbüchern sechs namhaft: die „Practica Inquisitionis haereticae pravitatis“ des Inquisitors Bernhard Guidonis; das „Directorium Inquisitorum“ des Dominikaner-Inquisitors Nikolaus Eymeric; der „Tractatus de Officio sanctissimae Inquisitionis“ des Thomas Carena; die „Resolutiones morales“ des Antonius Diana; das „Sacro Arsenale“ des Dominikaners Thomas Menghini und eine „Strafrechtliche Anleitung, um in heiliger Weise die Gerechtigkeit anzuwenden“.

Vertieft man sich in den Inhalt dieser Anleitungen, so wird man von Grauen über die wahrhaft teuflische Gesinnung ihrer Urheber erfaßt. Zur Feststellung der Ketzerei sei die Tortur anzuwenden, zur Aburteilung die Todesstrafe durch Feuer. „Gäbe es eine noch grausamere Strafe als den Feuertod, so wäre sie gegen den Ketzer anzuwenden, damit er und sein Verbrechen um so schneller aus dem Gedächtnis der Menschen verschwände.“

In der Behandlung bereits verstorbener Ketzer gehen die Anleitungen noch ein gut Teil über die in Toulouse erlassenen Vorschriften hinaus; denn „wegen der Unmenschlichkeit des Verbrechens der Ketzerei höre mit dem Tode des Ketzers auch die Bestrafung nicht auf“. Folgerichtig seien die Güter solcher verstorbenen Ketzer zu konfiszieren und der Inquisition zuzuführen, obendrein ihre Leichen auszugraben und wegzuwerfen und ihre Bilder zu verbrennen. Wer immer Ketzer und ihre Begünstiger kirchlich beerdigt habe, solle der Exkommunikation verfallen und nicht eher losgesprochen werden, als bis er mit eigenen Händen deren Leichen ausgegraben und weggeworfen habe. Das Haus eines Ketzers sei dem Erdboden gleichzumachen und die Stelle, wo es stand, mit Salz zu bestreuen, damit sie für immer wüst bleibe — und sich dadurch als die Stätte eines Verruchten kennzeichne. —

Sehr übel wurde auch stets mit den Kindern angeblicher Ketzer verfahren. Wo solche nicht den eigenen Vater angezeigt hatten, gingen sie des Erbrechtes verlustig. Papst Innozenz III. bestimmte selbst, daß Kindern von

Verächtern der irdischen Majestät nur aus Barmherzigkeit das Leben gelassen werden solle. Dagegen solle die Enterbung selbst katholisch gebliebener Kinder in keiner Weise unter dem Vorwand des Mitleids verhindert werden, „da nach göttlichem Urteil Kinder oft für die Sünden der Eltern gestraft werden". Dem fügte Paul Ghirlando, der Beirat des päpstlichen Generalvikars zu Rom, noch hinzu:

„Solche Kinder, auch wenn sie gut katholisch sind und von dem Verbrechen ihres Vaters nichts wissen, sind gesetzlich so unfähig zu machen, ihre Väter zu beerben, daß sie nicht einmal einen Denar erben können. Sie sollen vielmehr beständig in Armut und Dürftigkeit dahinleben; nichts soll ihnen bleiben als das nackte Leben, das ihnen aus Barmherzigkeit gelassen wird; sie sollen sich in dieser Welt in einer solchen Lage befinden, daß ihnen das Leben zur Pein und der Tod zum Troste wird." —

Wer könnte angesichts solcher Verordnungen es wagen zu bestreiten, daß das Papsttum des Mittelalters auf eine noch weitaus tiefere Stufe herabgesunken war, als sie von irgendeiner anderen Hierarchie jemals eingenommen wurde. Schlimmer noch! Von keiner anderen Hierarchie, die irgendwann und irgendwo bestand, ist bekannt, daß ihre Priester sich ähnlicher Brutalitäten und so unzähliger Giftmorde und Massenschlächtereien schuldig gemacht hätten wie die Priester Roms.

In vielen von katholischen Priestern und Schriftstellern verfaßten Darlegungen, die zur Entlastung der Kirche von diesen Greueltaten dienen sollen, wird behauptet, die mit der Durchführung der Inquisition beauftragten Priester und Mönche hätten sich im Hinblick auf den Satz: „Ecclesia non sitit sanguinem!" „Die Kirche vergießt kein Blut!" keiner Teilnahme an den Hinrichtungen der Ketzer schuldig gemacht, sondern die Ketzer nach ihrer Überführung stets den weltlichen Richtern zur Aburteilung übergeben und damit die Bitte verbunden, Leib und Leben der Ausgelieferten zu schonen.

In seinem bereits mehrfach angezogenen Werk „Das Papsttum" bezeichnet der ehemalige Jesuit Graf von Hoensbroech diese Darlegungen als „ein frevelhaftes Spiel mit Worten, als einen geradezu beispiellos dastehenden systematischen Mißbrauch der Sprache und eine der schändlichsten Unaufrichtigkeiten, welche die lange Geschichte menschlichen Lugs und Trugs kennt". Nachdem er diese Behauptung durch ein ganzes Kapitel füllende Belege bewiesen, verleiht er seiner Empörung weiter in folgenden Sätzen Ausdruck:

„Die Auslieferung des Ketzers an den weltlichen Arm" und die an die weltliche Obrigkeit gerichtete „Bitte um Schonung des Ketzerlebens" hatten nicht den Sinn, den diese Worte auszudrücken scheinen, nämlich Blutvergießen zu verhindern, sondern ihr Sinn war nur der, die päpstlichen Inquisitoren vor der kanonischen Irregularität zu bewahren, die sich Priester und

Geistliche dadurch zuziehen, daß sie in irgendeiner Weise sich an der Tötung oder Verwundung eines Menschen beteiligen. Wehe dem „weltlichen Arm", der die „Bitte um Schonung des Lebens" ernst genommen, der sie erfüllt und dem Ketzer das Leben geschenkt hätte! Bannfluch und Interdikt wären auf ihn niedergefallen." —

Unserer Meinung nach war die Aburteilung resp. Verbrennung der Ketzer durch die weltlichen Behörden nicht das Schlimmste, was diese Unglücklichen traf. Man vergesse nicht, daß sie vor ihrer Hinrichtung tagelang die entsetzlichsten Torturen erdulden mußten, die, um Geständnisse zu erpressen, von den verhörenden Priestern angeordnet und in ihrer Gegenwart vollzogen wurden. An Grausamkeit übertrafen diese Torturen alle Racheakte, die von sogenannten „Wilden" gegen besiegte Feinde verübt wurden.

In Spanien wurde ein systematischer Vernichtungskrieg gegen die mohammedanischen Mauren und die Juden eröffnet, die als angebliche Gegner des heiligen Glaubens gewaltsam bekehrt werden müßten. Das Hauptverbrechen dieser Unglücklichen bestand wohl darin, daß viele derselben durch Handel und Ackerbau bedeutende Vermögen erworben hatten, die natürlich nach der Überführung der Ketzer deren Richtern resp. der Kirche als Sühne anheimfielen. Infolgedessen feierte hier die Inquisition unter den Großinquisitoren Diego Perez, Cisneros, Torquemada und Pedro Arbues ihre grausigsten Triumphe. Durch diese Scheusale wurden in Spanien gegen 500 000 Familien, zusammen an die 2 000 000 Menschen umfassend, zugrunde gerichtet. Von diesen wurden viele Tausende aus dem Lande vertrieben, viele Tausende eingekerkert oder an die Galeeren geschmiedet und viele Tausend mit dem Schwert hingerichtet oder mittelst der Garotte erdrosselt. Außerdem wurden 31 912 Personen lebendig verbrannt. Torquemada allein verurteilte 105 285 Personen und ließ über 6000 verbrennen.

Die blutgierigste der obengenannten menschlichen Bestien, Pedro Arbues, wurde — ein Hohn auf die Anschauungen des 19. Jahrhunderts — von dem Papst Pius IX. unter die Heiligen der katholischen Kirche versetzt*)!

Im dritten Bande seiner „History of the Inquisition in Spain" gibt H. C. Lea die wörtlichen Aufzeichnungen über den Verlauf eines am 6. April 1568 vor dem Tribunal zu Toledo abgehaltenen peinlichen Verhörs, dem eine Frau Elvira del Campo unterworfen wurde. Sie war beschuldigt, verschiedene Male Samstags saubere Unterwäsche angelegt zu haben. Da sie obendrein Abneigung gegen den Genuß von Schweinefleisch empfand, so stand sie im Verdacht, eine Jüdin zu sein, welche die Vorschriften des jüdischen Gesetzes beachte. Die jüdische Religion, aus der doch das Christentum hervorgegangen war, und deren Überlieferungen es übernommen hatte, galt aber als Ketzerei

*) H. C. Lea, „The Martyrdom of San Pedro Arbues".



Pedro Arbues verurteilt eine Ketzerfamilie zum Feuertod.
Nach einem Gemälde von Wilhelm von Kaulbach.

und wurde als solche mit dem Tode bestraft. Obwohl die Unglückliche jede ketzerische Absicht verneinte, wurde sie, um ihr das Bekenntnis der Zugehörigkeit zur jüdischen Religion abzuzwingen, entkleidet und mehrere Tage lang Torturen der verschiedensten Art unterworfen. Trotz des flehentlichen Gewinsels der Ärmsten, daß sie nicht wisse, was sie bekennen solle, wurde sie fortgesetzt gemartert, bis sie, unter den entsetzlichen Qualen am Ende ihrer körperlichen und seelischen Kräfte angelangt, die ihr abgeforderte Zugehörigkeit zum Judentum bejahte. Darauf wurde sie als Ketzerin verbrannt!

Daß die Wut der Ketzerrichter auch nicht vor dem Grabe haltmachte, ergibt sich aus der Tatsache, daß die Dominikaner Peter de Tonenes und Peter de Cadireta „die ketzerischen Gebeine" des Grafen Raimond de Urgel sowie des Grafen von Castelbon und seiner Tochter ausgraben und verbrennen ließen, obwohl die beiden letzteren schon seit 28 Jahren tot waren! Im Jahre 1484 wurden auch in der spanischen Stadt Ciudad Real Verhandlungen gegen 40 bereits längst verstorbene Ketzer geführt. Richter waren die päpstlichen Inquisitoren Pedro de la Costana, Domherr in Burgos, und Franzisco Sanchez, Domherr in Zamora. An die Angehörigen der Verstorbenen war die Aufforderung ergangen, „die Verteidigung des Gedächtnisses, des Vermögens und der Gebeine der Angeklagten zu übernehmen". Aber der Schrecken vor der Inquisition war derart groß, daß niemand sich einzustellen wagte. So wurde das folgende Urteil gesprochen: „Da die genannten Toten in geweihter Erde liegen und kein Ketzer, kein Exkommunizierter dort liegen darf, so befehlen wir, daß jeder einzelne dieser Toten ausgegraben werde und daß ihre Überreste und Gebeine in den Flammen umkommen sollen, wie auch jede Erinnerung an sie."

Das Urteil wurde am 15. März 1485 vollstreckt. 40 Leichname wurden „im Namen Christi" verbrannt. Molenes, der das Urteil aus den Akten mitteilte, schrieb dazu: „Wenden wir unsere Augen weg von diesem Autodafé, bei dem man Skelette und faulende Leichen an 40 Pfählen den zweiten Tod, den Feuertod, erleiden machen will. Schrecklicher noch als dieses grausige Bild erscheint uns das Schicksal der lebenden Angehörigen dieser Toten, die das grauenhafte Urteil vernahmen, aus ihren Wohnungen vertrieben, ihres Vermögens beraubt wurden und nun rechtlos umherirren und Zuflucht in der Fremde suchen!" —

Und zu solchen Untaten stachelten Gregor IX. und seine Nachfolger ihre Glaubensgenossen noch schriftlich auf. Graf Hoensbroech gibt einen am 16. Juni 1233 von Gregor an den in Deutschland seines Amtes waltenden Inquisitor Konrad von Marburg gerichteten Brief wieder, in dem es heißt:

„Umgürte deine Hüfte mit dem Schwert des Heiligen Geistes, welches ist das Wort Gottes. Bemühe dich, die Ketzer durch emsige Sorge auf bessere Wege zu bringen. Falls jedoch die Leuchte des Herrn diese verpesteten Leute

nicht mehr erhellt und leichte Mittel nicht mehr nützen, so müssen starke gebraucht und das faulende Fleisch mit Eisen und Feuer entfernt werden."

Gleichzeitig forderte er den König Heinrich und den Erzbischof von Mainz mit folgenden Worten zu energischem Vorgehen auf:

„Wo ist der Eifer eines Moses, der an einem Tage 23000 Götzendiener vernichtete? Wo ist der Eifer eines Phineas, der den Juden und die Medianiterin mit einem Stoße durchbohrte? Wo ist der Eifer eines Elias, der die 450 Baalspropheten mit dem Schwerte tötete? Wo ist der Eifer eines Matatias, der in Begeisterung für das Gesetz Gottes am Altar jenen Juden tötete, der den Göttern opferte?" —

So wenig Achtung die Inquisitoren vor den Toten zeigten, so wenig Achtung zeigten sie auch gegenüber den kostbaren Büchersammlungen, die von arabischen Kalifen, Gelehrten und Freunden der Wissenschaft in Südspanien zusammengebracht worden waren. Wohl die berühmteste Bibliothek der damaligen Zeit befand sich in Kordova, jener andalusischen Wunderstadt, deren Ruhm als ein Hauptmittelpunkt der Wissenschaft die ganze damalige Welt erfüllte. Die mit ungeheuren Kosten gesammelte Bibliothek soll mehrere hunderttausend Werke umfaßt haben, was um so mehr bedeutet, als jedes Buch damals mit der Hand geschrieben werden mußte. Sie fiel in gleicher Weise der Vernichtung anheim wie die Bücherschätze Granadas und der Alhambra, die der Erzbischof Ximenes auf dem Marktplatz bergehoch aufschichten und verbrennen ließ.

In gleich brutaler Weise zerstörten die mit den spanischen Eroberern nach Mexiko und Yukatan gekommenen Erzbischöfe Zumarraga und Landa die umfangreichen Handschriftensammlungen der Mayas und Azteken. Sie verfuhren dabei mit solcher Gründlichkeit, daß kaum dreißig dieser eigenartigen, das Wissen weit vorgeschrittener Völkerschaften enthaltenden Schriften auf unsere Tage gekommen sind*).

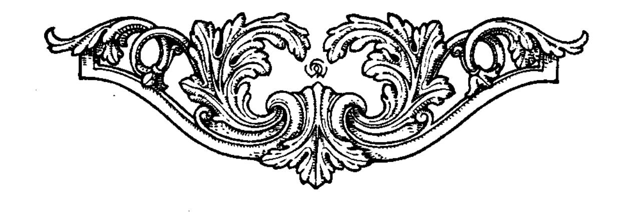
Tief erschüttert über die Unsumme der in allen Ländern der Christenheit durch die Vollstrecker der Inquisition verübten Freveltaten schrieb der ehemalige Jesuit Graf von Hoensbroech in seinem Werk: „Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit" folgende Zeilen:

„Innerhalb der 400 Jahre des Bestehens der Inquisition sind im Namen Gottes und des Christentums viele Tausende Menschen lebendig verbrannt und Ungezählte an Leib, Geld und Gut schwer geschädigt worden. Was diese Zahlen enthalten an Leibes- und Seelenqualen, an Vernichtung menschlichen Glückes, an Zerreißung von Familienbanden, an Zerstörung nationalen Wohlstandes, ist unausdenkbar. Das menschliche Elend, die menschliche Verzweiflung, der menschliche Jammer, die hier vor uns stehen, sind riesengroß.

---

*) Prescott, „History of Conquest of Mexico", p. 49.

Lasse man die Flammen aller in diesen 400 Jahren entzündeten Scheiterhaufen zusammenschlagen, lasse man das Blut der hingemordeten Christenmenschen zusammenfließen: ein Meer von Feuer, ein Meer von Blut würde entstehen. Und aus diesem Meer würden aufsteigen, schrecklicher als das Heulen des gewaltigsten Sturmwindes, die Schmerzensschreie der Gefolterten, das Todesröcheln der Gemordeten, das Wehklagen der Witwen und Waisen! Wo ist die Einbildungskraft, die das Bild solcher Schrecknisse auch nur annähernd der Tatsächlichkeit entsprechend zu schildern oder zu zeichnen vermöchte?" —



DAS INTERDIKT ALS MITTEL ZUR UNTERWERFUNG DER HERRSCHER UND LÄNDER

Wie Papst Innozenz III. als der eigentliche Begründer der Inquisition und Ketzerverfolgungen der Menschheit für viele Jahrhunderte in grauenhafter Erinnerung blieb, so kennt die Geschichte ihn auch als denjenigen, der zuerst das Interdikt gegen solche Herrscher und Länder in Anwendung brachte, die sich seinen Anordnungen und Forderungen nicht sofort bedingungslos fügen wollten.

Das Interdikt war eine furchtbare Waffe, die das Papsttum bereits seit dem 11. Jahrhundert erwogen hatte. Traf der Bann einzelne Personen, so traf das Interdikt hingegen ganze Gemeinden, ganze Provinzen oder ein ganzes Land. Es war ein Fluch, der von herrschsüchtigen, rücksichtslosen Pfaffen geschleudert wurde, in deren Herzen jede Spur von Liebe für ihre Mitmenschen erstorben war; die nicht darnach fragten, daß mit einem einzigen Schuldigen Millionen unbeteiligte Menschen leiden müßten. Das Interdikt traf eine Stadt oder ein Land schwerer, als wenn in demselben die Pest ausgebrochen wäre. Sämtliche Kirchen mußten geschlossen und alle Altäre ihres Schmuckes entkleidet werden. Die Glocken wurden abgenommen, damit kein Klang die Lüfte durchhalle. Die Bilder der Heiligen und Kreuze wurden mit schwarzen Tüchern verhangen, die Sakramente nicht länger ausgeteilt, die Friedhöfe verschlossen und die Toten außerhalb derselben wie Vieh in ungeweihter Erde verscharrt. Taufen wurden nicht länger vollzogen und Ehen nicht mehr am Altar, sondern auf den Gräbern eingesegnet. Alles, alles sollte daran gemahnen, daß der Fluch des Papstes auf dem Lande ruhe, der Fluch des Vertreters jenes Heilandes, der zufolge der Bibel gesagt habe: „Liebet eure Feinde; segnet die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen!“

Das Interdikt hatte außer den kirchlichen Strafen aber auch noch schwere wirtschaftliche Störungen zur Folge. Denn kein Bauer ging mehr seiner Beschäftigung nach, da jedermann glaubte, daß der verfluchte Boden nur noch Unkraut, Dornen und Disteln hervorbringen werde. Und keine Schiffe verließen die Häfen, weil die Kaufleute fürchteten, die Fahrzeuge würden von wütenden Stürmen und von Blitzen zerschlagen.

Der erste Monarch, der mit dem herrschgierigen Papst Innozenz in Zwiespalt geriet, war Philipp II. von Frankreich. Derselbe hatte sich mit Ingeborg, einer dänischen Prinzessin, vermählt, dieselbe aber schon am Tage nach der Hochzeit aus einem nie bekannt gewordenen Grunde wieder verlassen. Nachdem er durch den Erzbischof von Reims eine Scheidung erlangt hatte, vermählte er sich im Jahre 1196 aufs neue mit Agnes von Meran. Als der König von Dänemark sich darüber beim Papst beklagte, ließ dieser an Philipp die Aufforderung ergehen, Agnes zu verstoßen und Ingeborg als seine rechtmäßige Gattin zurückzunehmen. Da der König diese Zumutung abwies, drohte Innozenz, über ganz Frankreich das Interdikt zu verhängen. Und dasselbe wurde, als der König sich weigerte, der päpstlichen Forderung zu entsprechen, tatsächlich auf den Kirchenversammlungen zu Dijon und Vienne ausgesprochen. Tief empört setzte der König sämtliche Bischöfe und Priester, die dem Interdikt zugestimmt hatten, ab und ließ ihre Güter einziehen. Erst als Innozenz den König mit dem Bann bedrohte, unterwarf sich derselbe dem päpstlichen Gebot, nahm Ingeborg wieder auf, hielt aber trotz alledem seine Beziehungen zu der schönen Agnes bis zu deren im Jahre 1201 erfolgenden Tod aufrecht. —

Was das Interdikt zu bedeuten habe, sollten im Jahre 1208 auch die Bewohner Englands erfahren, als es sich um die Neubesetzung des durch den Tod des bisherigen Inhabers frei gewordenen Erzbistums Canterbury handelte. Bisher war es das Recht der englischen Bischöfe gewesen, sich ihren Erzbischof selber wählen zu dürfen. Und es war das Recht des Königs, diese Wahl zu bestätigen. Nunmehr aber hatten die Mönche von Canterbury mit Umgehung der Bischöfe in geheimer Sitzung ihren Subprior zum Nachfolger des verstorbenen Erzbischofs erwählt und dann nach Rom gesandt, damit er sich vom Papst bestätigen lasse. Erbittert über diese Nichtachtung seines Rechtes stieß der damalige König John die Wahl der Mönche um und veranlaßte, daß die Bischöfe seinen Günstling, den Bischof von Norwich, zum Oberhaupt der englischen Kirche erkoren. Papst Innozenz III. verwarf beide Wahlen und ernannte den Kardinalbischof Stephen Langton, einen geborenen Engländer, unter der Erklärung, daß die Bischöfe mit der Wahl nichts zu tun hätten und daß die Verfügungen des Apostolischen Stuhles einer königlichen Zustimmung nicht bedürften. Diese Erklärung versetzte den leidenschaftlichen König so in Wut, daß er die Mönche zu Canterbury verjagte, die Güter des Erzbistums für die Krone mit Beschlag belegte und dem Papst wegen der Nichtachtung seiner Rechte ein trotziges Schreiben zugehen ließ. Heftige Briefe flogen hin und her. Schließlich spitzten sich die Gegensätze derart zu, daß am 24. März 1208 die Bischöfe von London, Ely und Worcester einer Forderung des Papstes nachkamen und über ganz England das Interdikt aussprachen.

Trotz der dadurch heraufbeschworenen Zustände wollte der König doch nicht vor dem Papste zu Kreuze kriechen. Er belegte nicht nur sämtliche Güter jener Bischöfe, die auf Befehl des Papstes das Interdikt ausgesprochen hatten, mit Beschlag, sondern er wies auch die weltlichen Gerichte an, gegen alle geistlichen Personen, ohne Ansehen des Ranges, ebenso wie gegen die Laien zu verfahren.

Ergrimmt über diese Maßnahmen, schleuderte der Papst nunmehr auch noch den Bann gegen den König, erklärte ihn seines Thrones verlustig und entband sämtliche Vasallen und Untertanen ihres Treueides. Gleichzeitig forderte er den König Philipp von Frankreich sowie alle geistlichen Fürsten der Christenheit auf, an dem Gebannten das Urteil zu vollstrecken und ihn in einem „heiligen Krieg“ zu verjagen.

Unter den päpstlichen Gesandten, die den Auftrag hatten, den König von seiner Verbannung und Absetzung zu unterrichten, befand sich ein Subdiakon, Pandulf. Diesem gelang es, den König von der gegen ihn aufgebotenen Machtfülle so zu überzeugen, daß der auch von innerer Seelenangst Befallene sich zur Demütigung vor dem Papst entschloß. Es war am 13. Mai 1213 in Dover, wo König John dem päpstlichen Abgesandten eidlich gelobte, sich nicht nur dem Urteil des Papstes unterwerfen zu wollen, sondern voll Reue wegen seiner Sünden gegen Gott und die Kirche den Papst Innozenz wie dessen Nachfolger fortan als Lehnsherren über das Königreich England und Irland anzuerkennen. Gleichzeitig verpflichtete er sich, jährlich einen Tribut von 1000 Mark zu entrichten, alle vertriebenen Geistlichen wieder in ihre Ämter einzusetzen und sie in entsprechender Weise zu entschädigen. Der Papst fühlte sich durch diesen kaum erhofften Triumph so hochbefriedigt, daß er am 2. Juli 1214 durch einen Legaten vor einer aus der gesamten Geistlichkeit Englands bestehenden Versammlung die Aufhebung des Interdikts wie die Lossprechung des Königs vom Bann verkündigen ließ.

Nun zeigte es sich aber, daß eine derartige knechtische Unterwerfung des Königs unter eine fremde Lehnsherrschaft, sei es auch die des Papstes, durchaus nicht dem freiheitlichen Sinn des englischen Volkes entsprach. Ohnedies war sein Gefühl durch das sämtliche Bewohner des Landes betreffende Interdikt schwer verletzt worden. Man begann zu murren: „The king has become the Pope's man, — from a free man he has degraded himself into a serf; — he has forfeited the very name of a king!“ Man erinnerte sich, daß im Jahre 1100 König Henry I. bei seiner Thronbesteigung einen Freibrief ausgestellt hatte, bei dessen Annahme sich alle Anwesenden durch Handschlag und Eid verpflichteten, für die alten sächsischen Rechte und Freiheiten sowohl mit den Waffen wie mit ihrem Leben einzustehen. Auf Grund geheimer Verabredung erschienen nun am Weihnachtstag des Jahres 1214 sämtliche weltlichen und geistlichen Vasallen des Königs in Worcester und verlangten

von ihm die Einhaltung aller Privilegien, zu denen der Freibrief Henrys I. sie berechtige. Trotz heftigen Widerstrebens mußte der König sich zu einer öffentlichen Besprechung des Freibriefes bequemen. Die Zusammenkunft fand am 15. Juni 1215 auf der Wiese von Runnymede statt. Die bewaffneten Scharen des englischen Adels lagerten auf der einen Seite der die Wiese durchströmenden Themse, der König und sein Gefolge hingegen auf der anderen Seite des Flusses.

Nach dreitägigen Unterhandlungen entschloß der König sich am 19. Juni zur Unterzeichnung des Freibriefes, der seitdem als „Magna Carta libertatum" die eigentliche Grundlage zu der freien Verfassung Großbritanniens bildet. Diese Magna Carta enthält in 63 Abschnitten die uralten Grundsätze der germanischen Freiheit aus der angelsächsischen Zeit, verbunden mit den ständischen Rechten des normannischen Lehnssystems. Der englische Klerus erlangte dadurch vollkommene Freiheit in allen seinen Wahlen, deren Bestätigung der König ohne gesetzmäßig bewiesene Einwände nicht versagen durfte. Die Gerichte sollten fortan jedermann offen sein; kein freier Mann durfte gefangengesetzt, seines Besitzes beraubt, geächtet oder sonstwie geschädigt werden, es sei denn durch ein Gericht seiner Standesgenossen und nach den Landesgesetzen. In Friedenszeiten wurde jedermann Freizügigkeit zu Wasser und zu Lande zugesichert.

Mit der Durchführung der Bestimmungen dieses Charters wurde ein aus 25 Baronen bestehender Rat betraut, der Vollmacht besaß, dem König Krieg anzusagen, falls er es an der Erfüllung des Vertrags fehlen lasse. —

Aber kaum war die Tinte des königlichen Namenszuges unter dem wichtigen Dokument trocken geworden, als in dem leidenschaftlichen Gemüt des Herrschers wilde Wut über die doppelten schweren Demütigungen emporflammte, denen er sich hatte unterwerfen müssen. Er beschloß, den Vertrag nicht zu halten und es auf einen Krieg ankommen zu lassen. Darin wurde er nun vom Papst unterstützt, der, als ihm der Inhalt der Magna Charta vorgelegt wurde, das Dokument für ungültig erklärte, den König von der Einhaltung seines feierlich gegebenen Eides entband, sämtliche englischen Barone exkommunizierte und das Interdikt über England erneuerte. Die Folge war ein heftiger Bürgerkrieg, der sich erst legte, nachdem am 16. Juli 1216 der Papst und am 19. Oktober desselben Jahres König John aus dem Leben geschieden waren.

DIE HEILIGENVEREHRUNG
DER ALLEINSELIGMACHENDEN KIRCHE

Wie man in allen Ländern des Orients jene Asketen, die sich unter beschaulichen Betrachtungen und selbstauferlegten Martern eines gottgefälligen Lebens befleißigten, von jeher als besondere, außergewöhnliche Wesen betrachtete, so auch während des frühen Mittelalters in den Ländern der Christenheit. Hatten derartige Asketen sich durch standhaftes Beharren im Glauben, durch eifrigen Dienst im Interesse der Kirche besonders hervorgetan oder gar durch die Hand der andersgläubigen Heiden den Tod erlitten, so steigerte sich die Bewunderung zur Verehrung. Die Erinnerungen an sie wurden aufgezeichnet; man betete an den Stätten, wo sie gelebt hatten oder begraben lagen, um im Andenken an diese glaubenstreuen Vorbilder den eigenen Glauben zu stärken.

Während der ersten Jahrhunderte des Christentums war eine besondere Heiligsprechung bestimmter Personen nicht bekannt. Man reihte einfach alle in der Bibel erwähnten Personen, die sich für die Wahrheit irgendwie hervorgetan hatten, in die Schar der Heiligen ein, vor allem die Apostel, die Evangelisten, die drei Weisen, Johannes den Täufer, die Makkabäer, später auch hervorragende Kirchenlehrer und solche Männer, die für den allein wahren Glauben gekämpft und gelitten hatten; ferner die Stifter von Mönchsorden sowie mehrere weltliche Herrscher, wie Karl den Großen und verschiedene andere, die sich als Förderer der Kirche erwiesen hatten. Für mehrere Jahrhunderte stand den Bischöfen das Recht der Heiligenernennungen zu. Nach und nach wurde es aber ein ausschließliches Vorrecht der Päpste. Diese trafen auch eine Unterscheidung dahin, daß als „Sancti" oder „Heilige" solche zu betrachten seien, die ohne eine Läuterung durch das Fegefeuer sofort mit ihrem Tode in den Himmel eingehen; ferner „Beati" oder „Selige", das heißt solche, die vor ihrem Eingang ins himmlische Reich noch einige Zeit im Purgatorium oder Fegfeuer zugebracht haben; endlich noch Märtyrer, die um der Wahrheit willen gewaltsamen Tod erlitten; und „Confessores" oder „Bekenner", welche ein Bekenntnis der Wahrheit ablegten, ohne dafür den Tod erlitten zu haben.

Das Priestertum verstand es vortrefflich, diese Heiligenverehrung zu seinem Vorteil auszunützen. Man lehrte, daß solche Heilige sowohl Fürbitte

bei der dreieinigen Gottheit um Vergebung der Sünden wie auch in allen Krankheitsfällen tun könnten. Deshalb baute man über ihren Gräbern und jenen Orten, wo Teile oder Teilchen ihrer Überreste als Reliquien aufbewahrt wurden, Kapellen und Kirchen, brachte Kranke dorthin und legte sie, wie man das während des Altertums im Heiligtum des Äskulap tat, in diesen Orten nieder, in der Hoffnung, daß ihnen hier durch die Fürsprache der Heiligen oder durch die von den Überresten der Heiligen ausgehende Wunderwirkung Genesung zuteil werden möge. Wie früher in den heidnischen Göttertempeln, so hing man auch hier aus Wachs, Silber und Gold geformte Nachbildungen der erkrankten Körperteile als Weihegaben auf; man trug Amulette, die mit den Reliquien der Heiligen in Berührung gebracht worden waren, und flehte um Beistand, wenn man Reisen und gefahrvolle Unternehmungen auszuführen hatte.

Um diese nach vielen Richtungen hin sehr einträgliche Heiligenverehrung zu fördern, ernannte die Kirche besondere Schutzheilige sowohl für die einzelnen Länder, wie für Städte, Zünfte und Kirchen. St. Peter und St. Paul wurden die Patrone Roms; St. Jakobus der Schutzheilige Spaniens; St. Denis der Schutzheilige Frankreichs; St. Andreas Griechenlands; St. Patrik Irlands usw. St. Johannes Evangelista und St. Augustinus wurden die Schutzherren für die Theologen; St. Lukas für die Maler; St. Phokas für die Seefahrer; St. Frumentius für die Kaufleute; St. Sebastian für die Schützen; St. Hubertus für die Jäger; St. Johannes für die Schneider; St. Georg für die Reisenden; die heilige Cäcilia für die Musikanten; St. Crispin für die Schuster; St. Gertrude für die Rattenfänger; St. Zita für die Küchenmädchen usw. Andere Heilige konnten als bewährte Helfer gegen bestimmte Krankheiten angerufen werden. Erasmus half gegen Schmerzen des Unterleibs; Apollonia gegen Zahnschmerzen; Mauritius gegen Podagra; Ottilia gegen Augenleiden; Liborius gegen Gallen- und Blasensteine; Florian schützte gegen Feuersbrünste; Johannes Chrysostomus gegen Fallsucht; St. Gumprecht gegen den Biß toller Hunde usw. Sogar manche Tiere empfingen ihre Schutzpatrone, so schützte Ambrosius die Gänse, Stephanus die Pferde, Johannes der Täufer die Lämmer und Antonius die Schweine.

Um solche Heilige den Herzen der nach Mirakeln hungernden Christen näher zu bringen, wurden allerhand Wundergeschichten verbreitet, die geeignet schienen, die verehrungswürdigen Tugenden, vor allem auch die erhebende Standhaftigkeit dieser Heiligen im wahren Glauben in das rechte Licht zu rücken.

Unter den hauptsächlichsten Urhebern solcher Wundergeschichten befanden sich Abdias, Bischof der christlichen Sekte zu Babylon, dem man ein zehn Bücher umfassendes Werk über das Leben und Sterben der Apostel verdankt. (Historia Certaminis Apostolici.) Ferner Dorotheus, Bischof von

Tyrus, der eine ähnliche Geschichte der Apostel verfaßte; und Eusebius, Bischof von Cäsarea, der während seines Lebens (260—340) außer vielen anderen Schriften auch eine zehn Bücher umfassende „Historia Ecclesiae“ oder „Kirchengeschichte“ lieferte.

Welche Fabeln die Urheber dieser Schriften ihren Zeitgenossen aufzutischen wagten, zeigen beispielsweise die Mitteilungen, die über die angebliche Hinrichtung des Apostels Paulus durch Nero in die Welt gesetzt wurden. Noch nachdem der durch das Schwert abgehauene Kopf des Apostels auf den Boden gefallen, habe derselbe nicht nur den Namen Jesu Christi ausgerufen, sondern noch drei weite Sprünge zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit ausgeführt. Und aus den Adern des Enthaupteten sei nicht etwa Blut, sondern reine Milch geflossen. (Apost. History II, 455.) Dem entgegen steht die in den Acta Apostolorum (XXVIII, 31) enthaltene Bemerkung, Paulus habe in Rom in seinem Hause gelebt und das Reich Gottes verkündigt, ohne daß jemand ihm das verwehrt hätte. —

So wenig glaubwürdig die Enthauptung Pauli ist, ebensowenig ist auch nachgewiesen, daß der Apostel Petrus in Rom gelebt habe und dort gekreuzigt worden sei. Das Neue Testament enthält keine dahin lautenden Angaben. Die „Acta Apostolorum“ (XII, 19) sagen vielmehr, Petrus habe sich von Judäa nach Cäsarea gewendet und dort seinen ständigen Wohnsitz gehabt. —

Römische Schriftsteller aus den ersten Jahrhunderten des Christentums wissen auch nichts von den angeblichen Christenverfolgungen in Rom durch Nero und andere Kaiser. Dagegen ist von neueren Forschern nachgewiesen worden, daß derartige Angaben schon von den Urhebern der obengenannten Kirchen- und Apostelgeschichten frei erfunden und verbreitet wurden, ja, daß Notizen über angebliche Christenverfolgungen und die Leiden der Märtyrer schon während des ersten Jahrtausends der christlichen Kirche den Werken der älteren römischen Schriftsteller eingefügt wurden. So enthielt eine im 8. Jahrhundert angefertigte Abschrift der „Annalen“ des Tacitus solche von unbekannter Hand eingeschobene Zusätze über angebliche Christenverfolgungen unter Nero. Diese Abschrift befand sich im Jahre 1468 im Besitz des in Venedig ansässig gewordenen deutschen Druckers Johannes von Speier (de Spiro) und wurde von diesem durch Druck vervielfältigt*).

Von welcher Art die Leiden gewesen seien, welche die christlichen Märtyrer angeblich hätten bestehen müssen, ist aus der von Eusebius (V, 2) erzählten Geschichte der heiligen Blandina zu ersehen, die im Jahre 177 unter der Regierung des römischen Kaisers Mark Aurel wegen ihres christlichen

*) Vergl. den in „Haldeman-Julius Monthly“ vom Dezember 1925 enthaltenen Aufsatz „The Myth of Christian Martyrdom“ von Maynard Shipley, President of the „Science League of America“.

Glaubens zu Tode gefoltert worden sei. Man habe sie zuerst nahezu in Stücke zerrissen und so vielen verschiedenen Torturen unterworfen, daß die erschöpften Folterknechte in Verlegenheit gewesen wären, was noch sie an ausgesuchten Martern hätten ersinnen können. Aber all diese Leiden habe Blandina geduldig ertragen und bei dem fröhlichen Bekenntnis verharrt: „Ich bin eine Christin, und unter uns wird nichts Böses getan!" — Darauf habe man sie neuen Qualen unterworfen, ihren Körper in einer glühenden Pfanne gebraten, sie dann im Amphitheater an einen Pfahl gebunden und wilde Bestien auf sie losgelassen. Da diese aber die Heilige nicht anrührten, hätten die darüber ergrimmten Peiniger Blandina schließlich in ein Netz gewickelt und einem wütenden Stier vorgeworfen, der mit seinen Hörnern das Bündel wiederholt in die Höhe geschleudert habe. All diese Martern habe Blandina so freudig ertragen, als ob sie einem Hochzeitsmahl beiwohne. Keinerlei Schmerzen habe sie empfunden, weil sie bis zu ihrem letzten Atemzug in Verkehr mit Christus dem Erlöser gestanden habe. —

Eine ähnliche ergreifende Geschichte hat den heiligen Sanktus zum Helden. Obwohl man die empfindlichsten Stellen seines Körpers mit rotglühenden Kupferplatten bedeckte, so daß derselbe schließlich eine einzige versengte und verbrannte menschenähnliche Masse bildete, hielt Sanktus unbeirrt fest an seinem Glauben, in dem er durch den aus dem Schoß Christi hervorbrechenden himmlischen Tau gestärkt wurde. Und obwohl man ihn wieder und wieder allerlei Qualen unterwarf, konnte man seinen Tod doch nicht herbeiführen. Im Gegenteil, alle Leiden, an denen er früher gekrankt hatte, verschwanden; ja, er erlangte die verlorene Beweglichkeit seiner Glieder und Muskeln wieder zurück, so daß die geduldig ertragenen Martern ihm anstatt zum Unheil zum wahren Segen wurden! —

Der hervorragende Gelehrte Prof. Andrew D. White, Präsident der Cornell-Universität zu Ithaka, Neuyork, wies im 13. Kapitel seines weitverbreiteten Werkes „A History of the Warfare of Science with Theology in Christendom" nach, wie die frommen Kirchenväter des Mittelalters einander überboten, die Lebensbeschreibungen solcher „Heiligen" mit allerhand Legenden auszuschmücken. Und in der Neuzeit war es nicht anders. Als Beispiel zieht er das Leben des in Spanien geborenen Francis Xavier an, der sich während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts als Missionar nach Indien begab, wo er im Jahre 1552 starb. Weder einer der mit ihm hinausgezogenen Kollegen noch er selber hätten in ihren Briefen über irgendwelche Wunder zu berichten gehabt, die sich während ihrer Tätigkeit zutrugen und auf ihre Gebete zurückgeführt werden könnten. Dagegen hätten spätere Gottesmänner, die es sich angelegen sein ließen, den gläubigen Christen Europas Xavier als Heiligen zu schildern, ihm allerlei Wundertaten angedichtet, die er in Asien verrichtet habe. Zunächst sei vernommen worden, Xavier habe einen

Mann vom Tode erweckt und einen Blinden sehend gemacht. Späteren Biographen genügte das nicht; deshalb wurde die Zahl dieser Totenerweckungen verdoppelt und verdreifacht, bis schließlich die im Jahre 1682 von dem Pater Dominic Bonhours verfaßte Lebensbeschreibung Xaviers zu berichten wußte, derselbe habe 14 Tote zu neuem Leben erstehen lassen!

Als im Jahre 1622 in Rom der Antrag auf die Heiligsprechung Xaviers gestellt wurde, ließ insbesondere der Kardinal Monte es sich angelegen sein, die vielen Wundertaten desselben hervorzuheben. Durch das Schlagen des Kreuzes habe er das Wasser des Meeres in süßes Trinkwasser verwandelt. Einen Ort, der sich Xaviers Lehren gegenüber ablehnend verhielt, habe er gestraft, indem er ein Erdbeben verursachte, das sämtliche Bewohner unter einem vulkanischen Aschenregen begrub. Lampen, die vor dem Bildnis Xaviers gestanden und mit Weihwasser gefüllt gewesen, hätten gebrannt, als ob sie voller Öl seien.

Mehr noch! Eines Tages habe Xavier, als er sich an Bord eines Schiffes befand, sein Kruzifix verloren, das in die See gefallen sei. Aber bei der Landung sei ihm das Kruzifix durch eine Krabbe wieder zugestellt worden, die es ihm mit ihren Scheren feierlich überreichte. Das gleiche Histörchen wurde von dem Pater Bonhours im Jahre 1682 mit der Abänderung wiedergegeben, Xavier habe das Kruzifix während eines schweren Orkans über Bord geworfen, um die turmhohen Wogen zu beschwichtigen, was dank seiner Wunderkraft auch gelungen sei. Die Zurückerstattung des Kruzifixes durch die fromme Krabbe wurde natürlich beibehalten.

Nicht genug konnten derartige Chronisten auch über die ungewöhnliche Frömmigkeit Xaviers berichten. Eines Tages sei er beim Abendbrot vermißt worden. Die nach ihm ausgesandten Leute fanden ihn an einer einsamen Stelle in tiefstem Gebet versunken, aber nicht etwa kniend, sondern frei in der Luft schwebend, mit gen Himmel gerichteten Augen und das Gesicht von einem wundersamen Glanz umgeben! —

In seinen eigenhändigen Briefen beklagte Xavier wiederholt seine Unkenntnis mit den Sprachen der Eingeborenen, wodurch ihm in der Erfüllung seiner Missionstätigkeit fast unüberwindliche Schwierigkeiten erwuchsen. Meist müsse er sich Dolmetscher oder gar der Zeichensprache bedienen, um sich einigermaßen verständlich machen zu können. Dieses offene Bekenntnis hielt die späteren Biographen Xaviers aber keineswegs ab, ihn in ein Sprachgenie seltenster Art zu verwandeln. Er habe jede Sprache so meisterlich gehandhabt, als hätte er sein ganzes Leben unter jenen fremden Völkern zugebracht. Ja, der Jesuitenpater Coleridge weiß in seiner im Jahre 1872 erschienenen Lebensbeschreibung Xaviers sogar zu melden, dieser habe eines Tages vor den Angehörigen sprachlich ganz verschiedener Stämme gepredigt, trotzdem habe ein jeder dieser Leute ihn in der Sprache seines

eigenen Stammes reden hören und verstehen können! Woraus zu ersehen, daß einem wirklichen Heiligen kein Ding unmöglich ist.

Demnach kann es auch nicht befremden, daß die Leichen solcher Heiligen sich anders als jene gewöhnlicher Sterblichen verhalten. So strömte z. B. jene Xaviers noch nach vielen Monaten einen entzückenden Wohlgeruch aus. Auch wehrte sie sich aufs hartnäckigste gegen alle Versuche, sie durch in den Sarg hineingelegten ungelöschten Kalk zu zerstören. Obwohl man damit den Sarg wiederholt füllte, zeigte sich beim späteren Öffnen des Sarges, daß alles Fleisch unversehrt, das Blut in Farbe und Beschaffenheit unverändert und der Wohlgeruch der gleiche geblieben waren. So wurde wenigstens gelegentlich der am 19. Januar 1622 durch den Papst Gregor XV. erfolgten Heiligsprechung Xaviers vom Kardinal de Monte berichtet, und so steht es noch heute auf Seite 512 des von Cocham Brewer im Jahre 1916 in Philadelphia veröffentlichten „Dictionary of Miracles“ zu lesen. —

Ähnliches wurde von der am 23. Februar 1270 gestorbenen seligen Elisabeth, der Schwester des heiligen Ludwig, Königs von Frankreich, berichtet. Nachdem man sie in der Klosterkirche der Abtei Lang Champs begraben hatte, wurde neun Tage später ihr Grab geöffnet, um es mehr zu verzieren. Man fand all ihre Gliedmaßen weich, das Antlitz schön und blühend, die Augen voll milden Blickes, und ein überaus lieblicher Wohlgeruch entstieg ihrer Gruft.

Solche schon während der ersten Jahrhunderte des Christentums durch den Geschichtschreiber Eusebius von Cäsarea betriebene Verherrlichung angeblicher Märtyrer und Heiligen artete während des Mittelalters geradezu ins Phantastische aus. Wußten bereits die älteren Werke von diesen Heiligen allerhand fabelhafte Begebenheiten zu berichten, so strotzt die während des 13. Jahrhunderts von Jakobus de Voraigne geschriebene, damals vielgelesene „Goldene Legende“ von geradezu haarsträubenden Fabeleien. Aber auch dieses Sammelsurium wurde noch übertroffen durch ein von dem Jesuiten Johann van Bolland im Jahre 1643 begonnenes und von seinen Ordensbrüdern, den sogenannten Bollandisten, fortgesetztes Riesenwerk, das den Titel „Acta Sanctorum“ trägt. Infolge von allerhand Kriegswirren erfuhr es mehrfache Unterbrechungen, aber die Arbeit wurde immer wieder von anderen „glaubensstarken“ Männern aufgenommen und war im Jahre 1902 bis zum 63. Großfolioband fortgeschritten!

DIE ENTWICKLUNG DES CHRISTLICHEN RELIQUIENKULTS UND DAS ENTSTEHEN DER CHRISTLICHEN WALLFAHRTSORTE

Die seit uralten Zeiten in vielen Ländern des Orients wie auch im alten Hellas und in Rom bestehende Sitte, allerhand Gegenstände, die an hervorragende Helden und segenspendende Gottheiten erinnerten, zu verehren und Wallfahrten an die Aufbewahrungsorte solcher „Reliquien" zu unternehmen, wurde trotz des Widerspruchs einzelner Kirchenlehrer auch von den Priestern des Christentums aufgenommen. Erinnerten sie sich doch, daß gerade durch derartige Wallfahrten vielen heidnischen Tempeln ungeheure Reichtümer zugeflossen waren. So ließ man denn schon im Jahre 326 Helena, die Mutter des Kaisers Konstantin, trotz ihres hohen Alters von 79 Jahren noch eine Pilgerfahrt von Byzanz nach Palästina unternehmen und dort die wundersamsten Entdeckungen erleben. Nicht nur gelang es, in ihrem Beisein die angebliche Geburtsstelle Christi wiederzufinden, sondern auch das Grab, in dem er drei Tage geruht habe und aus dem er gen Himmel emporgefahren sei. Mehr noch, auch „das wahre Kreuz", an dem der Erlöser gestorben sei, wurde nebst jenen der beiden mit ihm hingerichteten Schächer entdeckt. Und zwar *in völlig unversehrtem Zustand, obwohl seit dem Tode der drei Gerichteten nahezu 300 Jahre verflossen waren!* Da sich aber die Inschrift, die Pilatus angeblich über dem Haupte Jesu hatte anheften lassen und in der er als „der König der Juden" bezeichnet worden war, nicht mit vorfand, so stand man vor der Frage, welches von den drei Kreuzen das heilige sei. Die findigen Priester, unter deren Aufsicht und Beistand all diese wundersamen Entdeckungen gemacht wurden, wußten aber Rat. Sie ließen eine schwerkranke Frau holen und geboten ihr, sich auf eines der Kreuze zu legen. Da ihr Zustand sich sofort verschlimmerte, so schloß man daraus, daß dieses Kreuz das jenes gottlosen Schächers gewesen sein müsse, der Jesus verspottete. Man legte die Kranke nunmehr auf ein anderes Kreuz und fand, daß ihr um vieles wohler wurde. Doch als sie endlich auf das dritte gelegt wurde, stand sie sofort frisch und gesund auf. Das Kreuz Jesu war gefunden! *) Wer hätte wagen dürfen, an der Echtheit

*) Ausgesprochene Gegner der Reliquienverehrung waren Vigilantius, Presbyter in Barcelona, und Aerius, Presbyter in Sebaste. Namentlich der

desselben zu zweifeln, wo es doch in Gegenwart der Mutter des Kaisers entdeckt worden war! Weil sie das fromme Werkzeug gewesen, durch das jene heiligen Orte und Gegenstände wiedergefunden wurden, wurde auch sie später unter die Heiligen versetzt*). —

Die Legende sagt, daß das heilige Kreuz bald nach seiner Auffindung in viele kleine Stückchen zerschnitten worden sei, die über die gesamte Christenheit verteilt wurden. Schon Cyrill von Jerusalem klagte, daß die ganze Welt mit Splittern vom Kreuz Christi erfüllt wäre. Aber der heilige Paulinus versicherte nichtsdestoweniger, daß trotz der Zerstückelung das Kreuz niemals kleiner geworden, sondern sich stets wieder ergänzt habe**).

Infolge der so überaus erfolgreichen Wallfahrt Helenas kamen Reisen gläubiger Christen ins „Gelobte Land" rasch in Aufnahme, zumal die Priester für die Verbreitung der Anschauung sorgten, daß solche Wallfahrten zu den von heiligen Personen geweihten Stätten höchst verdienstlich und sündenreinigend seien, und daß von den Reliquien der Heiligen eine Wunderwirkung ausgehe, die sich in Krankheitsfällen häufig offenbare.

Dementsprechend wurde dem römischen Katechismus der Lehrsatz einverleibt, daß alle Heiligen und Märtyrer ehrfurchtsvoll zu verehren seien, daß aber auch deren Reliquien gleiches Vertrauen verdienten, „weil die Wunderkraft der Heiligen auf ihre Überreste übergehe, so daß sie Mittel und Organe würden, durch die Gott den Notleidenden beistehe" **).

Diesem Lehrsatz schloß sich bald eine päpstliche Verordnung an, der zufolge fortan in jedem zum Gottesdienst verwendeten Altar der katholischen Kirche die Reliquie mindestens eines Heiligen eingeschlossen sein müsse. Der Altar werde dadurch gewissermaßen zum Grabe des Heiligen. Weiter wurde bestimmt, daß auf einem Altar ohne Reliquie kein Meßopfer dargebracht werden dürfe.

Infolge dieser Bestimmungen entwickelte sich innerhalb der katholischen Kirche überraschend schnell ein förmlicher Reliquienkult. Jede Kapelle, jedes Kloster, jede Kirche bestrebte sich, baldmöglichst in den Besitz solcher Reliquien zu kommen; denn je größer ihre Zahl und je heiliger die Reliquien waren, desto größer war auch der Zulauf des Volkes, desto größer die Opfer, Gaben und der Nutzen, der daraus den Kirchen, Klöstern und Kapellen erwuchs; denn umsonst waren die Reliquien keineswegs zu sehen.

---

erstgenannte verurteilte in einer um das Jahr 402 verfaßten Schrift die Verehrung toter Menschen und ihrer Überreste als einen aus dem Heidentum übernommenen Götzendienst.

*) Encyclop. Britannica unter „St. Helena".

**) Catholic Encyclop. (Neuyork) IV, 523. Encyclop. of Bibl. Theol. & Eccles. Literature (Neuyork) II, 575—581.

Dem zunehmenden Hang der glaubensfrommen, wundersüchtigen Zeit kamen viele aus dem Orient heimkehrenden Wallfahrer und Mönche entgegen, indem sie förmliche Schätze solcher Reliquien heimbrachten: einzelne Teile und Teilchen von den Körpern angeblicher Heiligen, ganze Skelette, ferner Dinge, die von angeblichen Heiligen getragen worden seien oder in engen Beziehungen zu denselben gestanden hätten. Ein sehr schwunghafter Handel wurde auch von Rom aus betrieben, wo die Katakomben, die unterirdischen Begräbnisstätten schier unerschöpfliche Vorräte an Überresten angeblicher Apostel, Märtyrer und Heiligen darboten.

Gleichwie die Inder um den Zahn Buddhas blutige Kriege führten, so kam es auch unter den christlichen Kirchen und Klöstern um den Besitz guter Reliquien oft zu unerquicklichen Reibereien, da der ganze Ehrgeiz der Patrone darauf gerichtet war, die kostbarsten Reliquien zu besitzen, sie um jeden Preis zu kaufen, anderen Liebhabern dabei zuvorzukommen oder ihr Angebot zu überbieten. So wurden oft die unscheinbarsten oder ekelhaft aussehende Gegenstände zu sehr begehrten Handelswaren und zum Objekt gewinnsüchtiger Spekulation. Einige Beispiele historisch verbürgter Preise geben den besten Maßstab für den Grad der herrschenden Verblendung. Heinrich dem Löwen, der während seines Kreuzzuges einen Daumen des heiligen Markus erbeutet hatte, bot die Republik Venedig für diese Reliquie ihres Schutzpatrons vergeblich eine halbe Million Taler. Kanut von England zahlte für einen Arm des heiligen Augustin, der nicht einmal Märtyrer gewesen war, 100 Talent Silber; Ludwig der Heilige hielt sich für die hohen Kosten seiner unglücklich verlaufenen Kreuzfahrt durch die erworbenen Reliquienschätze reichlich entschädigt. Es glückte ihm obendrein, die Dornenkrone Christi zu erlangen, die der Hof von Byzanz für 15000 Goldstücke an einen venetianischen Kaufmann verpfändet hatte und nicht wieder einlösen konnte. Obendrein gab Ludwig noch dem Kaiser Balduin 10000 Mark Silber Entschädigung. Niemand war glücklicher über diesen Handel, als der fromme Käufer selber, der, als ihm der seltene Schatz überliefert wurde, demselben barfuß entgegenzog und ihn persönlich in seine Hauptstadt hineintrug.

Eine der kostbarsten Reliquien befindet sich im Besitz des Doms zu Trier. Es ist der „nahtlose Rock Jesu", zu dem seine Mutter bereits, als Jesus noch ein Kind war, die Wolle gesponnen habe. Dieser Rock sei zugleich mit dem Körper des Herrn gewachsen und von ihm auch auf dem Wege zur Kreuzigung getragen worden. Der Legende zufolge wäre diese Reliquie durch die bereits erwähnte Kaiserin Helena nach Trier gekommen. Ein Blick auf diesen Rock genügte, um vollen Ablaß für die schwersten Verbrechen herbeizuführen. Infolgedessen übte dieses Heiligtum von jeher eine ungeheure Anziehungskraft auf alle Gläubigen aus.

Aber was jederzeit zu sehen ist, verliert bekanntlich sehr bald seine An-

ziehungskraft. Dieser uralten Erfahrung gemäß bestimmte Papst Leo X., daß der heilige Rock nur in Zwischenpausen von sieben Jahren ausgestellt werden solle. Durch die Seltenheit ihrer Darbietung erhöhte sich der diese Reliquie umgebende Nimbus gewaltig und lockte weitaus größere Scharen von Wallfahrern herbei. Späterhin wurde diese Zwischenpause noch erheblich vergrößert, womit sich auch die Anziehungskraft der Reliquie erheblich steigerte. Während des 19. Jahrhunderts gelangte der heilige Rock nur dreimal zur Ausstellung, und zwar in den Jahren 1810, 1844 und 1890. Im Jahre 1844 erlebte man das erstaunliche Schauspiel, daß eine volle Million Pilger nach Trier wallfahrtete, um der von diesem Kleidungsstück ausgehenden Gnade teilhaftig zu werden. Obwohl in dem gleichen Jahre die beiden Professoren Gildemeister und von Sybel in einer zu Düsseldorf gedruckten Schrift „Der heilige Rock von Trier" den Nachweis führten, daß neben Trier noch zwanzig andere Städte, darunter Rom, Argenteuil, Friaul, St. Jago und Moskau, gleichfalls Anspruch darauf erhöben, im Besitz des „einzig wahren Rockes" zu sein, so übertraf der Zustrom der Pilger im Jahre 1890 infolge der leichteren Zugängigkeit der Stadt durch die Eisenbahnen alle früheren Zahlenangaben bei weitem*).

Selbstverständlich bestrebten sich andere christliche Kirchen, in den Besitz ähnlicher Reliquien zu gelangen. Wie erfolgreich manche darin waren, zeigt beispielsweise folgende „Kurze Aufzählung der in der Schatzkammer und im Innern des Liebfrauen-Münsters zu Aachen enthaltenen Reliquien und Sehenswürdigkeiten": 1. Die Windeln unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus. 2. Das Schürzen- oder Lendentuch desselben. 3. Den Gürtel unseres Herrn und Heilandes. 4. Ein Stück der Geißelsäule des Herrn. 5. Ein Stück von dem Rohr, das ihm bei der Dornenkrönung als Zepter gegeben wurde. 6. Einen Teil des Strickes, womit der Erlöser an die Geißelsäule angebunden war. 7. Ein Stück vom Purpurmantel des Herrn. 8. Mehrere Partikel des heiligen Kreuzes. 9. Ein Stück der Dornenkrone. 10. Ein Teil des Schwammes, mit dem der Herr am Kreuze getränkt wurde. 11. Ein Stück des Kreuznagels des Heilandes. 12. Einen Teil von der Kreuzinschrifttafel. 13. Einen Teil vom Schweißtuch des Herrn, das im Grabe auf seinem Antlitz gelegen. 14. Haare der allerseligsten Jungfrau Maria. 15. Das Kleid der Mutter Gottes. 16. Einen Teil des leinenen Gürtels der allerseligsten Jungfrau Maria. 17. Einen Teil vom Schleier der Mutter Gottes. 18. Das Enthauptungstuch des heiligen Johannes des Täufers. (Panuus decollationis St. Joannis Baptistae.) 19. Ein Glied jener Kette, mit welcher der heilige Petrus im Kerker zu Rom gefesselt war. 20. Ein Nagel, womit der heilige Petrus gekreuzigt wurde; außerdem Reliquien der Ursulinischen Jungfrauen; Rippen des heiligen Stephan, Eliphius usw. —

*) Sermo de Sanctis, VI.

Dem berühmten Maler Lukas Cranach verdankt man eine Aufzählung jener Reliquien, die der Kurfürst Friedrich von Sachsen, „der Weise“ ge-

ALs man zaltt nach der geburtt xpi. M. CCCCC. vnd. xii vff mitwochen in den Osterfyertagen ist der froẽaltar des grosses stifftes Sant Peters in der hey-ligen Statt zu Tryer vffgethon worden/mit vil loeb-lichen vnd groszwirdigem Heyltumen/ wie hernach gedruckt steit.



Titel eines im Jahre 1512 gelegentlich der Ausstellung des Heiligen Rockes in Trier gedruckten Flugblattes.

nannt, in seiner Residenzstadt Wittenberg zusammengebracht hatte. Diese an die 5000 separate Reliquien umfassende Sammlung enthielt zahlreiche Schädel und Gebeine der verschiedensten Heiligen; ferner die Gesichtshaut des heiligen Bartholomäus; Teile von der Krippe Christi sowie Heu und Stroh,

die sich in dieser Krippe befunden hätten; ferner Wachs von jener Kerze, welche die Jungfrau Maria während ihrer Sterbestunde in der Hand gehalten habe. Von welcher Sammelwut der fromme Kurfürst befallen gewesen sein muß, ergibt sich aus einer Angabe in dem von Köstlin geschriebenen Werk: „Friedrich der Weise und die Schloßkirche zu Wittenberg", demzufolge diese Kirche im Jahre 1520 nicht weniger als 19013 Reliquien besessen habe!

In dem Bestreben, diese Kirche zu einem Wallfahrtsort ohnegleichen zu machen, fand Friedrich der Weise aber in dem Kardinal Albrecht von Brandenburg einen gefährlichen Nebenbuhler. Hatte dieser doch in seiner Residenz Tausende und aber Tausende von Reliquien angehäuft. Unter denselben befanden sich nicht weniger als 42 vollständige Leichname, darunter sogar „der wahre Körper Christi, den er zur Lösung der Sünden der Menschen dargebracht habe" *). Hauptstücke der Sammlung waren ferner eine Flasche voll Milch aus den Brüsten der Jungfrau Maria**); ein Krug Wein von der Hochzeit zu Kana; ein Teilchen jener Erde, aus der Adam erschaffen worden war; desgleichen 20 Fragmente jenes Dornbusches, den Moses brennen sah; Proben jenes Manna, das den Kindern Israels in der Wüste als Speise diente; ein Stück vom Stabe Josephs, der wunderbarerweise Knospen getrieben habe usw. Redlich hebt in seinem Werk: „Kardinal Albrecht und das neue Stift zu Halle" (Seite 260) hervor, daß im Jahre 1521 die Schloßkirche zu Halle 21483 Reliquien umschlossen habe! —

Im Jahre 1645 ließ der Kölner Propst Gelenius eine Schrift erscheinen: „De admiranda sacra et civili magnitudine Coloniae", in der er außer den im Dom aufbewahrten Reliquien der heiligen drei Könige auch die großen Reliquienschätze in 15 anderen Kirchen und sechs Klöstern der Stadt Köln beschreibt. Darunter sind nicht nur Überreste von sämtlichen Aposteln und Evangelisten, sondern auch Haare und Milch Marias; ferner Steine, mit denen der heilige Stephanus gesteinigt wurde; ein Stück vom Stabe des Moses; Erde von jener Stelle, wo der Engel die Jungfrau Maria mit der Botschaft begrüßte, daß sie einen Sohn gebären werde; eine Zehe des mythologischen Riesen Christophorus sowie eine reiche Sammlung von vorwiegend weiblichen Zähnen, wie z. B. der Brigitte, Barbara, Agathe, Balhina, Petronella, Justina und anderer.

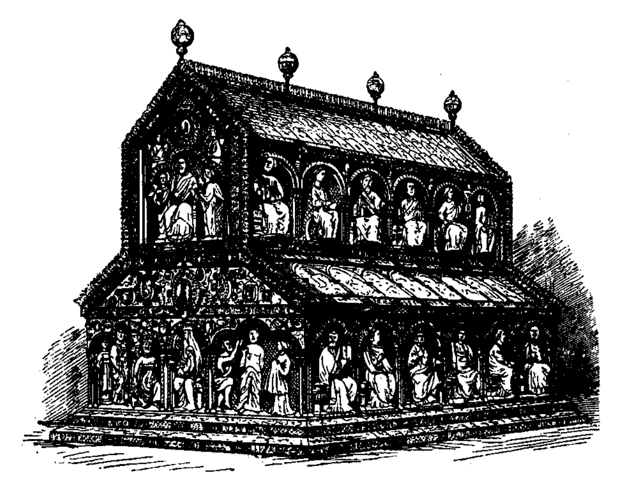
Daß eine derartige Sammelwut und Reliquiennarrheit von gewissenlosen Schwindlern auf die fürchterlichste Weise ausgebeutet wurde, und daß aus irgendeiner Trödelkammer herrührende Lappen, irgendeinem Richtplatz entnommene Gebeine sich zu „Heiligen Reliquien" verwandelten, war unaus-

*) Weitere Nachrichten über den heiligen Rock zu Trier sind in fast allen Konversationslexika zu finden, insbesondere auch in der „Biblical, Theological und Ecclesiastical Cyclopaedia" (Neuyork 1891), vol. IV.

**) Gräbner, Th., „The Dark Ages" (St. Louis 1917).

bleiblich. Es stellte sich heraus, daß ein und dieselben Gegenstände, dieselben Schädel und Körperteile dieser oder jener Heiligen in mehrfachen Exemplaren und an den verschiedensten Orten existierten. So ist z. B. der vollständige Körper des heiligen Dionysius sowohl in St. Denis wie auch in St. Emmeran zu sehen. Außerdem rühmen sich die Kathedralen in Prag und Bamberg, Köpfe von ihm zu besitzen, während in München eine seiner fünf Hände verwahrt wird.

Die Professoren Gildemeister und Sybel lieferten auch den Nachweis, daß die heilige Ursula eine fünfköpfige Mißgeburt gewesen sein müsse; denn ihr vollständiger Leichnam werde in St. John d'Angely verehrt, während außerdem ihre Schädel sowohl in Köln wie in Tours, Mons und Ber-



Der Reliquienschrein der Heiligen Drei Könige
im Dom zu Köln.

gerac besichtigt werden könnten. Der heilige Sebastian, der Schutzherr aller Bogen- und Scharfschützen, ist viermal vollständig vorhanden; außerdem existieren noch zwei seiner Schädel. Der arme Lazarus hat drei Leichname hinterlassen, von denen einer in Marseille, ein andrer in Autin, ein dritter in Avalon aufbewahrt sind. Die Schädel der heiligen drei Könige, die, von einem Stern geleitet, an der Krippe zu Bethlehem erschienen, werden sowohl im Dom zu Köln wie im Dom zu Mailand verehrt. Das Skelett des heiligen Georg macht sogar in nicht weniger denn 26 Exemplaren die Kirchen unsicher, obwohl bereits Papst Gelasius im Jahre 494 das irdische Dasein dieses Drachentöters als eine Legende bezeichnet hatte. Ferner muß erwähnt werden, daß auch Christus nicht nur mehrere Nabel der Nachwelt hinterließ, sondern auch mehrmals jene Vorhaut, die ihm bei der Beschneidung abgetrennt wurde. Alle diese angeblichen Reliquien werfen einander ihre Un-

echtheit vor, welcher Streit insofern unnütz ist, als sie wahrscheinlich alle unecht sind.

Die Kirche hat selbst wiederholt die Möglichkeit öfteren Betruges zugestanden, aber zugleich einen erheblichen Schaden derartiger Vorkommnisse geleugnet, da es bei der Verehrung weniger auf die Echtheit solcher Reliquien, sondern auf die Echtheit des Glaubens ankomme. Selbst die mehrfache Ausstellung derselben Reliquie hat sie niemals anstößig gefunden: denn ein mal könne man nicht wissen, welche die echte sei, und andererseits könne sich eine Reliquie, welche Wunder wirke, auch durch ein Wunder Gottes vervielfältigt haben. In jedem Falle aber müssen die Reliquien verehrt werden; denn das Konzil von Trient (1563) hat gegen alle diejenigen, die ihnen nicht die schuldige Verehrung erweisen, den Fluch der Kirche geschleudert.

Derartige Reliquien, die man mit Gold, edlen Steinen und Stickereien aufs kostbarste verzierte und so auf den Altären aufstellte, bildeten die Hauptzugmittel, die Hauptreklamen der Kirchen und Klöster. Die tollsten Fabeln von der Wunderkraft dieser Reliquien wurden verbreitet, und war nur erst der Glaube an die Wunderkraft derselben gehörig ins Volk eingedrungen, so strömte dieses aus meilenweiten Entfernungen zu dem Schauplatze der unerhörten Begebenheiten. Dies war dann für die Kirche sehr lukrativ; denn kein Pilger verließ den Ort seiner Wallfahrt, ohne Opfer darzubringen aus Gold, Silber oder Kupfer, in Landschenkungen, Stiftungen, oder in riesigen Kerzen, in Armen, Beinen oder anderen Gliedern von Wachs, welche jenen erkrankten Körperteilen entsprachen, für die man Heilung suchte. —

In der Erkenntnis, daß solche Wallfahrten demnach für den gesamten Klerus einen sehr realen Hintergrund besaßen, ließen die Priester es sich mit wachsendem Eifer angelegen sein, die Heiligen- und Reliquienverehrung nach Kräften zu pflegen, ohne es dabei immer allzu genau mit der Wahrheit zu halten.

In der Kirche des St. Johannes im Lateran zu Rom befindet sich beispielsweise eine 28 Stufen zählende Marmortreppe, die „Skala Santa“ genannt. Von ihr wird behauptet, daß sie ursprünglich zum Palast des Pilatus in Jerusalem gehört habe und daß Christus auf ihr emporgestiegen sei, als er zum Verhör vor Pilatus gebracht wurde. Niemand geringeres als die Kaiserin Helena habe die Treppe im Jahre 326 nach Rom gebracht und in der Laterankirche einfügen lassen. Weiter heißt es, Papst Leo IV. habe während des 9. Jahrhunderts erlaubt, daß die Treppe von solchen Gläubigen, die ihren frommen Eifer besonders bekunden wollten, kniend emporgestiegen werden dürfe. Papst Pascal II. verfügte durch eine am 5. August 1100 erlassene Bulle, daß für das Erklimmen jeder der 28 Stufen ein neunjähriger Ablaß bewilligt werde. Diese Verfügung wurde durch Pius VII. am 2. September

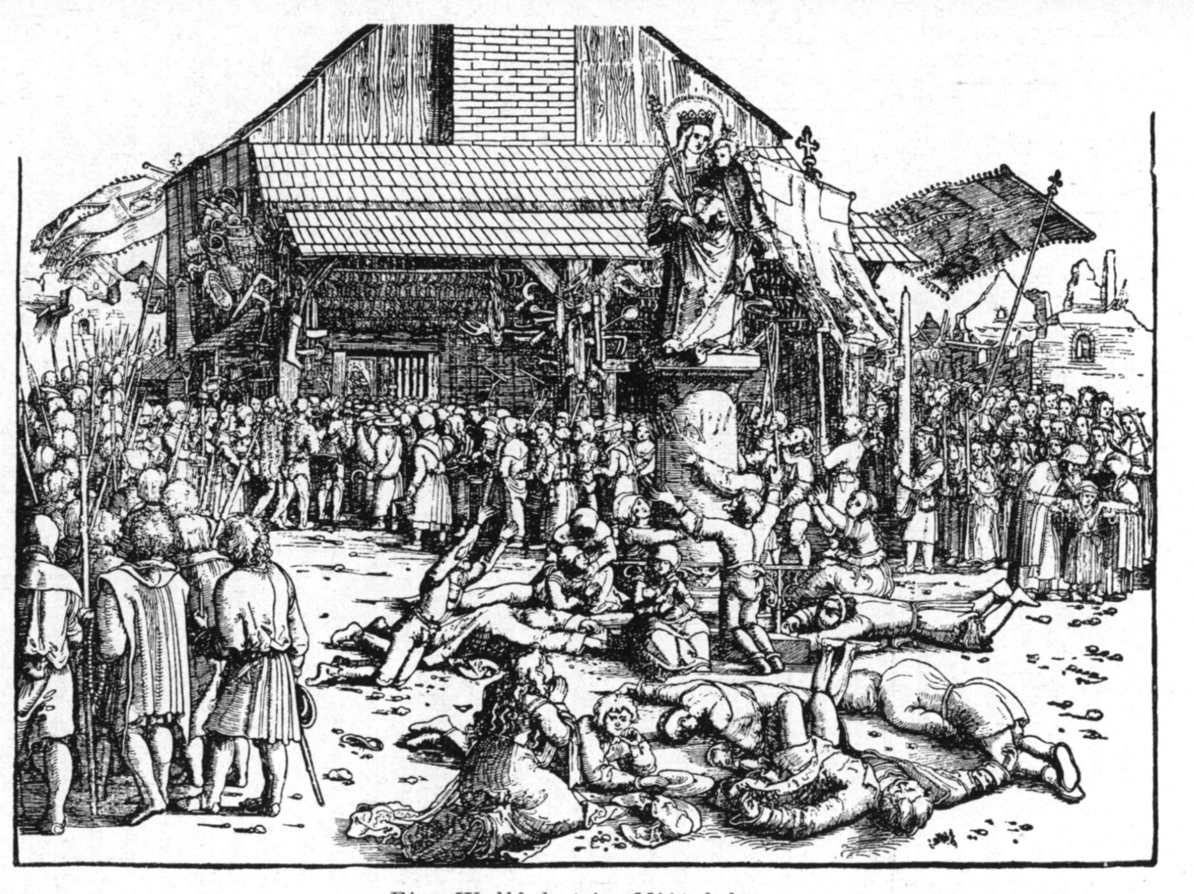
1817 erneuert; zugleich bestimmte er, daß dieser Ablaß auch den bereits im Fegfeuer befindlichen Seelen zugute geschrieben werden könne. Da durch das Erklimmen der Treppe ihre Marmorstufen im Lauf der Jahrhunderte stark abgenutzt wurden, man auch die heiligen Steine vor jeder profanen Berührung schützen wollte, so wurden sie mit Brettern verkleidet. Aber den im Glauben Starken ist es auch heute noch vergönnt, nach alter Weise der Treppe ihre Verehrung zu erweisen. —

Eine noch weitaus größere Forderung an den Glauben frommer Pilger verbindet sich mit dem ebenfalls in Italien verehrten „Casa Santa", dem „Heiligen Haus". Dasselbe steht innerhalb einer prächtigen Kirche der auf der Ostküste Italiens gelegenen Stadt Loreto. In seinem Aussehen und Baumaterial unterscheidet sich dieses Häuschen nicht wesentlich von den alten Bauernhäuschen der dortigen Gegend. Aber die Überlieferung behauptet, es habe ursprünglich in Bethlehem gestanden und der Jungfrau Maria als Wohnung gedient. Als nun Palästina im Jahre 1291 in die Gewalt der ungläubigen Sarazenen geriet, hätten mehrere Engel diese „Casa Santa" emporgehoben und seien mit ihr über Länder und Meere bis nach dem in Dalmatien gelegenen Örtchen Tersato geflogen. Von dort hätten dieselben Engel das Haus einige Jahre später über das Adriatische Meer hinweg nach der italienischen Ortschaft Loreto getragen, wo es noch heute von ungezählten Scharen von Pilgern aus allen Teilen der Erde aufgesucht wird. Nichtsdestoweniger blieb Tersato einer der berühmtesten Wallfahrtsorte; denn in jener Kirche, die später über der Stelle errichtet wurde, wo die Engel das Wohnhaus der Jungfrau zuerst niedergesetzt hatten, verrichtet die Mutter Gottes angeblich noch heute zahllose Wunder. Für solche Kummerbeladene und Hilfesuchende, die durch Überwindung besonderer Schwierigkeiten die Erfüllung ihrer Wünsche ganz bestimmt zu erlangen hoffen, ist ein zur Kirche emporführender Treppenaufgang vorhanden, dessen 471 Stufen auf den Knien erklommen werden müssen. Um diesen überaus mühseligen Leidensweg noch zu erschweren, rutschen manche Pilger nach Überwindung von je zwei Stufen eine wieder abwärts. Da kann man auf dem Drittel der steilen Höhe viele dieser armen Pilger hocken sehen, die blutenden Knie mit Tüchern umwunden, oder die Steine umklammernd, während sie sich schweißtriefend die Stufen emporheben. Sind sie endlich an den Kirchenpforten angekommen, so warten dort ihrer ganze Haufen arm- und beinloser Krüppel, die mit flehenden Stimmen Almosen von jenen heischen, die noch zu hoffen nicht verlernt haben. —

Zu jenen Wallfahrten, bei denen außergewöhnliche körperliche Kraftleistungen vollbracht werden müssen, gehört auch die berühmte Springprozession in dem luxemburgischen Städtchen Echternach. Wie F. W. Kortüm in einem längeren Aufsatz schilderte, findet sie am „weißen Dienstag",

dem Dienstag nach Pfingsten jedes Jahres statt. Der Ausgangspunkt der Prozession ist ein uraltes Steinkreuz, das auf dem linken Ufer des jene Landschaft durcheilenden Sauerflusses steht. Das Ziel der Prozession ist eine ziemlich weit entfernte Abteikirche, die im Jahre 689 von dem aus England stammenden Bekehrer der Friesen, dem heiligen Willibrord, gegründet wurde und in der er auch begraben liegt. Seine Fürsprache wird besonders bei Störungen des Nervensystems, bei Fallsucht und Veitstanz angerufen.

Geführt von ihren Pfarrern, stellen sich viele Teilnehmer an der Prozession meist schon tags zuvor in Echternach oder den umliegenden Ortschaften ein. Oft kommen sie aus weiten Entfernungen, aus den Dörfern der Eifel, der Mosel und Saargebiete, aus Lothringen, dem Elsaß und aus Belgien. Nachdem sie sich am Morgen des Festes in der Umgebung des Kreuzes versammelten, erscheint unter Glockengeläute die Geistlichkeit der Willibrordkirche in vollem Ornat, um die Führung der Prozession zu übernehmen. Der oberste Geistliche tritt zum Kreuz, segnet die niederkniende Menge, hält eine kurze Ansprache und schließt mit der Anrufung des heiligen Willibrord, welcher die Wünsche der von weither gekommenen Gläubigen erfüllen möge. Dann mit sonorer Stimme die St.-Willibrordus-Litanei anstimmend, schreitet er durch die sich langsam erhebende andächtige Menge zu seinen Amtsbrüdern zurück, die sich, in Doppelreihen geordnet, unter Vorantritt einiger hundert Chorsänger und der Schuljugend sowie unter allgemeiner Abbetung der Litanei langsam über die den Fluß überspannende Brücke der Stadt zu bewegt. Die der Geistlichkeit folgende Stadtmusik fällt in den Litaneirefrain „Heiliger Willibrord, bitt' für uns!“ ein und gibt damit das Zeichen zum Tanze, zum Beginn der eigentlichen Springprozession. Die während der ganzen Dauer der Prozession erschallende Melodie, nach welcher gehüpft und gesprungen wird, bleibt unaufhörlich dieselbe und ist von alters her all die Jahrhunderte hindurch die gleiche geblieben. Nach ihrer Weise geht der rhythmische Tanz vor sich: drei Schritte vorwärts, dann zwei zurück, gefolgt von einem Luftsprung. Diese Vor- und Rückwärtsbewegungen nebst dem Hochsprung werden unablässig wiederholt, bis in zwei oder drei Stunden der ganze durch die Straßen und über den Marktplatz der Stadt führende Weg bis zur Abteikirche zurückgelegt ist. Je weiter die Prozession ins Innere der Stadt gelangt, desto größer wird die Zahl der Springenden; denn hunderte, ja, tausende Mitglieder eben erst ankommender Gemeinden schließen sich unterwegs mit ihren Musikanten an. Dazu große Massen mit- und nachziehender „Beter“, die nicht tanzen, so daß die Prozession oft 12—15000 Personen zählt, von denen etwa ein Drittel oder die Hälfte „Springer“ sind. Wie eine endlose Riesenschlange wälzt es sich einher, mit dem Vor- und Rückwärts nebst dem Hochsprung die steten Krümmungen einer solchen Schlange täuschend versinnbildlichend. Dadurch, wie durch die Monotonie



Eine Wallfahrt im Mittelalter.
Nach einem Holzschnitt von Michael Ostendorfer (1519—1559).

der Musik, das Stampfen der Füße, das Murmeln der vielen tausend Stimmen wie auch durch den Anblick der zahllosen erhitzten, oft verzückten Gesichter wirkt das Ganze auf Unbeteiligte schließlich sinnverwirrend.

Je tiefer die Prozession ins Innere des Städtchens dringt, um so aufregender wird das Schauspiel. Mit der endlosen Musikmelodie und dem Bodengestampfe mengt sich das Murmeln der vielen Andächtigen, welche, ohne mitzuspringen, als Rosenkranz- und Litaneienbeter sich mit dem Hin- und Hergewoge der Springenden vorwärtsschieben. Seltsame Szenen sieht man da. Acht oder zehn Frauen und Mädchen haben sich an den Händen angefaßt und kommen, als geschlossene Kette fast die ganze Breite der Gasse füllend, aufgeregt dahergesprungen. Viele Männer halten sich, um durch die stete Tanzbewegung nicht schwindlig zu werden, mit zusammengedrehten Tüchern aneinander fest. Jünglinge, Männer und Greise, Mädchen, junge Frauen und Matronen ziehen in rastloser Bewegung vorbei. Rotglühend vor übermäßiger Anstrengung, oder totenbleich vor Erschöpfung tauchen die Menschenköpfe auf und nieder, die Trägen in langsamem Schritt, die Fanatischen in wilden Sprüngen. Dort schnellt sich ein junger Mann hoch über den in Schweiß gebadeten Menschenstrom empor, die Augen starr und blutunterlaufen, der Mund weit auf — kaum seiner Sinne noch mächtig. Ein peinlicher Anblick! noch übertroffen durch jenes Weib, welches mit wogendem Busen und dunkelgerötetem Angesicht auf und nieder springt. Manche Jünglinge und Männer sind hemdsärmelig; Frauen suchen sich durch aufgespannte Schirme gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, wodurch manche Springenden einen grotesken Anblick gewähren. Trotz der mannigfachen Vorkehrungen zum Schutz gegen die Hitze und Überanstrengung gibt es doch viele Ohnmächtige, oft genug auch Schlaganfälle. Die selten fehlenden Todesopfer der Springprozession aufzunehmen, schwankt hinter den Wallfahrern, von vier Männern getragen, ein einfacher Sarg*).

Trotz solcher Unfälle ist der bis zur Verzückung sich steigernde Eifer all der Springer und Springerinnen staunenswert. Man sieht weißhaarige, vom Alter niedergebeugte Männer und Frauen, die aber trotzdem nach Kräften mithüpfen, wobei auf ihren überhitzten Gesichtern die religiöse Begeisterung sich widerspiegelt. Bald abstoßend, bald mitleiderregend wirken die vielen Kranken im Zuge, die durch eine letzte gewaltige Anstrengung auf Heilung hoffen. Man sieht in den Reihen epileptische Kinder mit kraftlos herabhängenden Armen und Beinen, mit irrem, ja, idiotischem Lächeln auf ihren bleichen Gesichtern in den Armen der Eltern getragen, die ihnen zu Liebe über das schlechte Pflaster dahinspringen, so gut es geht. Gar manchem Springenden, mancher Hüpferin steht das Leiden deutlich in den vor An-

---

*) „Gartenlaube“, Jahrgang 1872, S. 194.

strengung krampfhaft verzerrten Gesichtszügen geschrieben; aber wie von unsichtbarer Kraft getrieben, tanzen sie weiter, in der Hoffnung, sich durch die Fürbitte des heiligen Willibrord doch noch Gesundheit zu ertanzen.

Unaufhörlich bewegt sich die Prozession in zunehmender Sonnenglut weiter. Nur auf dem Marktplatz pflegt eine kurze Ruhepause einzutreten, im wörtlichen Sinne ein „Ausschnaufen" nach der Anstrengung der Atmungsorgane und der Erschütterung des ganzen Körpers. Sobald aber das Zeichen zum erneuten Aufbruch gegeben wird, geht es mit abermaligem monotonen Litaneigesang und dem fortwährenden nervenbetäubenden Spiel der endlosen Tanzmelodie der Kirche zu. Eine Reihe steinerner Stufen führen empor. Früher wurde auch auf diese hinauf der Springtanz fortgesetzt. Jetzt ist eine gewisse Abmilderung eingetreten. Die Musik hält ein, mit ihr das Tanzen, und die abgehetzten Pilger steigen ermattet die Treppe zum Hauptportal hinan. Kaum hat der Zug das Innere erreicht, so beginnt die Musik von neuem ihre Zauberweise. Ihre an den mächtigen Gewölben widerhallenden Töne elektrisieren die Müdesten und man bietet die letzten Kräfte „zu Ehren des heiligen Willibrord" auf. Wird doch behauptet, daß innerhalb der Kirchenmauern die Wirksamkeit des ganzen Festes, was wundertätige Heilungen anbelangt, am stärksten zutage trete. Unter dem betäubenden Widerhall all der Musikinstrumente zieht die tausendköpfige Menge im Innern der Kirche umher, zuerst im rechten Seitenschiff dem Chore zu und dann um den Hochaltar herum, hinter dem sich das durch eiserne Gitter geschützte Grabmal des heiligen Willibrord befindet. Hiernach geht es durch das linke Seitenschiff und ein anderes Tor wieder hinaus ins Freie, wo die letzten Tänze gemacht werden und der sogenannte „Endsprung" erfolgt. Der Geistliche, welcher das Ganze leitete, erteilt den Schlußsegen, und die Springprozession, die zwischen zwei und drei Stunden in Anspruch nahm, ist zu Ende. —

Zweifellos geht der Ursprung dieser Springprozession bis in jene Zeiten zurück, wo infolge der Wirksamkeit exaltierter Mönche und Wanderprediger die Menschheit von allerhand krankhaften Geistesepidemien erfaßt wurde. Christi Geißelung, als eine Bußübung von den Insassen vieler Klöster nachgeahmt, wurde auch von zahlreichen Laien aufgenommen. In Italien fingen die durch die fanatischen Predigten eines Antonius von Padua mächtig erregten Menschen an, scharenweise sich zu geißeln und geistliche Lieder singend in Prozessionen durch die Straßen zu ziehen. Mit entblößtem Oberkörper einherschreitend, schlugen sich Jünglinge, Männer und Greise mit ledernen Geißelriemen über die Schultern, daß das Blut herabfloß. Wie von Ansteckung ergriffen, schlossen sich ihnen immer neue Massen an und zogen, angeführt von Priestern mit Kreuzen und Fahnen, zu Hunderten, zu Tausenden, ja, zu Zehntausenden von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Von Perugia zog das Geißlerheer nach Rom, von da nordwärts durch die Lom-

bardei und Piemont nach der Provence. Im Jahre 1261 erschienen die ersten Geißlerzüge in Süddeutschland, in Böhmen, Mähren und Ungarn. Zu förmlichen Lawinen wuchsen diese sogenannten Flagellantenzüge, als im Jahre 1348 der „Schwarze Tod“ — vielleicht verursacht durch die unbeschreibliche Unsauberkeit der indischen Fakire und der von Palästina und Ägypten ausschwärmenden christlichen Asketen — über Europa hereinbrach und viele Millionen Menschen hinwegraffte.

Diese in den Chroniken jener Zeit „das große Sterben“ genannte Pestseuche bestand in einem hochgradigen Fieber, während dem auf der Haut des Erkrankten überall Brandblasen und schwarze Flecken erschienen. Die Lymphdrüsen schwollen an; Beulen brachen unter den Achseln und in den Weichen hervor; Blutbrechen setzte ein, und in drei Tagen war der von der schrecklichen Krankheit Befallene eine Leiche.

Die Seuche erschien zuerst an den Südküsten Italiens, von wo sie sich nach Frankreich, der Schweiz, Deutschland, England und Skandinavien verbreitete. Vornehmlich in den Städten, wo auf geringem Flächenraum große Menschenmassen eingepfercht waren, wo Schmutz, Elend und Unsittlichkeit herrschten und alle Maßregeln der Hygiene fehlten, richtete dieser „Schwarze Tod“ entsetzliche Verheerungen an. Zweifellos trugen die damaligen Einrichtungen der katholischen Kirche in hohem Grade zur raschen Ausbreitung der entsetzlichen Seuche bei. Dem Aufkommen und der Entwicklung eines wirklichen, wissenschaftlich gebildeten Ärztestandes hatte sie von jeher entgegengearbeitet. Wie sie sich als das einzige Universalmittel gegen alle seelischen Leiden anpries, so hatte sie auch die Behandlung aller körperlichen Beschwerden zum ausschließlichen Privilegium ihrer Priester gemacht. Die frühesten Ärzte waren allüberall Geistliche, die jede Art von Krankheiten als vom Teufel und dessen Spießgesellen verursacht erklärten und diese Übeltäter nach Schamanenart durch Beschwörungen und durch Besprengen der Kranken mit Weihwasser auszutreiben suchten. In hartnäckigen Fällen wurden die Kranken veranlaßt, an Wallfahrten zu den Grabstellen der Heiligen teilzunehmen und dort durch Anrufen derselben, durch Berühren ihrer Reliquien und durch reiche Opfer Genesung zu suchen.

Wie Götzinger in seinem „Reallexikon der Deutschen Altertümer“*) ausführte, verstand es die Kirche, auch während der Heimsuchung der Völker durch die Pest ihre eignen Interessen im Auge zu behalten. Die Seuche wurde als eine göttliche Strafe für die Verderbtheit der Menschen bezeichnet, und es gelte jetzt, durch allerhand Opfer und Stiftungen den göttlichen Zorn zu besänftigen.

---

*) Götzinger, Dr. Ernst, „Reallexikon der Deutschen Altertümer“, Leipzig 1881, Seite 722.

„Daß die Kirche sich die allgemeine Todesangst zunutze zu machen wußte, davon legt eine Unzahl von Testamenten und Immunitäten beredtes Zeugnis ab. Niemals war der klingende Erfolg größer als im Jahre 1350, wo eine ungeheure Menschenmenge in Rom zusammenströmte. Ferner wuchsen der Grundbesitz und das Vermögen der Kirchen und Klöster an, was sich in der ungeheuren Bautätigkeit derselben nach dem Ausbruch der Pest offenbarte."

Bald nach dem Wüten des Schwarzen Todes verbreiteten sich neue Krankheiten, die als Ausbrüche des krankhaft erregten religiösen Volksgefühls bezeichnet werden müssen: der St. Johannstanz und der St. Veitstanz. Der erste trat im Jahre 1374 in der Kirchenstadt Aachen in Erscheinung. Männer und Frauen begannen sowohl in den Gotteshäusern wie in den Straßen ein seltsam Schauspiel darzubieten. Die Anfälle begannen mit fallsüchtigen Zuckungen, nach welchen die damit Behafteten mit Schaum vor dem Munde, bewußtlos und schnaubend zu Boden fielen. Dann sprangen sie auf und begannen unter schrecklichen Verzerrungen in geschlossenen Kreisen einen Tanz, der stundenlang anhielt und sich zu wilder, bacchantischer Raserei steigerte, bis die Teilnehmer vor Erschöpfung niederstürzten. Während des Tanzes riefen sie beständig den heiligen Johannes an. In der Ekstase hatten sie auch allerhand Erscheinungen; so wollten manche den Himmel offen gesehen haben, mit dem Heiland und der Maria im Glorienschein. Von Aachen verbreitete sich die Krankheit über die Niederlande, wo die stetig wachsende Schar der Johannistänzer allmählich so große Besorgnis erregte, daß man anfing, zu Beschwörungen und Bittgebeten seine Zuflucht zu nehmen, um zu verhüten, daß die krankhafte Erscheinung auch die höheren Stände ergreife. Einen Monat später zeigte sie sich auch in Köln, wo 500 Menschen von ihr befallen wurden. Gleich darauf auch in Metz, wo die Zahl auf 1100 anstieg. Landleute, Handwerker, Dienstboten, Knaben und Mädchen, verheiratete und unverheiratete Frauen schlossen sich dem unheimlichen Reigen an, der bald zur Brutstätte wilder Begierden und Leidenschaften wurde. Erst nach vier Monaten gelang es, dieses dämonischen Treibens Herr zu werden, ohne jedoch seine gänzliche Unterdrückung zu erreichen.

Der St. Veitstanz, ein ähnlicher religiöser Wahnsinn, trat zuerst im Jahre 1418 in Straßburg auf, sprang aber auch bald auf andere rheinische Städte über. Er äußerte sich in ähnlicher Weise. In seinen heftigen Formen hätten sich viele an Ecken und Wänden die Köpfe zerschmettert oder sich in die Flüsse gestürzt, um den gesuchten Tod zu finden. Lebhafte Musik steigerte die Erregung der Kranken, die nicht anders gebändigt werden konnten, als daß man die Rasenden mit Tischen und Stühlen umstellte und sie dadurch zu so hohen Sprüngen zwang, daß sie bald in äußerster Erschöpfung zu Boden stürzten. Um die Anfälle rascher zu beenden, mieteten die Ortsbehörden oft Musikanten, unter deren Führung die einzelnen Haufen

nach den Kapellen des heiligen Veit nach Zabern und Rotestein geleitet wurden, wo ihnen durch Messen, Umzüge um den Altar und Opfer von ihren Almosen Heilung erfleht werden sollte. Noch im Jahre 1623 wurde von Frauen in der Umgegend von Ulm berichtet, daß sie alljährlich zu den Kapellen des heiligen Veit hinwanderten, um ihre Tanzanfälle abzuwarten und dann Tag und Nacht bis zur Erschöpfung zu tanzen. Erst allmählich verschwanden diese Krankheitserscheinungen mit der zunehmenden Aufklärung der Geister*).

---

*) Götzinger, E., „Reallexikon der Deutschen Altertümer", Leipzig 1881, S. 724. Stumpf, R., „Historia Flagell. praecipue in Thuringia", 1780. Förstemanns „Neue Mitteilungen historisch antiquarischer Forschungen", Band II, Heft 1. Hecker, „Die Tanzwut" (Berlin 1832).



Reliquienbehälter Karls des Großen
im Dom zu Aachen.

DAS PRIESTER- UND PAPSTTUM DES MITTELALTERS

Seitdem die Päpste Gregor VII. und Innozenz III. mit ihren Ansprüchen und Forderungen gegen die deutschen Herrscher so bedeutsame Erfolge erzielt hatten, ließen ihre Nachfolger in den Bemühungen nicht nach, sämtliche weltlichen Fürsten, Könige und Kaiser des Christentums zu ihren Lehnsmännern, zu ihren Vasallen zu degradieren. Wohl der anmaßendste aller Päpste war ein in den Geschäften der Kurie ergrauter, rechtsgelehrter Priester, Cajetanus von Anagni, der es bis zum Kardinal gebracht hatte und am 24. Dezember des Jahres 1294 als Bonifazius VIII. den apostolischen Stuhl bestieg. Von Hochmut gebläht, ritt er auf einem kostbar aufgezäumten, von den Königen von Apulien und Ungarn geleiteten Schimmel zur Kirche, um sich hier die päpstliche Krone, die Tiara, aufsetzen zu lassen. Hatten seine Vorgänger eine nur mit einem Goldreifen umgebene Tiara getragen, so fügte Bonifazius einen zweiten Reifen hinzu, um dadurch zum Ausdruck zu bringen, daß er nicht nur die geistliche, sondern auch die weltliche Oberherrschaft beanspruche. Bei der öffentlich abgehaltenen Festtafel standen die beiden genannten Könige hinter seinem Stuhl und warteten ihm auf*).

Eine der ersten Handlungen dieses Papstes bestand darin, daß er die ihm unfreundlich gesinnte Fürstenfamilie Colonna, die mächtigste im Kirchenstaat, vertrieb, mit dem Bann belegte und ihr Besitztum an die ihm ergebene Familie der Orsini gab. Seitdem warteten die nach allen Himmelsgegenden geflüchteten Colonnas auf die Stunde der Rache.

Eine Demütigung des hochmütigen Hierarchen, der auch die Gesandten des deutschen Kaisers Albrecht in geradezu nichtachtender Weise behandelte, sollte bald erfolgen. Er fand nämlich einen sehr widerborstigen Gegner in der Person des französischen Königs Philipp IV. Als derselbe einen Krieg gegen England führte, verbot Bonifazius dem französischen Klerus, den König durch eine Beisteuer zu unterstützen. Der König rächte sich, indem er dem Klerus untersagte, Geld aus Frankreich auszuführen, wodurch der Papst

*) Einer der Nachfolger dieses Bonifazius fügte dieser Tiara noch einen dritten Goldreifen hinzu, zum Zeichen, daß der Papst sowohl auf Erden wie im Himmel und in der Hölle Macht habe und die leidende, streitende und triumphierende Kirche repräsentiere.

nicht minder hart geschädigt wurde, da Frankreich stets einen Hauptbeitrag zur Bestreitung des päpstlichen Hofhalts leistete. Als der Papst gegen die ihn schädigende Maßregel protestierte und durch eine Bulle die höhere französische Geistlichkeit auf den 1. November 1302 nach Rom beschied, damit sie gemeinsam mit dem römischen Klerus über den König zu Gericht sitze, ließ Philipp dem päpstlichen Legaten die Bulle entreißen und öffentlich verbrennen. Zugleich verbot er allen Geistlichen, die Reise nach Rom anzutreten. Eine von allen drei Ständen des Königreiches, darunter dem Klerus, besuchte Reichsversammlung bestätigte das Verfahren des Königs. Zum erstenmal stand die Geistlichkeit eines Landes Schulter an Schulter mit einem weltlichen Herrscher gegen den Papst!

Darüber erbittert, erließ Bonifazius in der an die gesamte Christenheit gerichteten Bulle „Unam Sanctam" die Erklärung, der Papst als Stellvertreter Gottes auf Erden sei die Quelle aller Rechte, weshalb auch die Verleihung des Königtums sowie des Wahlrechts der Fürsten dem Papst zustehe und allein durch ihn zu erfolgen habe. Selbstredend könne er diese Vergünstigungen auch jederzeit widerrufen. Es gäbe zwei Schwerter, ein geistliches und ein weltliches; beide aber befänden sich in der Gewalt der Kirche. Das geistliche Schwert werde allein von der Kirche geführt, das weltliche dagegen müsse von den Königen und Kriegern für die Kirche gehandhabt werden, aber nur dann und nur so lange, als vom Papst bestimmt werde. Die geistliche Macht habe auch die Befugnis, die weltliche einzusetzen und über sie zu richten, wenn sie sich deren Anordnungen nicht füge oder unfähig zeige. —

Gleichzeitig richtete der Papst an den König ein Schreiben, das folgendermaßen begann:

> „Bonifaz an Philipp, König von Frankreich!
>
> Fürchte Gott und halte seine Gebote! Du sollst hiermit wissen, daß Du uns in allen weltlichen und geistlichen Angelegenheiten unterworfen bist! Andersdenkende betrachten wir als Ketzer!" —

Man vergegenwärtige sich die maßlose Entrüstung des Statthalters Gottes, als er bald darauf folgende Antwort empfing:

> „Philipp, von Gottes Gnaden König von Frankreich, an Bonifaz, der sich für den Papst ausgibt!
>
> Wenig oder gar keinen Gruß! Du Erzpinsel (Maxima tua fatuitas) solltest wissen, daß wir in weltlichen Dingen niemanden unterworfen sind. Andersdenkende halten wir für einfältige Narren!" —



Die Entwicklung des päpstlichen Ornats. II.

Obere Reihe: Fig. 1. Papst mit Hirtenstab. 11. Jahrh.; Fig. 2. Papst im 12. Jahrh.; Fig. 3. Papst mit Hut ohne Kronreifen. 12. Jahrh.

Untere Reihe: Fig. 4. Papst mit Tiara und einfachem Kronreifen. 13. Jahrh.; Fig. 5. Papst mit doppeltem Kronreifen. 14. Jahrh.; Fig. 6. Papst mit dreifachem Kronreifen und Kreuzstab. 15. Jahrh.

Aber noch schlimmere Demütigungen sollten dem Papst widerfahren. Philipp sandte im geheimen seinen Vizekanzler de Nogaret nebst mehreren Mitgliedern der vom Papst verbannten italienischen Fürstenfamilie Colonna nach Rom. Dort stifteten sie in Gemeinschaft mit vielen anderen unzufriedenen Großen des Kirchenstaates eine Verschwörung an, überfielen den allgemein verhaßten Papst in seinem Schloß Anagni, setzten ihn auf ein ungesatteltes Pferd, das Gesicht dem Schwanz zugekehrt, und trieben ihn so durch die Straßen in ein elendes Gefängnis. In demselben enthielt der Papst sich mehrere Tage lang jeder Nahrung, aus Furcht, vergiftet zu werden. Endlich durch die Mitglieder der mächtigen Familie Orsini befreit, ward er nach Rom zurückgebracht, wo der in seiner Würde so arg gekränkte Halbgott am Morgen des 11. Oktober 1303 tot in seinem Zimmer aufgefunden wurde. Da seine weißen Haare voller Blut klebten, so nahm man an, daß er in Tobsucht verfallen sei und daß er Selbstmord begangen habe, indem er mit dem Kopf gegen die Wände rannte. —

Zwischen den beiden römischen Patrizierfamilien Colonna und Orsini entspann sich nun ein erbitterter Kampf, dem der Nachfolger des verstorbenen Papstes, der fromme Benedikt XI., ratlos zuschauen mußte. Schließlich mußte er sich dazu bequemen, die Colonnas von dem von seinem Vorgänger verhängten Bann loszusprechen und ihnen ihre Besitzungen zurückzugeben. Ferner mußte er alle von Bonifazius erlassenen Bullen widerrufen, die Frankreich und den französischen Klerus zum Widerstand gereizt hatten. Da er sich obendrein in Rom nicht sicher fühlte, so begab er sich nach Orvieto, wo er bereits im Juli 1304, angeblich nach dem Genuß von vergifteten Feigen, starb. —

Bei der nun folgenden Neuwahl, die in Perugia abgehalten wurde, zeigte es sich, daß die französische Partei unter den versammelten Kardinälen über Stimmenmehrheit verfügte und den Ausschlag gab. Sie erkor den Erzbischof von Bordeaux, Bertrand de Got, der alle Vorbedingungen, die ihm vom König Philipp gestellt worden waren, stillschweigend eingegangen hatte. Nachdem er als Clemens V. ausgerufen worden, erwies er sich in jeder Beziehung als ein gefügiges Werkzeug der französischen Politik. Ja, er ging sogar auf das Verlangen des Königs ein, seinen Sitz von Rom nach der französischen Stadt Avignon zu verlegen. Hier, während des bis zum Jahre 1378 dauernden sogenannten siebenzigjährigen „babylonischen Exils" entartete unter dem Einfluß des leichtfertigen französischen Lebens der päpstliche Hof zu einem förmlichen Sumpf von Liederlichkeit.

Der berühmte italienische Dichter Francesco Petrarca († 1347), der sich für längere Zeit in Avignon aufhielt, verlieh seinem bitteren Groll über die dort gesehenen Zustände in einer Anzahl vertraulicher, an seine Freunde gerichteter Briefe („Epistolae sine Titulo") Ausdruck. Rom sowohl wie Avignon

seien eine Neuauflage von Sodom und Babylon, wo Gold das Alpha und Omega bilde und den Schlüssel zum Himmel bedeute. Für Gold werde daselbst Christus verkauft. Das Christentum werde als eine gewinnbringende Fabel betrachtet und alles, was sich auf Hölle, das Ende aller Dinge, die Auferstehung der Toten und ein Weltgericht beziehe, gelte als Altweibergeschwätz. In dem achten dieser Briefe schildert Petrarca die in Avignon herrschende moralische Verkommenheit. Schwelgerei, Trunksucht, Verführung, Ehebruch, Blutschande und Vergewaltigung seien daselbst an der Tagesordnung. Reiner Lebenswandel werde als bäuerische Dummheit, Bescheidenheit als ein Fehler betrachtet. Avignon sei ein Treibhaus der Lüge, ein Tempel der Unzucht, eine Hölle auf Erden, in der die Päpste durch ihr Treiben allen anderen vorangingen. —

Auch andere Geschichtschreiber jener Zeit berichten von der in Avignon herrschenden Unmoral, betonen dabei aber auch, daß sie die schlimmsten Dinge aus Schamgefühl verschweigen müßten. Um die Mittel zur Bestreitung des hier entfalteten weltlichen Glanzes zu erlangen, führte man die schamlosesten Erpressungen ein, verkaufte kirchliche Ämter gegen hohe Abgaben und erließ kirchliche Strafen für begangene Verbrechen gegen Geldzahlungen. Auch veranstaltete man Massenpilgerfahrten zu den in Avignon ausgestellten Reliquien angeblicher Heiligen, wobei die Gläubigen, die hier Erlösung von allen Übeln zu finden hofften, von den geistlichen Hirten kunstgerecht geschoren wurden. —

Selbstverständlich empfanden die in Italien sitzenden Kardinäle die Verpflanzung des Papsttums von Rom nach Frankreich auf das tiefste; waren sie damit doch auch in ihren Einnahmequellen schwer geschädigt worden. Sie bemühten sich deshalb auf das energischste, eine Rückkehr der Päpste nach der Ewigen Stadt herbeizuführen. Da das trotz aller Überredungskünste nicht gelang, so erwählten sie am 9. April 1378 einen besonderen Papst, Urban VI., mit dem Sitz in Rom. Damit führten sie allerdings eine förmliche Kirchenspaltung, „Schisma" genannt, herbei, die 40 Jahre lang bestand. Während dieser Zeit wurden die in Avignon residierenden Päpste von Frankreich, Schottland, Spanien und Portugal anerkannt, wohingegen die weltlichen und geistlichen Behörden Italiens und Deutschlands die in Rom residierenden Päpste als die rechtmäßigen Statthalter Gottes betrachteten. Während dieser Zeit der Spaltung ward der frommen Christenheit ziemlich häufig das wenig erhebende Schauspiel zuteil, daß die verschiedenen Stellvertreter Gottes die fürchterlichsten Bannflüche gegeneinanderschleuderten, wobei sie es auch an greulichen Beschuldigungen aller Art nicht fehlen ließen.

Um diesen widerwärtigen Zuständen ein Ende zu machen, wurde im Jahre 1409 eine allgemeine Kirchenversammlung nach Pisa einberufen. Hier

wurde beschlossen, daß die zu der Versammlung erschienenen Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte als eine über den derzeitigen Päpsten stehende Behörde betrachtet werden solle, mit der Befugnis, Päpste ein- und absetzen zu können. Um für weitere Entschließungen völlig freie Hand zu haben, wurden die zur Zeit in Avignon und Rom ihres Amtes waltenden Päpste aufgefordert, zunächst abzudanken und die weitere Entscheidung dem Konzil zu überlassen. Da aber beide Päpste sich weigerten, diesem Ersuchen nachzukommen, so erklärte das Konzil sie für abgesetzt, worauf man zur Wahl eines neuen Papstes schritt. Aber die zu Avignon und Rom sitzenden Päpste ignorierten alle Beschlüsse und Maßnahmen des Konzils; so hatte man nunmehr drei Päpste und eine schlimmere Verwirrung denn je zuvor. —

Die Zerfahrenheit und die daraus entstehenden Übelstände wurden derart unerträglich, daß man die Einberufung eines neuen Konzils als notwendig erachtete. Im Jahre 1414 zu Konstanz am Bodensee eröffnet, gestaltete es sich zu der glänzendsten, großartigsten und langandauerndsten Versammlung, die wohl jemals irgendwann und irgendwo abgehalten wurde. Aus allen Ländern der Christenheit waren endlose Scharen geistlicher und weltlicher Würdenträger herbeigeströmt, um über die zum Himmel schreienden, unhaltbar gewordenen Zustände der Kirche zu beraten. Unter den Erschienenen befanden sich 1 Kaiser, 1 Papst, 3 Patriarchen, 29 Kardinäle, 33 Professoren der Kirchenwissenschaften, alle Kurfürsten, 153 Fürsten, 132 Grafen, über 700 Freiherren und Ritter, 18000 Mönche und Priester und 2400 Ordensritter. Außer diesen stellten sich aber auch gegen 80000 Laien ein, darunter ganze Heere gewerbsmäßiger Dirnen, Mätressen, Glücksritter, Abenteurer, Seiltänzer, Spaßmacher und Komödianten. Da solche Menschenmassen in der Stadt nicht untergebracht werden konnten, so errichtete man auf den vor der Stadt sich ausbreitenden Geländen zahlreiche Baracken und Zeltlager, in denen das bunt zusammengewürfelte Gesindel vier volle Jahre lang ein gar lustiges Dasein führte. Da gab es weltliche und geistliche Komödien, ritterliche Turniere, glänzende Gastmähler und allerhand andere Unterhaltungen. Zwischendurch auch die öffentliche Verbrennung mehrerer Ketzer, unter denen jene der beiden Böhmen Johann Hus und Hieronymus weltweites Aufsehen erregten. —

Auf dem Konzil sollten drei Hauptpunkte zur Besprechung und Entscheidung kommen: die Sache des Glaubens (causa fidei), die der Einheit der Kirche (causa unionis) und die Verbesserung der kirchlichen Zustände (causa reformationis). Ehe diese wichtigen Fragen in Angriff genommen werden konnten, mußte man aber versuchen, die drei noch vorhandenen Päpste zu bewegen, ihre Ämter und Würden niederzulegen, damit das Konzil für alle weiteren Maßnahmen freie Hand habe. Der in Rom residierende Papst Gregor XII. verstand sich freiwillig zum Rücktritt. Der zur Zeit in Spanien wei-

lende französische Papst Benedikt XIII. konnte dazu erst nach langwierigen Verhandlungen bewogen werden. Dagegen mußte man den auf dem Konzil zu Pisa erwählten Papst Johann XXIII., der persönlich in Konstanz erschienen war, für abgesetzt erklären, nachdem 37 Zeugen ausgesagt und beschworen hatten, daß er nicht nur den scheußlichsten Ämterschacher, sondern auch Ehebruch, Blutschande und Sodomiterei getrieben habe. Ferner wurde behauptet, er habe mehrere hundert Nonnen verführt und sie dann zu Äbtissinnen und Priorinnen gemacht. Desgleichen wurde er beschuldigt, seinen Vorgänger Clemens II. vergiftet zu haben. Sein eigener Sekretär, Niem, bekundete, der Papst habe in Bologna einen Harem von 200 Mädchen unterhalten.

Erst nachdem man diesem Gottesmann sein langes Sündenregister vorgehalten hatte, bequemte er sich dazu, am 1. März 1415 in der Kirche vor allem Volk am Altar seine Abdankungsformel zu verlesen. Daß er aber in Wirklichkeit nicht gesonnen sei, auf die päpstliche Tiara zu verzichten, bewies er bereits am 20. Tage desselben Monats, wo er, als Postknecht verkleidet, nach Schaffhausen entfloh, seine Entsagung widerrief und kraft seines päpstlichen Amtes sämtliche Beschlüsse des Konzils für ungültig erklärte. Darob entstand im Konzil eine so grenzenlose Bestürzung und Verwirrung, daß man an die Auflösung der Versammlung dachte. Erst nachdem es dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg gelang, den entflohenen Papst gefangenzunehmen, und das Konzil abermals seine Absetzung verfügte, konnten die Verhandlungen über die Reformation der Kirche aufs neue aufgenommen werden. Aber wiederum verursachte die Wahl eines neuen Papstes außerordentliche Schwierigkeiten, da die Vertreter der verschiedenen christlichen Völkerschaften — Italiener, Deutsche, Franzosen, Spanier und Engländer — ihre stark voneinander abweichenden Ansichten und Wünsche durchzudrücken suchten. Darüber vergingen abermals viele Monate. Erst nach 40 sehr erregten Sitzungen konnte ein aus 23 Kardinälen und 30 Mitgliedern des Konzils gebildetes Wahlkomitee die eigentliche Wahl vornehmen. Aus derselben ging am 11. November 1417 ein Mitglied der römischen Fürstenfamilie Colonna hervor. Seine Krönung erfolgte am 21. November im Dom zu Konstanz mit ungewöhnlicher Pracht, wobei der neue Papst den Namen Martin V. annahm.

Gar bald wurde aber offenbar, daß auch dieser neue Stellvertreter Gottes den alten Traditionen seiner Vorgänger folgen werde. Anstatt sich die so dringend nötige Reform der Kirche angelegen sein zu lassen, vereitelte er dieselbe, indem er nach dem uralten römischen Rezept: „divide et impera“ = „teile und herrsche“ mit den Vertretern der verschiedenen Völker einzeln unterhandelte und mit ihnen besondere Verträge, sogenannte „Konkordate“ abschloß, wodurch er das Spiel in seine Hand bekam. Als endlich im April

des Jahres 1418 das Konzil auseinanderging, waren die Hoffnungen der Teilnehmer auf eine Erneuerung, eine Reformation der Kirche in keiner Weise erfüllt. Ebensowenig trat in der verschwenderischen Hofhaltung der Päpste eine Änderung ein. Im Gegenteil, sowohl ihre Prasserei wie jene der ihrem Beispiel folgenden Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten gestaltete sich immer üppiger. Insbesondere unter den den Fürstengeschlechtern der Borgia und Medici entstammenden Päpsten wurde im Lateran eine verschwenderische Pracht entfaltet, wie an keinem anderen Herrschersitz der Welt. Hand in Hand damit ging eine beispiellose sittliche Verkommenheit. Befaßt man sich mit dem näheren Studium der Geschichte des römischen Papsttums während des Mittelalters, so eröffnen sich dem Forscher derartige Abgründe moralischer Entartung, daß er, von Grauen über das Unmaß der von den vorgeblichen Statthaltern Gottes begangenen Verbrechen erfaßt, sich schaudernd abwendet und darauf verzichten möchte, in die sich offenbarenden, abscheuerregenden Vorkommnisse näher einzugehen. Die Geschichten keiner noch so entarteten Fürstengeschlechter, keiner noch so schlecht verwalteten weltlichen Reiche sind derart erfüllt mit so vielen Verrätereien, hinterlistigen Giftmorden, brutalen Gewalttaten und blutigen Kriegen, als wie sie von den Päpsten des 15. und 16. Jahrhunderts angezettelt und verübt wurden.

Auf den niedrigsten Tiefstand sittlicher Verkommenheit sank das Papsttum unter seinen Oberhäuptern Paul II. (1464—1471); Sixtus IV. (1471 bis 1484); Innozenz VIII. (1484—1492); Alexander VI. (1492—1503); Julius II. (1503—1513); Leo X. (1513—1522) und Clemens VII. (1523—1534). Habgier, Herrschsucht, Mordlust und Unzucht waren für diese „Päpste der Renaissance“ bezeichnend, ganz insbesondere für den aus dem spanischen Geschlecht der Borgia hervorgegangenen Alexander VI. Man hat denselben „den Virtuosen des Verbrechens“ genannt, da Verrat, Meineid, heimliches Gift und Mord oft von ihm angewendete Mittel waren, um seine niedrigen Leidenschaften zu befriedigen. Mit Vanozza dei Cattanei, einer seiner zahlreichen Mätressen, hatte dieser Papst eine Tochter, Lukrezia, sowie vier Söhne, von denen er den ältesten, Cesare Borgia, nicht nur zum Kardinal machte und später auch zum Herzog von Romagna erhob, sondern auch völlig unbestraft ließ, als derselbe sowohl seinen eigenen Bruder, wie auch den Gatten seiner Schwester Lukrezia ermordete.

Wie es in Rom, insbesondere im Vatikan zuging, ist aus handschriftlichen Aufzeichnungen des als Zeremonienmeister beim Papst Alexander fungierenden Bischofs Burchard von Orta zu ersehen *). Derselbe schreibt: „Wollte ich all die

*) „Diarium Curiae Romanae“ in Eccardi corp. hist. med. aevi, S. 2144. Gräbner, Th., „The Dark Ages“ (St. Louis 1917), p. 215. — Von den vielen Geschichtswerken über das Papsttum der Renaissancezeit seien

in Rom vorkommenden Mordtaten, Räubereien und Greuel aufzählen, so fände ich kein Ende. Wieviel der Vergewaltigung und Blutschande! Wieviel Verdorbenheit macht sich in diesem päpstlichen Palast breit, ohne Scheu vor Gott oder den Menschen! Welche Herden von Kupplerinnen und Prostituierten treiben sich in diesem Palast St. Peters herum! Am Tage Allerheiligen 1501 waren 50 Prostituierte in den päpstlichen Palast eingeladen, wo sie zwischen auf den Fußboden gestellten brennenden Leuchtern nackend allerlei Tänze aufführten, die schließlich in widerliche Orgien ausarteten. Seine Heiligkeit der Papst sowie dessen Tochter Lukrezia befanden sich unter den Zuschauern." —

In demselben Tagebuch ist unter dem 27. Juli 1501 vermerkt: „Bevor seine Heiligkeit, unser Herr, die Stadt verließ, um sich auf eines seiner Landgüter zu begeben, übertrug er die Obhut über den Vatikan seiner Tochter Lukrezia und ermächtigte sie gleichzeitig, sämtliche einlaufende Briefe zu öffnen und alle Geschäfte zu erledigen. In besonders wichtigen Fällen möge sie sich an den Kardinal von Lisbon wenden."

Mit Recht bemerkte der Historiker Gregorovius, es müsse für die nach Rom kommenden Kardinäle ein seltsamer Anblick gewesen sein, die Geschäfte des Vatikans durch eine junge, schöne Frau, des Papstes eigene Tochter, gehandhabt zu sehen.

Wohl niemals spielten Giftphiole und Giftringe eine so verhängnisvolle Rolle, als zu Lebzeiten Alexanders und seines Sohnes Cesare Borgia. Der berüchtigte Ring, welcher der Überlieferung zufolge dem Sohn des Papstes gehörte und sich jetzt in einer englischen Sammlung befindet, ist das typische Beispiel eines venezianischen Giftringes, ein goldener Reif mit schöner Emailverzierung, der ein kleines erhabenes Siegel trägt, auf dem der Name Borgia eingraviert ist. Unter diesem Siegel befindet sich ein winziges Behältnis, das mit Hilfe eines Schiebers leicht geöffnet oder geschlossen werden kann. In diesem kleinen Fach soll der Sohn des Papstes Alexander VI. die tödlichen Pillen verborgen haben, die er unbemerkt aus dem Ring in das Weinglas seines Feindes gleiten ließ, den er töten wollte. Ein anderer historischer Giftring soll aus dem Besitz des Papstes Alexander VI. selbst stammen; er ist in der Form eines alten römischen Schlüsselringes gehalten. Diese Ringe, die als Schlüssel benutzt wurden, bestanden manchmal aus schwerem Gold, häufig aber auch aus Eisen und anderen Metallen und werden jetzt in italienischen Antiquitätenläden eifrig aufgespürt und hoch bezahlt. Der

---

folgende genannt: Symonds, J. A., „The Renaissance in Italy" (Neuyork 1881); Gregorovius, „Geschichte der Stadt Rom". — Über das Geschlecht der Borgias erschienen folgende Werke: Portigliotti, G., „Die Borgias" (Englische Übersetzung von Bernard Miall, Neuyork 1904). Gregorovius, „Lucretia Borgia" (London 1904).

Schlüssel steht in einem rechten Winkel von dem Ring ab. Der Schlüsselring Alexanders war innen hohl und konnte mit einem flüssigen Gift gefüllt werden; ein leiser Druck setzte eine Feder in Bewegung, die die Spitze einer hohlen Nadel hervortreten ließ. Wenn der Papst einen Besucher ins Jenseits befördern wollte, dann lud er ihn ein, irgendwelche neuen Kunstschätze zu bewundern, die sich in einem Schrank befanden. Er händigte ihm dann den Schlüsselring ein, damit er den Schrank öffnen könne. Da das Schloß nicht leicht nachgab, mußte der ahnungslose Gast mit dem Schlüssel fest aufdrücken; dadurch wurde die Nadelspitze hervorgeschoben, die nun leicht die Haut ritzte und ein paar Tropfen des Giftes in die Blutbahn eindringen ließ, die sehr bald den Tod herbeiführten.

Papst Alexander starb selbst an Gift, das ihm am 18. August 1503 versehentlich kredenzt wurde und ursprünglich für einen bei ihm zu Gast geladenen Kardinal bestimmt gewesen war. Nach den von Dupin zitierten handschriftlichen Aufzeichnungen eines im Vatikan Angestellten namens Guicciardini seien nach dem Tode des Papstes sämtliche Bewohner der Stadt Rom herbeigeströmt, um voll unbeschreiblicher Freude die zu einer schwarzen geschwollenen Masse aufgedunsene Leiche des allgemein Gefürchteten und Verhaßten zu betrachten*). —

Papst Alexander hat seinen Namen noch durch zwei weitere Handlungen in die Geschichte eingetragen, zunächst durch seinen von ihm im Jahre 1493 abgegebenen Machtspruch in bezug auf die von Kolumbus entdeckte „Neue Welt". Da das Papsttum die Oberherrschaft über die ganze Erde beanspruchte, so erstreckte sich nach Ansicht Alexanders sein angebliches Besitzrecht auch über alle Länder, deren Bewohner Nichtchristen waren, darum für rechtlos galten und nur als einstweilige Nutznießer des Bodens betrachtet wurden, der von Rechts wegen der alleinseligmachenden Kirche und ihren Kindern gehöre. Wenn auch die Kirche ihren Anhängern die Verpflichtung auferlegte, den christlichen Glauben und die Macht der Kirche immer weiter ausbreiten zu helfen, so sollten sie sich doch nur dann in den Besitz der Länder der Heiden setzen dürfen, nachdem die Kirche ihre Zustimmung dazu gegeben habe.

Dementsprechend hatten sich die Portugiesen bereits wiederholt den Besitz der von ihnen in Afrika entdeckten Gebiete durch päpstliche Verordnungen verbriefen lassen. Nachdem Kolumbus von seiner gen Westen unternommenen Entdeckungsreise heimgekehrt war, blieb dem strenggläubigen spanischen Königspaar Ferdinand und Isabella nichts übrig, als gleichfalls die päpstliche Genehmigung zur Besitzergreifung der neuentdeckten Länder

*) Dupin, L. E., „History of the Church" (3. Ausgabe, London 1724, 3. Band, S. 304). Gräbner, Th., „The Dark Ages" (St. Louis 1917, S. 197).

einzuholen. Deshalb wurde eine Gesandtschaft an den Papst Alexander geschickt, um von diesem die gewünschte Bewilligung zu erbitten.

Im Hinblick auf die zu erwartende weitere Ausbreitung der päpstlichen Macht und auf die Zunahme der ihr zufließenden Reichtümer wurde dem Gesuch der spanischen Herrscher bereitwilligst entsprochen. Schon am 3. Mai des Jahres 1493 wurde eine Bulle ausgefertigt, wonach der Papst „aus freiem Antriebe und aus apostolischer Machtvollkommenheit“ die von Kolumbus entdeckten Länder den spanischen Monarchen verlieh und bei Strafe der Exkommunikation allen anderen verbot, ohne Erlaubnis der spanischen Regenten dorthin zu fahren und Handel zu treiben.

Schon am folgenden Tage kam aber dem Papst die Erleuchtung, daß es wegen dieser raschen Entscheidung zwischen Portugal und Spanien möglicherweise zu Konflikten kommen möge. Um dem vorzubeugen, wurde sofort eine vom 4. Mai datierte Verfügung erlassen, welche eine „Demarkationslinie“ vorsah, durch welche die östlich von dieser Linie gelegene Erdhälfte portugiesisches und die westlich von der Linie gelegene Erdhälfte spanisches Entdeckungs- und Eroberungsgebiet sein solle. Die Trennungslinie dachte man sich als meridional vom Nord- bis zum Südpol, und 100 Leguas westlich von den Azoren und Kap Verdischen Inseln gezogen.

Über diese Teilung der Erde zeigte sich das kleine Portugal aber sehr ungehalten. Es glaubte von Spanien übervorteilt zu sein und ruhte nicht eher, bis am 7. Juni 1494 ein Vertrag zustande kam, wonach die ursprüngliche Demarkationslinie noch um 270 Leguas weiter gen Westen hinausgeschoben wurde. Die Unbestimmtheit der Linie führte späterhin trotzdem bezüglich des Anrechtes auf Brasilien zu mancherlei Streitigkeiten zwischen Spanien und Portugal. Bekanntlich kümmerten sich auch die später in den Wettbewerb um das Besitzrecht an die Neue Welt eintretenden Engländer, Holländer und Franzosen nicht im geringsten um die vom Papst vollzogene Teilung der Erde*).

Von den weiteren Handlungen Alexanders ist noch zu erwähnen, daß er einen der frömmsten Mönche Italiens, einen wegen der vielen Missetaten des Papstes tief bekümmerten Wahrheitsucher, Girolamo Savonarola, der gegen ihn gepredigt und eine Reformation der ganzen Kirche gefordert hatte, mit dem Bann belegte, aufgreifen und am 23. Mai 1498 öffentlich verbrennen ließ. —

Daß die damalige Menschheit sich nicht wider das in Grund und Boden verdorbene Papsttum erhob und es hinwegfegte, dürfte lediglich auf die Tatsache zurückzuführen sein, daß es der so wohlorganisierten, über ganze

---

*) Cronau, R., „Amerika, die Geschichte seiner Entdeckung“ (Leipzig 1892), Bd. I, S. 249.

Heere von Priestern und Mönchen gebietenden römischen Klerisei gelang, die Völker über das Treiben seiner Oberen, der Päpste, Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte in Unwissenheit zu erhalten. Zu diesem Zweck führte Papst Alexander VI. schon bald nach der Verbreitung der Buchdruckerkunst am 1. Juni 1501 die Bücherzensur ein, durch welche es allen Katholiken aufs strengste verboten wurde, sich mit solchen Schriften zu beschäftigen, die von den das öffentliche Leben streng überwachenden geistlichen Behörden auf den „Index librorum prohibitorum" gesetzt wurden. Als Strafen für das Lesen solcher anrüchigen Bücher wurden Exkommunikation, Verlust aller Ämter und immerwährende Infamie angedroht. Selbstverständlich waren die verbotenen Schriften in erster Linie solche, die sich gegen das unwürdige Treiben der Geistlichkeit wendeten oder in irgendeiner Weise gegen die Interessen der alleinseligmachenden Kirche verstießen. —

Unter den bereits seit langer Zeit verbotenen Büchern befand sich auch die Bibel, insbesondere Übersetzungen derselben aus dem Urtext in die verschiedenen Sprachen der christlichen Länder. Schon im Jahre 860 hatte Papst Nikolaus I. das Lesen der Bibel verboten und Übertreter dieses Verbots mit dem Bann bedroht. Gregor VII. erneuerte dieses Verbot im Jahre 1073; Innozenz III. erließ im Jahre 1198 sogar den Befehl, daß alle Laien, die beim Lesen der Bibel betroffen würden, mit dem Tode zu bestrafen seien. Das im Jahre 1229 zu Toulouse abgehaltene Konzil verbot sogar den Besitz der Heiligen Schrift; das gleiche geschah durch das von 1545—1568 währende Konzil zu Trient. Als Grund für diese Maßnahmen wurde angeführt, daß Übersetzungen der Bibel aus dem Originaltext in die Sprachen der verschiedenen Länder vielfach ungenau seien, darum dem „wahren Wort Gottes" nicht völlig entsprächen und Anlaß zu falschen Auslegungen und zu Zweifeln geben könnten. In Wirklichkeit war es den Päpsten wohl mehr darum zu tun, der Bildung irgendwelcher Sekten vorzubeugen, die gleich den Waldensern und Albigensern sich durch das Lesen der Bibel bewogen fühlen möchten, zu der Einfachheit des Urchristentums zurückzukehren. Mit anderen Worten, die katholische Kirche wollte die „alleinseligmachende Kirche" sein und für alle kommenden Zeiten bleiben.

Wohl nicht zuletzt wollte man auch der Möglichkeit vorbeugen, daß durch das Lesen der Bibel das Volk zu unliebsamen Vergleichen zwischen dem armen Leben Jesu und seiner Jünger mit dem Treiben der in Luxus und Schwelgerei versunkenen Kirchenfürsten angeregt werde. Waren doch bereits in manchen Städten Bilderbücher in Umlauf, in denen Szenen aus dem sündhaften Prassen der Prälaten solchen aus dem Leben Jesu gegenübergestellt waren. Auch hatte man eines Tages in Rom an der Ecke des Orsini-Palastes folgende Gegenüberstellung der Person Christi mit jener des Papstes angeheftet gefunden:

Christus sagte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!“
Der Papst hingegen erobert Städte durch Gewalt! —

Christus trug eine Dornenkrone;
Der Papst trägt eine Krone mit drei goldenen Reifen!

Christus wusch die Füße seiner Jünger und der Armen;
Der Papst läßt seine Füße von den Königen küssen!

Christus zahlte Tribut;
Der Papst erpreßt solchen!

Christus weidete seine Schafe;
Der Papst schert sie zu seinem Vorteil!

Christus war arm;
Der Papst strebt nach der Herrschaft über die ganze Welt!

Christus trug auf seinen Schultern das Kreuz;
Der Papst läßt sich auf den Schultern seiner
in goldstrotzende Livreen gekleideten Diener einhertragen!

Christus verachtete Reichtümer;
Der Papst hat keine andere Leidenschaft als Gold.

Christus trieb die Wechsler zum Tempel hinaus;
Der Papst heißt sie willkommen!

Christus predigte den Frieden;
Der Papst ist eine Kriegsfackel!

Christus war die verkörperte Demut;
Der Papst ist die verkörperte Hochmut!

Christus verkündigte die Gesetze;
Der Papst tritt sie mit Füßen! —

Nicolo Machiavelli, der bedeutendste Staatsmann und Geschichtschreiber jener Zeit, klagte in seinen „Discorsi“, daß, je mehr man sich der Stadt Rom, dem Hauptsitz der Christenheit, nähere, die Frömmigkeit der Bevölkerung abnehme. Es scheine, der Untergang der Kirche stehe bevor. Infolge der von den Päpsten und den Priestern gegebenen üblen Beispiele seien Italien alle Begriffe von Moral und Religion abhanden gekommen. —

Ähnlich ließ der Karmeliter Baptista zu Mantua sich in seinem Gedicht „Über die Nöte dieser Zeiten“ (De horum temporum calamitatibus) vernehmen:

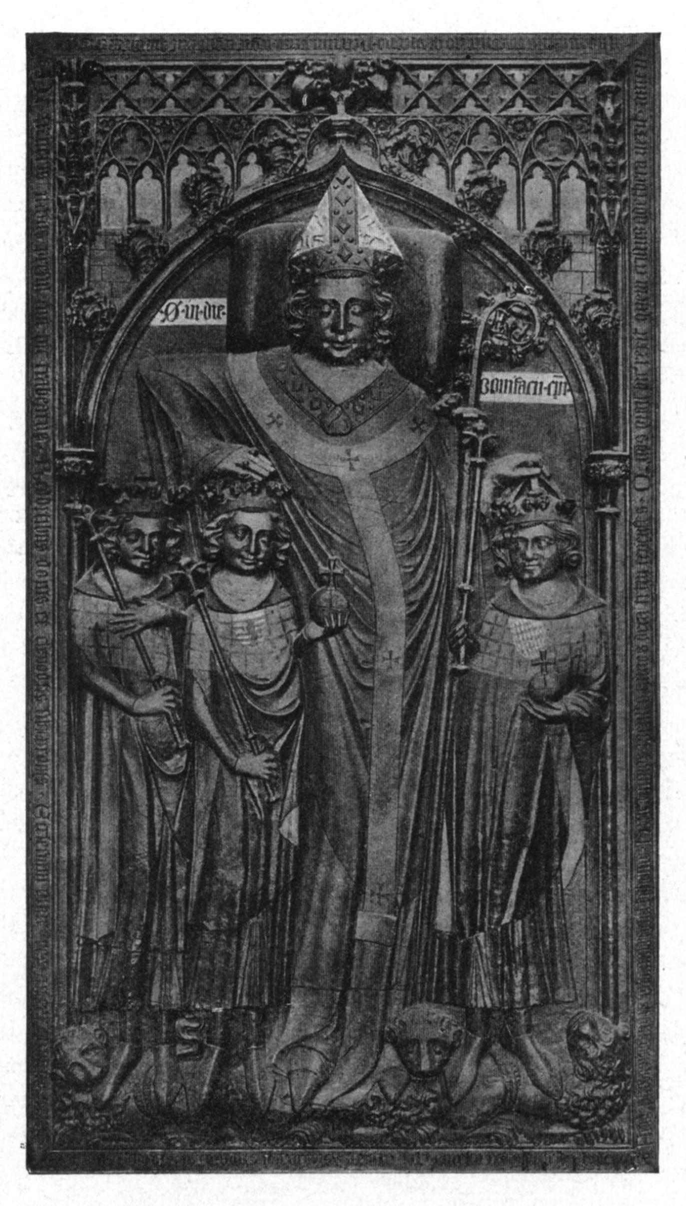
„Nun, da die Tugend vertrieben, herrscht einzig der Mammon in Roma,
Und im ganzen Gebiet bleibet für Gott nicht mehr Raum.
So viel Menschen du schauest in Rom, so viel Diebe erblickst du;
Wo du meinst Christen zu sehn, triffst du jetzt Wölfe nur an!“ —

Daß in anderen Ländern der Christenheit die Stimmung gegenüber dem Priestertum nicht günstiger war, geht aus den Äußerungen mancher damals lebenden Dichter und Chronisten hervor. Schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts, als die von päpstlichen Legaten schlau aufeinandergehetzten Gegenkönige Otto IV. und Philipp von Schwaben sich um die deutsche Kaiserkrone stritten und die deutsche Nation dadurch in zwei Heerlager geteilt wurde, stellte Walter von der Vogelweide sich den Papst vor, wie er zu Rom im Kreise seiner Kardinäle sich seiner schlauen Politik rühme und die Deutschen lachend verhöhne. Mit Schmerz über die Zerrüttung Deutschlands und mit Entrüstung über die Hinterlist des Papsttums erfüllt, verlieh Walter seiner bitteren Stimmung in folgenden Worten Ausdruck:

„Hört, wie christlich jetzt der Papst wohl lacht,
Wenn er seinen Welschen sagt: „Ich hab's also gemacht:
Zwei deutsche Kön'ge hetzte ich auf eine Kron',
Damit ihr Reich sie stören und verwüsten soll'n.
Wir derweilen füllen unsre Kasten!
Ihr Hab und Gut wird alles mein,
Ihr deutsches Silber fährt in meinen welschen Schrein!
Hört, Priester! Hühner eßt, dazu trinkt guten Wein,
Doch laßt die dummen Deutschen — fasten!“ —

In dem von Sebastian Frank im Jahre 1534 zu Tübingen gedruckten „Weltbuch, spiegel und bildnis des ganzen Erdbodens“ lautet es folgendermaßen:

„Germania hat jetz viererlei Völker und fürnäme Stänđ. Zuerst geistliche Pfaffen und Münch. Die Pfaffen tragen lange weite Röck, zirkelrunde paret (Barett), auch kappenzipfel von seidem und wullenem tuch, gehn gemeinklich auf pantoffeln, müßig, ehrlos, unnütze Leut, die wenig studieren, ihre Zeit mit spilen, essen, trinken und schönen frawen hinbringen. Sie haben große freiheiten von den Bäpsten, also daß Niemant sy wegen einiger sachen strafen noch für gericht ziehen oder antasten darf, denn allein ihre Oberkeit, der Bischof und Bapst. Nun wär viel zu sagen von ihren mehr denn heidnischen privilegien, wesen, leben, rechten, und mit was gewalt und listen sy alle welt sich underworfen; so gar, daß auch der Keiser irem Oberen und



Grabmal im Mainzer Dom, Erzbischof-Kurfürst Peter von Aspelt und die von ihm gekrönten Könige Heinrich VII., Ludwig von Baiern und Johann von Böhmen.
Aus dem Werke Kautzsch-Neeb, Der Dom zu Mainz.

Gott, dem Bapst, zu füß fallen, die küssen, von ihm die Krone und das Lehen des Kaisertumbs und Römischen Reichs empfahen muß; von welcher büberei das geistlich Recht und all ire bücher voll ist. Der gemein Mann in Germania ist fast allen diesen rechten und falschen Geistlichen feind: den rechten, weil sie eine Rute des Volks seind; den vermeinten Geistlichen, ob sie wol äußerlich benedeien, seind sie doch innerlich darumb gram, weil sie täglich ihre durchtribne böse schalkheit, bosheit, geiz, laster, untreu, betrug und bubenstück zu irem Schaden erfahren, also daß, wie in allen landen, diesen Geistlichen wenig getraut wird. Dadurch seind beim gemeinen Mann vil böse sprüchwörter entstanden, nämlich: ‚Es kumpt nimant von eim pfaffen unbetrogen!' — ‚Die gelehrten die verkehrten!' — ‚Was ein münch denken darf, das darf er auch tun!' — ‚Wer eim pfaffen vertrawet, der ist selbst nit fromm!' — ‚Wer sein haus will sauber haben, der mög sich für pfaffen hüten!' — ‚Es tut kein gut, wir schlagen dann die pfaffen all zu tot!'" —

Der aus diesen Worten hervorleuchtende Ingrimm des Chronisten Sebastian Frank wird verständlich, wenn man den ihm zweifellos bekannten Schleichwegen nachspürt, die von den Päpsten, ihren Legaten und Erzbischöfen beständig eingeschlagen wurden, um das deutsche Volk zu zersplittern, um es dann um so leichter zu beherrschen. Keine Gelegenheit blieb ungenützt, um durch Intrigen aller Art sich in die Politik, in die Regierung der deutschen Staaten, des ganzen Reiches einzumischen. Handelte es sich gar um die Wahl neuer Herrscher, so hatten insbesondere die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier beständig ihre Hände im Spiel. Im vollsten Sinne des Wortes waren sie die „Königsmacher", und verschiedene dieser hochmächtigen Herren unterließen es nicht, das auch auf ihren Grabmalen für die nachfolgenden Geschlechter veranschaulichen zu lassen. So bekundet das im Dom zu Mainz befindliche Grabmal des im 13. Jahrhundert regierenden Erzbischof Sigfrid von Eppstein, daß er zwei Könige krönte: Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland. Mehr noch vollbrachte einer seiner Nachfolger, der dem 14. Jahrhundert angehörende Erzbischof Peter von Aspelt. Sein gleichfalls im Dom zu Mainz vorhandenes Grabmal zeigt ihn, wie er mit erhabener Gebärde den demütig ihm zu beiden Seiten stehenden, zwerghaft kleinen Königen Heinrich VII., Ludwig dem Baiern und Johann von Böhmen die Kronen auf ihre Häupter drückt. In der Tat, ein für die Nachwelt berechneter, überaus wirksamer Anschauungsunterricht! —

DIE UNTERWERFUNG DER KIRCHE DURCH DIE PÄPSTE

Dem Kampf der Priester um die Oberherrschaft über alle weltlichen Machthaber ging ein ebenso wichtiger Kampf um die Allgewalt in der Kirche zur Seite. Er wurde zwar mehr in der Stille geführt, war darum aber kaum weniger wichtig, galt es doch, den gesamten Klerus, das gesamte Priestertum dem Willen des Papstes zu unterwerfen.

Damit die den einzelnen Provinzen vorstehenden Metropoliten oder Erzbischöfe niemals in Versuchung kommen möchten, sich zu unabhängigen Oberhäuptern der ihnen unterstehenden Landeskirchen aufzuwerfen, — an derartigen Bestrebungen hatte es nicht gefehlt — wurden nicht nur die Befugnisse der Erzbischöfe stark beschnitten, sondern sie mußten seit der Zeit Gregors VII. dem Papst auch förmlich Gehorsam schwören und durften ihr Amt nicht eher antreten und ausüben, bis sie vom Papst bestätigt worden waren und aus seiner Hand das Zeichen ihrer Würde, das Pallium, empfangen hatten, einen aus weißer Wolle gewirkten togaähnlichen Überwurf, der einem vom Apostel Petrus getragenen weißen Mantel gleichsehen sollte. Um den symbolischen Wert dieses Kleidungsstückes zu erhöhen, wurde es vor seiner Absendung an den Empfänger für eine Nacht auf das angebliche Grab des Apostels Petrus in Rom gelegt.

Über die Erzbischöfe wurden außerdem noch die Kardinäle gestellt, die als die höchsten Geistlichen der römisch-katholischen Kirche galten. Sie wurden von den Päpsten ernannt und vorzugsweise solchen Abkömmlingen italienischer Fürsten- und Adelsfamilien entnommen, die sich durch Ergebenheit und Eifer die Gunst der Stellvertreter Gottes erworben hatten. In ihre Hände legte auch auf einer im Jahre 1059 in Rom abgehaltenen Synode der damalige Papst Nikolaus das alleinige Recht der Papstwahl, um diese Wahl sowohl den weltlichen Herrschern, den Völkern wie auch der übrigen Geistlichkeit für immer zu entziehen. Die Kardinäle bildeten fortan recht eigentlich die Kirchen- und Staatsräte der Päpste. Ihre besonderen Kennzeichen waren rote Hüte, wozu später noch rote Leibröcke kamen. Papst Alexander III. verordnete im Jahre 1179, daß zur rechtmäßigen Wahl eines Papstes die Einstimmigkeit von zwei Dritteilen der gesetzlich versammelten Kardinäle gehöre.

Allgegenwärtig wurde die päpstliche Gewalt gemacht durch die mit den weitesten Vollmachten versehenen Legaten oder Nuntien, die sich als direkte Vertreter der Päpste an den Höfen der weltlichen Herrscher aufhielten und auch die Provinzialsynoden leiteten. Ihre Hauptaufgabe bestand darin, alle Pläne, Verordnungen und Maßnahmen der weltlichen Machthaber auszuspionieren und die Päpste darüber unterrichtet zu halten.

Schon im 11. und 12. Jahrhundert hatten die Bischöfe von Worms und Chartres den ganzen Vorrat echter und gefälschter Gesetze willkürlich zusammengestellt. Diese dienten um das Jahr 1150 dem im Kloster San Felice zu Bologna lebenden Mönch Gratianus als Grundlage zur Schaffung eines Rechtsbuches der Kirche, das unter dem Titel „Decretum Gratiani" die erste große Sammlung aller bis dahin von den Päpsten erlassenen Verordnungen darstellt. Aber auch in diesem Rechtsbuch sind die aus dem 9. Jahrhundert stammenden „Pseudo-Isidorischen Dekretalien", also gefälschte Dokumente, mit echten in geschickter Weise gemischt. Dieses Gesetzbuch wurde später noch mehrmals erweitert. So wurden ihm auch all die entsetzlichen Gesetze eingefügt, die von den Päpsten Urban II., Innozenz III. und Gregor IX. gegen die Ketzer erlassen wurden. In vielen Dingen stand dieses kirchliche oder „kanonische Rechtsbuch" im Gegensatz zu dem „Corpus juris civilis", dem „Bürgerlichen Rechtsbuch", und wie das Papsttum beständig im Kampfe gegen die weltlichen Herrscher lag, so kam es auch zwischen diesen beiden Rechten zu beständigen Konflikten und Kämpfen. Dabei verfehlten die herrschsüchtigen Päpste nie, aus dem „kanonischen Rechtsbuch" ihre Universalgewalt (plenitudo potestatis) zu beweisen und die Zuständigkeit, Gerichtsbarkeit wie auch das Gesetzgebungsrecht der Kirche immer weiter auszudehnen.

So wußten sie ihre Oberherrlichkeit auch gegenüber jenen Reformkonzilen oder großen Kirchenversammlungen zu behaupten, die in den Jahren 1409 in Pisa, 1414—1418 in Konstanz und 1431—1443 in Basel abgehalten wurden, um zu versuchen, neben manchen anderen Reformen auch den Grundsatz durchzuführen, daß die Beschlüsse solcher Konzile über jenen der Päpste stünden. Diese unbedingte Oberherrlichkeit des Papstes wurde auch fortan in seinen Titeln: „Pontifex", „Pontifex maximus" und „Sanctissimus dominus noster" zum Ausdruck gebracht.

Durch die zahlreichen geistlichen Orden, unter denen die sogenannten Bettelorden besonders begünstigt waren, hatten die Päpste sich obendrein ein allzeit schlagfertiges Heer eifriger Vorkämpfer und Verteidiger geschaffen, dessen Unterhalt völlig dem Laientum oblag. Vervollkommnet wurde diese Macht späterhin noch durch die „Gesellschaft Jesu", auf deren Ursprung und Geschichte etwas näher eingegangen werden muß, da die Jesuiten unter der

Leitung ihrer in allen Künsten und Schlichen der Diplomatie erfahrenen „Generäle“ eine geradezu weltgeschichtliche Bedeutung erlangten*).

Gestiftet wurde dieser mächtigste aller Mönchsorden von einem Spanier, Ignatius Loyola, dem Sprößling eines altadligen Geschlechts, der während der Verteidigung von Pampelona gegen die Franzosen im Jahre 1521 schwer verwundet worden war und nun auf dem Krankenbett durch das Lesen von allerhand Heiligenlegenden mit dem Vorsatz erfüllt wurde, ähnliche Taten zu verrichten, wie sie diesen Legenden zufolge von den in den Heiligenstand



Ignatius Loyola,
der Gründer des Jesuitenordens.

erhobenen Mönchen Franziskus und Dominikus vollbracht worden waren. Wiederhergestellt begab er sich nach dem Kloster Montserrat, hing seine Rüstung vor dem dort befindlichen Bild der Madonna auf, legte ein Büßer-

*) Die Literatur über die Jesuiten ist in fast allen Sprachen der wichtigsten Kulturvölker so ungemein reich, daß auf das betreffende Schlagwort in den verschiedenen Konversationslexika verwiesen werden muß. In Deutschland erschien Guggenheim, S., „Geschichte der Jesuiten bis zur Aufhebung des Ordens, 1540—1773“ (Frankfurt a. Main 1847). Neuerdings wurde das von dem Ex-Jesuiten Grafen Paul von Hoensbroech verfaßte Werk „Der Jesuitenorden“ herausgegeben (1925—1926). Insbesondere sei hier auch auf die von Professor Heinrich Wolf geschriebene „Angewandte Kirchengeschichte“ (Leipzig 1922) hingewiesen, die über die Tätigkeit der Jesuiten in den verschiedenen Ländern Europas Aufschluß gibt.

gewand an und hielt mit einem Pilgerstab in der Hand vor seiner neuen Herrin nach alter Rittersitte Waffenwacht. Bald nachher unterwarf er sich in einer einsamen Höhle strengsten, aus Fasten, Geißelungen und Gebeten bestehenden Bußübungen, während welcher ihm allerhand Visionen zuteil geworden sein sollen, wie Erscheinungen der Maria, der Dreieinigkeit und des Teufels. Dadurch wurde er zu einer Pilgerfahrt nach Palästina veranlaßt. Heimgekehrt, lebte er von Almosen, widmete sich der Krankenpflege und gründete in Verbindung mit mehreren ähnlich veranlagten Spaniern im Jahre 1534 die „Societas Jesu", die „Gesellschaft Jesu", deren Mitglieder nicht nur das Gelübde der Keuschheit und Armut ablegten, sondern auch beschlossen, sich jeder Mission zu unterziehen, die der Papst von ihnen fordern möge. Durch ihren Eifer erwarben sie sich bald die Gunst des Papstes Paul so sehr, daß derselbe sie durch die Bulle „Regimini militantis" am 27. September 1540 anerkannte.

Die Gesellschaft wurde zu einer auf strengster militärischer Disziplin beruhenden Organisation, die von ihren Mitgliedern unbedingten blinden Gehorsam sowie absolute Ertötung des eigenen Willens forderte. Die in jedem Jahre für fünf Wochen verordneten geistlichen Übungen bestanden für die erste Woche in beschaulichen Betrachtungen über das Wesen der Sünde, des Teufels und der Hölle; die zweite Woche war dem Leben Jesu, die dritte den Leiden Christi, die vierte seiner Verherrlichung und die fünfte der völligen Hingabe an Gott gewidmet. In diesen bis ins einzelnste durch genaue Vorschriften geregelten Betrachtungen sollten das Gemüt und die Empfindungen vom tiefsten Sündenschmerz bis zum Genuß höchster Seligkeit gebracht werden. Die Phantasie sollte bis zu jenem Grade erregt werden, den man als Halluzination bezeichnet hat. In diesem Zustande sollte der Übende während der ersten Woche dahin gelangen, daß er nicht nur die von Flammen durchloderten Abgründe der Hölle zu sehen meinte, sondern auch den aufsteigenden Schwefeldampf, die Fäulnis der Tiefe zu riechen, das Angst- und Wehegeschrei der Verdammten zu hören glaubte. Ja, er sollte an seinem eigenen Leibe die Flammengluten zu fühlen meinen, von denen jene für immer Verurteilten verzehrt wurden. Um diesen Höhepunkt geistiger Erregung zu erreichen, wurden die Zellen, in die der Übende während seiner Exerzitien eingeschlossen war, verdunkelt und durch allerhand Totengebeine unheimlich gemacht. Während der darauffolgenden Wochen hingegen ließ man Sonnenschein in diese Zellen fallen, versah sie mit Wärme und solchen Annehmlichkeiten, die zur Hervorbringung jener Zustände beitragen konnten, in die der Übende sich hineinzudenken hatte.

Ganz besondere Sorgfalt wurde auf die Ausbildung eines einheitlichen Ordensgeistes verwendet. Sämtliche Mitglieder, Novizen, Scholastiker und Koadjutoren sowohl wie Professoren hatten sich von allen natürlichen Ban-

den der Verwandtschaft und Freundschaft völlig loszureißen. Sie durften nicht länger sprechen: „Ich habe", sondern „ich hatte Eltern und Geschwister, nun aber habe ich sie nicht mehr!" Alle Mitglieder waren außerdem den Befehlen und Weisungen des Ordensgenerals völlig unterworfen, der wiederum dem Papst Gehorsam zu schwören hatte. Die Befolgung aller vom General erlassenen Vorschriften wurde durch ein der Spionage ähnliches Beaufsichtigungssystem erreicht, das jedes Mitglied dazu verpflichtete, die anderen genau zu überwachen und sie dem Oberen rücksichtslos anzuzeigen, falls sie sich irgendwelche Unterlassungen zuschulden kommen ließen. Diese gegenseitige Überwachung erstreckte sich sogar auf die Person des Ordensgenerals. Auch er wurde von seinen Beigeordneten beobachtet, die der alle drei Jahre stattfindenden Generalversammlung der Professoren Bericht zu erstatten hatte.

Um seine Ziele zu erreichen, scheute der Jesuitenorden keine Mittel. Zu trauriger Berühmtheit gelangte er durch die Lehre von der „reservatio mentalis", wonach es als erlaubt angesehen wurde, daß, falls es sich um die Erreichung eines bestimmten Zweckes handelte, ein Jesuit bei der Abgabe einer Antwort, eines Versprechens oder gar eines Eides stillschweigend einen von den anderen nicht gehörten Vorbehalt machen dürfe, der gerade das Gegenteil von der eben gesprochenen Antwort oder dem eben abgelegten Eide bedeute.

Einer der hervorragendsten und unerschrockensten deutschen Kulturhistoriker, Johannes Scherr, hat auf Seite 277 seiner „Deutschen Kultur- und Sittengeschichte" sein Urteil über die Jesuiten in folgende Worte zusammengefaßt:

„Der Jesuitismus wollte die ganze Erde zu einer Art Gottesstaat im Sinne des Katholizismus, zu einer Domäne des Papstes machen, der natürlich wiederum eine Marionette des Ordens sein sollte. Jedem freien Gedanken nicht nur, nein, dem Gedanken überhaupt auf den Kopf zu treten, an die Stelle des Denkens ein unklares Fühlen zu setzen, mit unerhörter Systematik und Konsequenz die Verdummung und Verknechtung der Massen durchzuführen, gescheite Köpfe, die Reichen und Mächtigen, die einflußreichen Leute jeder Art durch blendende Vorteile an sich zu fesseln, die vornehme Gesellschaft zu gewinnen mittels einer Moral, welche durch ihre Klauseln und Vorbehalte zu einem Kompendium des Lasters und Frevels wurde, die Armen durch Beachtung ihrer materiellen Bedürfnisse zum Danke zu verpflichten, hier der Sinnlichkeit, dort der Habsucht, hier der Gemeinheit, dort dem Ehrgeize zu schmeicheln, alles zu verwirren, um endlich alles zu beherrschen, die Zivilisation untergehen zu lassen in einer bloßen Vegetation und die Menschheit in eine Schafherde umzuwandeln: darauf ging die Gesellschaft Jesu aus. Ihre Organisation war großartig und bewunderungswürdig. Hier war in diame-

tralem Gegensatze zu der auf Befreiung des Individuums gerichteten Reformationsidee das völlige Hingeben der Individualität an ein Ganzes durchgeführt. Das Herz des Jesuiten schlug in der Brust seines Ordens. Nie hat ein General gehorsamere, unerschrockenere, heldenmütigere Soldaten gehabt als der Jesuitengeneral, und nie auch wurde ein Heer mit meisterhafterer Strategie geführt, als die „Kompagnie Jesu". In ewiger Proteuswandlung und dennoch stets dieselbe, führte sie den nimmerrastenden Krieg wider die Freiheit. Alles wurde auf diesen Zweck bezogen und alles mußte ihm dienen. Der Jesuit war Gelehrter, Staatsmann, Krieger, Künstler, Erzieher, Kaufmann, aber stets blieb er Jesuit. Er verband sich heute mit den Königen gegen das Volk, um morgen schon Dolch und Giftphiole gegen die Kronenträger in Anwendung zu bringen, weil bei veränderter Konstellation der Vorteil seines Ordens dies heischte. Er predigte den Völkern die Empörung und schlug zugleich schon die Schafotte für die Rebellen auf. Er scharrte mit gieriger Hand Haufen von Gold zusammen, um sie mit freigebiger Hand wieder zu verschleudern. Er durchschiffte Meere und durchwanderte Wüsten, um unter tausend Gefahren in Indien, China und Japan das Christentum zu predigen und sich mit von Begeisterung leuchtender Stirne zum Märtyrertode zu drängen. Er führte in Südamerika das Beil und den Spaten des Pflanzers und gründete in den Urwaldwildnissen einen Staat, während er in Europa Staaten untergrub und über den Haufen warf. Er zog Armeen als fanatischer Kreuzprediger voran und leitete zugleich ihre Bewegungen mit dem Feldmeßzeug des Ingenieurs. Er brachte das Gewissen des fürstlichen Herrn zum Schweigen, welcher die eigene Tochter zur Blutschande verführt, wie das der vornehmen Dame, welche mit ihrem Lakai Ehebruch trieb und ihre Stiefkinder vergiftet hatte. Für alles wußte er Trost und Rat, für alles Wege und Mittel. Er führte mit der einen Hand Dirnen an das Lager seiner prinzlichen Zöglinge, während er mit der anderen die Drähte der Maschinerie in Bewegung setzte, welche den Augen der Entnervten die Schreckbilder der Hölle vorgaukelte. Er entwarf mit gleicher Geschicklichkeit Staatsverfassungen, Feldzugspläne und riesige Handelskombinationen. Er war ebenso gewandt im Beichtstuhl, Lehrzimmer und Ratssaal wie auf der Kanzel und auf dem Disputierkatheder. Er durchwachte die Nächte hinter Aktenfaszikeln, bewegte sich mit anmutiger Sicherheit auf dem glatten Parkett der Paläste und atmete mit ruhiger Fassung die Pestluft der Lazarette ein. Aus dem goldenen Kabinett des Fürsten, den er zur Ausrottung der Ketzerei angestachelt hatte, ging er in die schmutztriefende Hütte der Armut, um einen Aussätzigen zu pflegen. Von einem Hexenbrande kommend, ließ er in einem frivolen Höflingskreise schimmernde Leuchtkugeln skeptischen Witzes steigen. Er war Zelot, Freigeist, Kuppler, Fälscher, Sittenprediger, Wohltäter, Mörder, Engel oder Teufel, wie die Umstände es verlangten. Er war überall zu Hause; er

hatte kein Vaterland, keine Familie, keine Freunde; denn ihm mußte das alles der Orden sein, für welchen er mit bewunderungswürdiger Selbstverleugnung und Tatkraft lebte und starb. Nie fürwahr hat der Menschengeist ein ihm gefährlicheres Institut geschaffen als den Jesuitismus, und nie hat ein Kind mit so rücksichtsloser Entschlossenheit seinem Vater nach dem Leben getrachtet wie dieser." —

So Johannes Scherr. Wenn unter dem Priestertum des ganzen Weltalls die Jesuiten sich wirklich am gefürchtetsten gemacht haben, so beruht dies nicht nur darin, daß sie am rücksichtslosesten das uralte Ziel des Priestertums: die unbedingte Herrschaft über die gesamte Menschheit, über das Weltall zu erreichen strebten, sondern auch dem ihnen zugeschriebenen Schlagwort: „Der Zweck heiligt das Mittel" getreu, in der Wahl der zum Ziele führenden Mittel und im Gebrauch derselben weniger skrupulös, sondern rücksichtsloser gewesen sind, als jemals irgendein anderer Priesterorden. In ihm sind die uralten Ziele des Priestertums gewissermaßen verkörpert; er stellt das Streben desselben in seiner höchsten Potenz dar.



„SIMONIE", DER ÄMTERSCHACHER DER MITTELALTERLICHEN KIRCHE

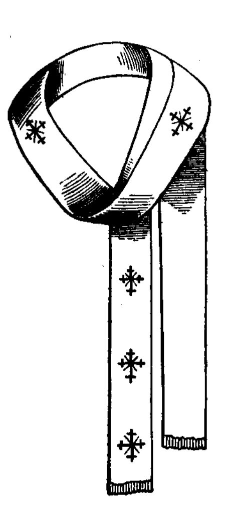
Schon frühzeitig hatte sich in der katholischen Kirche ein Zustand eingebürgert, der allen Grundgedanken des Christentums im höchsten Grade widersprach, trotzdem aber während des Mittelalters eine geradezu erschreckliche Ausdehnung annahm: der Handel mit kirchlichen Ämtern, der Erwerb derselben durch Kauf, Bestechung oder gegen Versprechen von Gegenleistungen. Man nannte dieses unlautere Verfahren, sich in den Besitz geistlicher Ämter zu setzen: „Simonie", nach dem im 8. Kapitel der Apostelgeschichte genannten Zauberer Simon, der den Aposteln gegen Geld den „Heiligen Geist" habe abkaufen wollen.

Diese von den Päpsten des Mittelalters in ausgedehntestem Maße betriebene Simonie wurde zu einem förmlichen Fluch, dessen Abstellung eine der wichtigsten Forderungen bildete, die von allen eine Erneuerung, eine Reformation der Kirche anstrebenden Männern erhoben wurde. Mit welchem Recht, dürfte ein näheres Eingehen in diese Vorkommnisse dartun.

Während der ersten Jahrhunderte des Christentums wurde beim Ableben eines Bischofs oder Metropoliten das freigewordene Amt von den Stifts- oder Domherren neu besetzt, indem sie aus ihrer Mitte den Würdigsten zum Nachfolger des Verstorbenen erwählten. Bald aber begannen die Päpste auf Grund ihrer angeblichen „Apostolischen Autorität" nicht nur das Recht zu beanspruchen, solche frei gewordenen Stellen neu zu besetzen, sondern sie erließen auch die Vorschrift, daß kein von den Stiftsherren erkorener Bischof oder Erzbischof sein Amt antreten und ausüben dürfe, bis er vom Papste konfirmiert, d. h. bestätigt worden sei. Erfolgte diese Bestätigung, so übersandten die Päpste dem Erwählten zum Zeichen seiner nunmehrigen Verbindung mit dem Apostolischen Stuhl das „Pallium", jenen bereits in früheren Abschnitten erwähnten togaähnlichen Überwurf, der einem vom Apostel Petrus angeblich getragenen weißen Mantel gleichsehen sollte.

Bis zum Anfang des 8. Jahrhunderts war das Pallium frei verliehen worden. Seine Annahme seitens des Bischofs oder Erzbischofs galt als Zeichen dafür, daß derselbe die Oberherrlichkeit des Papstes anerkenne. Mit der Zeit wußten die Päpste den Erzbischöfen es aber klarzumachen, daß sie dieses Pallium, das äußere Kennzeichen ihres Amtes, käuflich erwerben müßten,

trotzdem es von seiner ursprünglichen Togaform auf ein nur vier Finger breites, mit mehreren schwarzen oder roten Kreuzen verziertes Band eingeschrumpft war, das derart um den Hals geschlungen wurde, daß die Enden über die Brust herniederhingen. Schon um die Mitte des 8. Jahrhunderts wurden Klagen laut, daß für die Erteilung des Palliums in Rom Geld genommen würde. Zwar erklärte der damalige Papst Zacharias es für eine Verleumdung, daß der Apostolische Stuhl eine Gabe, die ihm durch die Gnade des Heiligen Geistes verliehen sei, verkauft haben sollte. Aber die Nachfolger jenes Papstes ließen sich durch solche Gewissensfragen keineswegs anfechten, sondern trieben die für die Verleihung des Palliums geforderten Abgaben allmählich zu solcher Höhe empor, daß sie für die erzbischöflichen Diözesen, welche die Gelder aufbringen mußten, eine überaus harte, viel Ärgernis erregende Besteuerung wurden, zumal sie beim Antritt jedes neuen Erzbischofs von der Diözese oder dem Volk wiederum aufgebraucht werden mußte.



Pallium.

Bereits zu Ende des 13. Jahrhunderts hatten diese Konfirmations- oder Bestätigungsgebühren eine große Höhe erreicht. Die Erzbistümer Toulouse und Sevilla mußten je 5000, Cambrai 6000, Longres 9000, die Erzbistümer Mainz, Trier und Salzburg je 10 000, Rouen sogar 12 000 Goldgulden entrichten. In ähnlicher Weise stuften sich die Bestätigungsgebühren für die verschiedenen Abteien nach ihren Vermögen ab.

Während der folgenden Jahrhunderte wurden diese Gebühren noch wesentlich erhöht. Für das Erzbistum Mainz steigerten sie sich bis auf 30 000 Goldgulden. Und da in den Jahren 1505, 1508 und 1513 das Erzbistum Mainz dreimal frei wurde, so hatte seine Bevölkerung in weniger denn 10 Jahren dreimal den Betrag von 30 000 Goldgulden aufzubringen. Dazu kamen noch die sogenannten „Annaten“ oder ersten Jahreseinnahmen, die jeder neue Erzbischof, Bischof und Abt von seinen Einkünften dem Papst überlassen mußte. Für das Erzbistum Mainz stellten sich diese Annaten jedesmal auf 175 000 Goldgulden*).

Schon im Jahre 1311 war das zu Vienna abgehaltene Konzil genötigt, über folgende ihm zugegangene Beschwerde zu verhandeln: „Göttlichen und menschlichen Gesetzen gemäß soll an eine und dieselbe Person nur ein kirchliches Amt vergeben werden. Jetzt aber werden vier bis fünf, bisweilen sogar zehn bis zwölf Ämter an eine Person, und zwar oft an eine durchaus unfähige

*) Gräbner, Th., „The Dark Ages“, S. 172.

vergeben, so daß dieselbe alle Einkünfte und Ehren empfängt, die fünfzig bis sechzig wohlvorbereiteten und gut geschulten Männern reichliche Beschäftigung geben könnten."

Diese Beschwerde hatte zur Folge, daß Papst Johann XXII. in seiner am 30. Juli 1322 ausgegebenen Bulle „Execrabilis" verordnete, daß fortan kein Geistlicher mehr als ein Amt bekleiden solle. Aber er traf auch gleichzeitig die Bestimmung, daß, wo doch mehrere Ämter von einer Person verwaltet würden, die Benefizien oder Einkünfte dieser Ämter dem Papst zufallen sollten. Der damalige florentinische Staatsmann und Historiker Villani beschuldigte diesen Papst, derselbe habe sich durch diese Bestimmungen die Einkünfte der reichsten Ämter der ganzen Christenheit, insbesondere aller Kirchen Oberitaliens verschafft. Sein dadurch zusammengescharrtes Vermögen habe in barem Gelde 18 000 000 Goldgulden, außerdem 7 000 000 Goldgulden in allerhand Wertgegenständen betragen*).

Dem von 1342—1352 zu Avignon in Frankreich residierenden Papst Clemens VI. wirft Trevelyan auf Grund sorgfältiger Erhebungen vor, daß an seinem lasterhaften Hof die Einkünfte von in allen katholischen Ländern Europas gelegenen Pfarreien an die Meistbietenden zum Kauf ausgeboten und die dadurch erzielten Gelder in üppigen Gelagen verpraßt worden seien. Schon bald nach dem Amtsantritt dieses Papstes hatten sich in Avignon an die 100 000 Personen eingestellt, um sich an dem widerlichen Schacher um die Kirchengüter zu beteiligen**).

Die an den päpstlichen Höfen zu Rom und Avignon vorhandenen Stellen waren gleichfalls Gegenstand schamlosen Ämterschachers. Trotz ihrer hohen Preise waren sie stets begehrt. Jeder der überaus zahlreichen Schreiber-, Advokaten- und Richterposten hatte seinen Preis. Das Amt eines „Apostolischen Sekretärs" kostete, obwohl nur mit 200 Dukaten jährlich besoldet, 2500 Dukaten; der Versiegler der päpstlichen Dokumente bezahlte für sein 550 Dukaten einbringendes Privilegium 5500 Dukaten; die mit 300 Dukaten besoldeten Türhüter hatten 2000 Dukaten herzugeben.

M. Creighton berichtet auf Seite 121 des 3. Bandes seines 1892 in London erschienenen Werkes: „The Papacy during the Period of the Reformation", Papst Innozenz VIII. (1484—1492) habe gleich nach seinem Antritt 52 neue Sekretariatsstellen geschaffen. Jede dieser Stellen habe er zum Preise von 2500 Goldgulden (= 56 000 $) verkauft. Leo X., der von 1513—1522 den päpstlichen Stuhl innehatte, habe aus 2550 Benefizien 3 000 000 Goldgulden bezogen, ferner 39 neue Kardinalämter geschaffen, wodurch ihm weitere 511 000 Dukaten zuflossen. Alle diese Ämter galten

---

*) Gräbner, Th., „The Dark Ages", S. 169.

**) Trevelyan, G. M., „England in the Age of Wycliffe" (London 1900), S. 76.

nur so lange, als der Papst, der sie geschaffen hatte, unter den Lebenden weilte. Als Leo X. im Jahre 1522 starb, wurden 2550 von ihm geschaffene Ämter von seinem Nachfolger Hadrian VI. mit einem Federzug als vakant erklärt und standen aufs neue zum Verkauf feil. Am teuersten waren zweifellos die Kardinalshüte und die damit verbundenen Würden. Ihre Erstehungsgebühren beliefen sich von 10000—30000 Goldgulden das Stück. J. A. Seymonds berichtet in seinem 1881 in Neuyork erschienenen Werke: „Renaissance in Italy“ (I, 144), daß ihrer im Jahre 1500 zwölf an einem Tage verkauft wurden.

Nicht mit Unrecht klagte Baptista Montanus, der Verfasser der Schrift: „De Calamitate Temporum“: „Alles ist jetzt käuflich, die Kirchen, die Priester, die Altäre, die Sakramente, die Gebete, der Himmel und Gott obendrein!“ —

Der Kardinal Cibo, ein Günstling des Papstes Leo X., hatte nebenbei zehn Bistümer inne. Der Fürstbischof Johann IV. von Lothringen bekleidete gleichzeitig drei Erzbistümer, zehn Bistümer und fünf Abteien*). Albrecht von Brandenburg war nicht nur Erzbischof von Mainz und Magdeburg, sondern auch Bischof zu Halberstadt. Der englische Erzbischof Wolsey von York war gleichzeitig Bischof in Winchester, Bath und Durham, obendrein Abt von St. Albans **). Fast durchweg beschränkten diese hochwürdigen Herren ihre Tätigkeit darauf, den ihnen besonders zusagenden Ort zu ihrer Residenz zu machen und sämtliche aus den verschiedenen Pfründen kommenden Abgaben einzustreichen, während sie die Verwaltung der anderen geistlichen Ämter meist in die Hände schlecht bezahlter Stellvertreter legten.

Dieser von den Päpsten eingeführte und von den Kardinälen und Erzbischöfen nachgeahmte Ämterschacher sowie die damit verbundenen Erpressungen setzten sich natürlich nach unten hin fort; denn jeder suchte sich für die mit dem Erlangen einträglicher Pfründe verbundenen Geldausgaben schadlos zu halten. Wie die Päpste und die höhere Geistlichkeit sich den geringeren Priestern gegenüber allerlei Erpressungen schuldig machten, so bedrückten diese wiederum die Kirchendiener und die Laien. Letzten Endes mußten die Laien die ganze Zeche tragen, da sie für sämtliche priesterlichen Handlungen, für Taufe, Beichte, Trauung, Abendmahl, Begräbnis und Messelesen die vorgeschriebenen Preise zu zahlen hatten, die auch von den Ärmsten entrichtet werden mußten.

---

*) Zöckler, A., „Handbuch der theologischen Wissenschaften“, II, 201.
**) Froude, J. A., „History of England“, I, 101.

TRUG- UND SCHRECKMITTEL DER MITTELALTERLICHEN KIRCHE

Zu den Mitteln, mit welchen die Priester des Mittelalters auf die Gemüter der gläubigen Christen einzuwirken suchten, gehörten auch ähnliche Betrügereien, wie solche in dem Abschnitt „Tempelgeheimnisse des Altertums" geschildert wurden. Gleich den Priestern Ägyptens, Indiens, Palästinas, Alt-Griechenlands und Roms verfügten auch die christlichen Priester über weinende und sprechende Heiligenbilder; desgleichen waren sie imstande, allerhand Erscheinungen hervorzurufen, die auf empfängliche Herzen tiefen Eindruck machten. Als vor mehreren Jahren in dem württembergischen Kloster Maulbronn Renovationsarbeiten nötig wurden, entdeckte man hinter mehreren alten Heiligenfiguren feine künstliche Röhrensysteme, die zu der Vermutung Anlaß gaben, daß sie dazu gedient hätten, die Heiligen zu gegebener Zeit weinen zu lassen.

Daß solche Täuschungen in manchen Kirchen und Klöstern tatsächlich ausgeführt wurden, ist aus manchen mittelalterlichen Chroniken ersichtlich. So befand sich in dem ehemaligen oldenburgischen Kloster Rastede ein wundertätiges silbernes Muttergottesbild. Als im Jahre 1461 die beiden oldenburgischen Grafen Moritz und Gerd die Waffen widereinander erhoben, weinte diese Madonna derart, daß die Tränen über ihr Kleid herunterschossen. Außerdem wurde sie im Gesicht vor Zorn ganz rot. —

Auch die von Anshelm geschriebene und von Stierling herausgegebene „Berner Chronik" enthält im 3. Bande Seite 369 sowie im 4. Bande Seite 1 die Angaben, daß die in Bern seßhaft gewordenen Dominikanermönche zur Förderung ihrer verschiedenen Angelegenheiten im Jahre 1509 ein dort befindliches Marienbild blutige Tränen weinen ließen. Ferner hätten sie Heilige mit Briefen vom Himmel erscheinen lassen und einem betörten Menschen die Wundmale Christi eingebrannt. —

Zur Zeit der Reformation in England zerbrach Hilsey, der Bischof der Stadt Rochester, vor allem Volk ein in der St.-Pauls-Kirche zu London aufbewahrtes Kruzifix und erklärte dessen geheime Funktionen. Er ließ die Fi-

gur des Heilandes den Kopf bewegen, die Augen rollen und mittels eines hinter demselben verborgenen Schwammes Tränen vergießen*). —

Ein Kloster, das sich in der Nähe der in der Grafschaft Gloucester gelegenen Stadt Hales befand, rühmte sich des Besitzes einer Reliquie von ganz besonderer Art. Dieselbe bestand aus mehreren Tropfen Blutes, die angeblich den Nagelwunden des am Kreuze hängenden Christus entflossen und in einer gläsernen Phiole aufgefangen waren. Im Kloster gezeigt erfreute sich diese kostbare Reliquie selbstverständlich eines ungeheuren Zulaufs. Merkwürdigerweise wollte sich dieses heilige Blut aber nur solchen Pilgern sichtlich offenbaren, die durch genügend große Opferspenden Absolution von allen jemals begangenen Sünden erkauft hatten.

Als das Kloster aufgelöst wurde, ward auch der an den frommen Pilgern bisher verübte Betrug offenbar. Es ergab sich nämlich, daß die das kostbare Blut enthaltende gläserne Phiole auf der einen Seite sehr dünn und durchscheinend, auf der anderen hingegen dick und undurchsichtig war. Zwei dem Kloster angehörige Mönche bekannten, daß wohlhabenden Pilgern die undurchsichtige Seite so lange zugewendet wurde, bis sie ihre Barmittel erschöpft hatten. Erst dann wurden sie durch eine leichte Drehung der Phiole des Anblicks des heiligen Blutes teilhaftig gemacht. Die beiden Mönche gestanden ferner, daß der in der Phiole enthaltene Saft Taubenblut gewesen und allwöchentlich erneuert worden sei. —

Über ein ähnliches „Blutwunder" berichtete der amerikanische Professor Andrew D. White in seiner „History of the Warfare of Science with Theology" (II, 80). Der Schauplatz war die Kapelle des heiligen Januarius in der Kathedrale der Stadt Neapel. Professor White sah zunächst, wie auf den Altar dieser Kapelle ein silberner Reliquienbehälter in Form eines großen Menschenkopfes gestellt wurde. Derselbe umschloß angeblich den Schädel des Heiligen. Daneben wurden zwei Fläschchen gestellt, die vorher auf einer Wand gestanden hatten und eine dunkle Masse enthielten. Die dunkle

---

*) Hume, David, „History of England", II, 177. Gräbner, Th., „The Dark Ages", S. 19. Eine solche wundertätige Christusfigur ist in der zur Diözese Santander in Spanien gehörigen Dorfkirche zu Limpias noch heute zu sehen. Das „Rosario Magazine", eine in Somerset, Ohio, erscheinende katholische Monatsschrift, brachte in ihrer Ausgabe vom Oktober 1928 einen längeren Aufsatz über diesen „Christ of Limpias", in dem geschildert ist, daß die Figur des in der Kirche hängenden Kruzifixes nicht nur die Augen, sondern auch den ganzen Kopf und die Lippen bewegte. Außerdem sei eine Flüssigkeit rasch den Hals und die Brust hinabgeströmt. Der Aufsatz enthält auch eine vom Pfarrer des Ortes am 19. April 1927 unterzeichnete längere schriftliche Erklärung, daß diese Erscheinungen sich vier Jahre lang täglich wiederholten und von über 4000 Personen, darunter Ärzten, Magistratspersonen, Offizieren, Granden, Bischöfen, Seeleuten, Künstlern usw. gesehen worden seien.

Masse sei, so wurde behauptet, das eingetrocknete Blut des Heiligen, werde aber zur Feier des Tages wieder flüssig werden. Während nun die Priester die Messe lasen, wendeten sie die beiden Flaschen von Zeit zu Zeit um, um zu beobachten, ob sich das Wunder vollziehen werde. Da es sich für längere Zeit verzögerte, wurde die vor dem Altar kniende und andächtige Gebete murmelnde Menge ungeduldig und brach in leidenschaftliche an den heiligen Januarius gerichtete Anrufungen und Beschwörungen aus. Insbesondere einige Lazaroni, die sich auf ihre Abstammung von der Familie des Heiligen beriefen, gebärdeten sich über die Verzögerung äußerst ungehalten und begannen ihren Stammvater in heftigen Worten auszuschelten. Falls es ihm nicht beliebe, durch Flüssigmachen seines Blutes der Stadt Gunst und Ehre zu erweisen, so wären St. Cosmos und St. Damian ebenso gute Heilige wie er. Auch würden sie schwerlich zögern, durch Wunder aller Art die Bevölkerung der Stadt für sich zu gewinnen.

Da, als die Erregung den Siedepunkt erreicht hatte, vollzog sich das längst ersehnte Mirakel. Bei einer abermaligen Umwendung der Fläschchen durch den Priester zeigte es sich, daß die vorher feste Masse in beiden Behältern flüssig geworden war. Nun vereinten sich Priester, Volk, Chor und Orgel zu einem gewaltigen „Te Deum"; Glockengeläute erklang; Kanonendonner erdröhnte; eine Prozession wurde formiert, in deren Mitte die Reliquien des Heiligen durch die Straßen getragen wurden, wo auf beiden Seiten die Bewohner der Stadt auf den Knien lagen oder den Weg der Prozession mit Rosenblättern bestreuten." —

„Für die Wissenschaftler" — so fährt Professor White in seiner Schilderung fort — „ist die Erklärung dieses vermeintlichen Wunders sehr einfach. Ohne Zweifel enthielten die beiden Fläschchen eine jener Mischungen, die während ihres Stehens in einer kühlen Temperatur fest bleiben, aber allmählich schmelzen, wenn sie in wärmere Umgebung gebracht werden. Hier vollzog sich das Wunder, als die Fläschchen von ihrem bisherigen Standpunkt zwischen den kalten Kirchenmauern in die heiße Luft der überfüllten Kapelle gebracht wurden und mit den warmen Händen der Priester beständig in Berührung kamen." —

Auf Seite 43 des II. Bandes seines bereits genannten großen Werkes berichtete Professor White auch über eine Entdeckung, die gelegentlich der Renovierung der Kathedrale zu Trondhjem in Norwegen gemacht wurde. Dieser Tempel umschloß einst eine wundertätige Quelle, durch welche dem Gotteshause während des Mittelalters bedeutende Reichtümer zugeflossen waren. Der Ruf der Kirche war durch alle Lande gedrungen, da in der Umgebung der Quelle vielfach die lieblichen Stimmen von Engeln vernommen wurden, die augenscheinlich die Quelle unter ihren Schutz genommen hatten. Für diese Engelstimmen fand sich bei der Renovierung der Kathedrale eine

Erklärung, als man in der hinter der Quelle stehenden Wand ein Sprachrohr bloßlegte, ähnlich jenen, durch welche die Priester des Altertums ihre Götter und Göttinnen zu den Gläubigen reden ließen. —



Priester an einem Sterbelager.
Holzschnitt in dem im Jahre 1489 in Nürnberg gedruckten Buch: „Versehung eines Menschen Leib, Sel, Er und Gut“.

Von manchen Kunsthistorikern sind die Päpste und Erzbischöfe des Mittelalters, insbesondere der Renaissancezeit, als Förderer aller künstlerischen Bestrebungen gefeiert und verherrlicht worden. Ihrer fürstlichen Freigebigkeit und ihrem Kunstsinn verdanke die Welt viele jener Wunderwerke, die von

Michelangelo, Raffael Santi, Leonardo da Vinzi, Tizian, Correggio, Holbein, Dürer und anderen Meistern geschaffen wurden. Nicht zu vergessen die stolzen Kathedralen und Dome, die als weithin sichtbare Wahrzeichen die Städte der Christenheit zieren. Daß der Ursprung vieler Skulpturen, Gemälde und Architekturwerke auf die Anregung mancher Päpste und Erzbischöfe zurückzuführen ist, unterliegt keinem Zweifel. Aber die Meister der Bildhauerkunst, der Malerei und Architektur wurden nicht etwa mit Aufträgen bedacht, um die Künste zu fördern, sondern die von ihnen geschaffenen Werke hatten in allererster Linie die Bestimmung, auf die Gemüter der gläubigen Christen einzuwirken und sie für die Zwecke der Kirche, für Opfer, Ablaß, fromme Stiftungen, Vermächtnisse und Totenmessen willfährig zu machen.

Die Päpste waren nicht die ersten Priester, welche erkannten, wie stark und nachhaltig man durch bildliche und figürliche Darstellungen auf die leichtgläubige Menge einwirken könne. Schon die Priester des Altertums waren sich der Macht solcher Darstellungen wohl bewußt. Daher die in den Tempeln aufgestellten Götterfiguren, daher die in den altägyptischen Totenbüchern enthaltenen Bilder, welche die Gerichtssitzung der Götter über die Seelen der Verstorbenen veranschaulichten und die Hinterbliebenen dieser Verstorbenen zu fleißigen Opfern anspornen sollten, damit den Seelen ihrer teuern Angehörigen der Eingang in das bessere Jenseits gesichert werde.

Geht man auf die im Auftrage der Päpste geschaffenen Bildwerke näher ein, so wird man unschwer erkennen, daß fast allen die Absicht zugrunde liegt, in ähnlicher Weise auf die Gemüter der Gläubigen einzuwirken.

Da sind zunächst zahlreiche Gemälde, welche die „Heiligen Drei Könige“ veranschaulichen, wie sie zu Füßen der Mutter Gottes knien und dem freundlich lächelnden Jesuskindlein reiche Geschenke aller Art darbringen, eine Mahnung an alle Christen, diesem Beispiel jener fernher aus dem Morgenlande gekommenen Weisen zu folgen und sich der von Jesus gestifteten Kirche gegenüber ebenso gebefreudig zu zeigen.

Da sind ferner unzählige bildliche und figürliche Darstellungen Marias, der Mutter Gottes, dazu geschaffen, um in den so empfänglichen Herzen der Jungfrauen und Mütter den Kultus der Madonna zu befestigen und immer weiter auszubilden. Da sind ferner die unzähligen Bilder und Figuren der Heiligen beiderlei Geschlechts, bestimmt, die Verehrung dieser Heiligen aufrechtzuerhalten und die frommen Christen zu häufigen Wallfahrten zu den Reliquien und zu reichlichen Opfern an den Heilstätten dieser Heiligen zu veranlassen. Dem gleichen Zwecke dienen die vielen gemalten Darstellungen von allerlei Wundertaten, die von solchen Heiligen angeblich verrichtet wurden.

Da sind ferner mancherlei Darstellungen, die den Beschauern jene Leiden offenbaren, die sämtliche noch so fromme Christen im Fegfeuer durch-

zumachen haben, bis sie, von allen Fehlern, Sünden und Schlacken gereinigt, in das himmlische Reich eingehen können. Angesichts der auf solchen Bildern dargestellten, von Flammen umloderten Christen war es kaum notwendig, die noch auf Erden Wandelnden daran zu erinnern, daß die Zeit des Verbleibens im Fegefeuer durch reichliche Spenden an die Kirche und durch Messelesen um Jahrhunderte, ja, um Jahrtausende abgekürzt werden könne. —

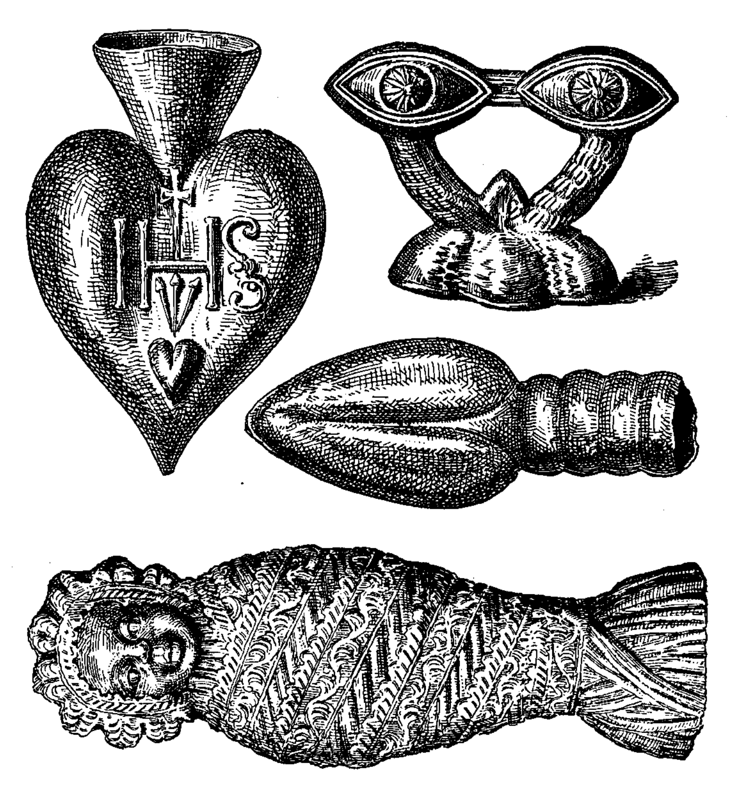
Um dickfällige, krampfhaft auf den in sündiger Habgier gefüllten Geldsäcken sitzende Knauser und Geizhälse kirrezumachen, erwiesen sich riesige Wandgemälde vortrefflich geeignet, wie ein solches auf dem „Campo santo" zu Pisa in Italien zu sehen war und wie es bereits in einem früheren Kapitel beschrieben wurde.

Und nun gar erst jene gewaltigen Darstellungen vom „Jüngsten Gericht", wie eine solche durch Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle des Vatikans veranschaulicht wurde und auf der die Gläubigen von Engeln zur ewigen Seligkeit emporgeführt werden, wohingegen sämtliche Zweifler, Ketzer und Heiden dem Höllenpfuhl verfallen, wo ihrer die grauenhaftesten Qualen warten.

Ein ähnliches monumentales Gemälde, von Peter Paul Rubens stammend, ist jetzt in der Münchener Pinakothek zu sehen. Es zeigt in furchtbarster Lebendigkeit die Schrecken des „Jüngsten Tages", die feierliche Majestät des Herrn, die Posaunenbläser, die Demut der Erlösten und das Elend der Verstoßenen.

Außer mit solchen Gemälden wurde die mittelalterliche Christenheit mit zahllosen Holzschnitten und Kupferstichen überschwemmt, die den Kindern der Welt dartun sollten, daß der Teufel wirklich in allerlei Gestalten und Verkleidungen einhergehe, um die ahnungslose Menschheit zu versuchen und zum Abfall vom Reiche Gottes zu verleiten. Besonders wirksam auf abergläubische Gemüter dürften sich jene weitverbreiteten Holzschnitte erwiesen haben, die Kranke auf ihren Sterbebetten liegend darstellen. Ein Geistlicher ist eben dabei, den Hinscheidenden mit den Sterbesakramenten zu versehen und jene geflügelten Teufel abzuwehren, die neben dem Lager stehen oder zu Häupten des Sterbenden fliegen, um seine ausfahrende Seele zu haschen.





Ein Opfer-Wickelkind, ein Opfer-Herz, Opfer-Augen und eine Opfer-Zunge aus Wachs geformt.

WIE DIE CHRISTLICHEN PRIESTER IHRE GLÄUBIGEN ZUR ADER LIESSEN UND FREISPRACHEN VON ALLEN SÜNDEN

In einem früheren Abschnitt wurde gezeigt, daß die Schamanen und Fetischpriester mancher Naturvölker es bereits verstanden, ihren eigenen selbstsüchtigen Wünschen das ganze Dasein ihrer Stammesgenossen von der Geburt bis zum Tode derart zu unterwerfen, daß dieselben beständig zu allerhand Abgaben an Vieh, Getreide, Früchten und anderen Erzeugnissen gezwungen waren. In gleicher Weise verfuhren die Priester des Christentums. Für jede von ihnen verrichtete Handlung, für die Taufe der Neugeborenen, für den Unterricht der Kinder, für ihre Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen, für die beim Eintritt in die Ehe erfolgende Trauung, für geistlichen Beistand in Krankheits- und Sterbefällen, für die Einsegnung und Bestattung der Hingeschiedenen sowie für das Lesen der Totenmessen zur Befreiung der Verstorbenen aus dem Fegfeuer waren stets bestimmte Zahlungen

zu leisten, die auch von den Ärmsten erhoben wurden und bis auf den heutigen Tag erhoben werden.

Bedeutende Einnahmen erzielt die katholische Kirche seit ihrem Bestehen auch aus dem Verkauf von geweihten Amuletten, Talismanen, Kerzen und aus Wachs geformten Nachbildungen von allerhand Körperteilen, die von leidenden Personen vielfach neben den Altären oder in jenen Kapellen aufgehängt werden, die wunderwirkenden Heiligen gewidmet sind. Da gibt es wächserne Herzen, Lungen und Zungen, wächserne Augen, Ohren, Arme, Beine und einzelne Glieder. Unfruchtbare Frauen offenbaren ihre Wünsche durch Darbringen aus Wachs geformter Wickelkinder, in der Zuversicht, daß die Heiligen ihnen nunmehr zu dem ersehnten Nachwuchs verhelfen werden. Unter dem Namen „Agnus Dei" werden von den Inhabern des päpstlichen Stuhles seit vielen Jahrhunderten auch geweihte Stückchen Wachs vertrieben, die von den während der Osterfeier in der Peterskirche zu Rom brennenden Kerzen stammen sollen. Als Beglaubigung zeigen sie das eingeprägte Bild des Lammes Gottes. Schon im Jahre 1471 ließ sich der damalige Papst Paul II. in einem an alle Gläubigen gerichteten Hirtenbrief des längeren über die außerordentliche Wirksamkeit dieses Schutzmittels aus. Es habe sich nicht nur in allen Gefahren, bei Feuersbrünsten, Schiffbrüchen, Stürmen, Blitz- und Hagelschlägen bewährt, sondern auch Gebärenden ihre schweren Stunden erleichtert. Der geschäftskundige Papst vergaß nicht, dabei zu betonen, daß er für sich und seine Nachfolger das alleinige Recht vorbehalte, diesen wunderkräftigen Talisman herstellen zu lassen und zu vertreiben*).

Papst Leo X. ließ sich den Vertrieb eines ähnlichen Schutzmittels angelegen sein. Er empfahl den Ankauf von Karten, die mit einem Kreuz gestempelt waren und folgenden Aufdruck trugen: „Vierzigmal vergrößert, entspricht dieses Kreuz genau der Größe des wirklichen Kreuzes Christi. Wer es küßt, ist für sieben Tage gegen Unfälle, Krankheiten, Schlagfluß und plötzlichen Tod geschützt!" —

Zu den Einnahmen der Päpste gehört seit dem 8. Jahrhundert auch der sogenannte „Peterspfennig" (Denarius S. Petri), eine zuerst in England von jeder Feuerstelle geleistete freiwillige jährliche Abgabe. Nach dem Vorgang Englands wurde diese Abgabe auch in vielen anderen katholischen Ländern üblich und wird noch heute erhoben.

---

*) Rydberg, „Magic of the Middle Ages", p. 62. White, A., „History of the Warfare of Science with Theology", II, 30. Daß der Handel mit diesem „Agnus Dei" noch heute besteht, ergibt sich aus folgender, in der von der Paulist Press in Neuyork im Jahre 1926 veröffentlichten vom Rev. B. C. Conway verfaßten „Question Box Answers", wo auf Seite 191 die Frage: „What is an Agnus Dei?" in folgender Weise beantwortet ist: „It is a little emblem of blessed wax, enclosed in a silken covering, worn by Catholics to remind them of Jesus Christ, the Lamb of God."

Da war ferner die Zehnten-Abgabe, eine dem Alten Testament entlehnte Einrichtung, auf welche schon im 2. Jahrhundert die Kirchenväter sich beriefen, wenn sie die Gläubigen zur Entrichtung von allerhand Gaben ermahnten. Anfangs galten diese Leistungen nur als freiwillig geübte Werke der Liebe, aber schon im 3. Jahrhundert wurde mit dem Bann gedroht, wenn die Christen den Priestern diesen von Gott angewiesenen Zehnten verweigern würden. Karl der Große, wie die englischen Könige Ethelwolf und Edward the Confessor machten auf Ansuchen ihrer Beichtväter die Abgabe des Zehnten in ihren Reichen zum Staatsgesetz. Diese Zehntenabgaben erstreckten sich nicht bloß auf alle Ernteerzeugnisse, sondern auch auf das Vieh, Geflügel, Fische, Honig, Wachs, Wein und andere Dinge, vielfach auch auf Arbeitslöhne und Arbeitsverrichtungen.

Zu ungeheuren Summen schwollen auch die sogenannten Dispensationsgelder an, die für die Befreiung vom Fasten, für die Erlassung der Amtspflichten, wie für die Erteilung der Erlaubnis zu ehelichen Verbindungen zwischen Blutsverwandten erhoben wurden. Da die Päpste Ehen zwischen Blutsverwandten bis zum vierzehnten Grade verboten hatten, so konnte es natürlich an Dispensationsgeldern nicht fehlen, da, wenn alle Arten der Verwandtschaft berücksichtigt werden, die angebliche Blutsverwandtschaft geradezu ins Ungeheuerliche anschwillt.

Um die Menschen auch beständig zu Vermächtnissen und frommen Stiftungen geneigt zu machen, wurde in ihnen die Angst vor dem Tode unablässig wachgehalten, zu diesem Zwecke wohl auch das Stoßgebet eingeführt: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt' für mich in der Stunde meines Todes! Amen!" —

Zu welch ungeheuren Besitztümern und Einkünften viele Klöster und Kirchen dadurch gelangten, zeigt wohl am schlagendsten das Beispiel der großen Benediktinerabtei zu Monte Cassino in Italien. Dem von A. Zöckler zusammengestellten „Handbuch der theologischen Wissenschaften" zufolge (II, 201) hatte es jährlich ein Einkommen von 500 000 Dukaten. Seine unbeweglichen Güter umfaßten im Jahre 1505 4 Bischofsitze, 2 Fürstentümer, 20 Grafschaften, 350 Schlösser, 440 Dörfer, 336 Landgüter, 23 Hafenplätze, 33 Inseln, 200 Mühlen und 1662 Kirchen. —

Der Grundbesitz des in Süddeutschland gelegenen Klosters Maulbronn verteilte sich zu Anfang des 16. Jahrhunderts auf nicht weniger als 60 Ortschaften im heutigen Württemberg, auf 40 Orte in Baden und auf 17 Orte in der Rheinpfalz. Außerdem besaß das Kloster noch Güter in Worms, Kolmar und Lüneburg. Das Kloster besaß ferner 137 Morgen große Fischseen, 83 Morgen Gärten, ausgedehnte Weinberge, Getreidefelder und Waldungen. Um den Überschuß an Wein, Weizen und anderen Erzeugnissen abzusetzen, konnten die Mönche jährlich ein Schiff zollfrei den ganzen Rhein befahren lassen.

Angesichts solcher Angaben wird man unwillkürlich an jene fabelhaften Besitztümer erinnert, über welche im alten Ägypten die Tempel Amons und Osiris verfügten. —

Der gesamte Grundbesitz der Kirche in Deutschland belief sich während des 16. Jahrhunderts auf etwa ein Drittel des ganzen Reiches. Dieses Kirchengut wuchs fortwährend durch Vermächtnisse, Schenkungen, vorteilhafte Käufe, Pfandschaften und durch den steigenden Wert des Grundeigentums. Da nach dem kanonischen Recht kirchliches Grundeigentum nicht wieder verkauft werden durfte und somit für die Allgemeinheit gewissermaßen abgestorben war, so bezeichnete man diesen Besitz mit den Worten: „Manus mortua“ — „Tote Hand“. Da der Klerus für seinen Besitz Freiheit von allen Steuern und persönlichen Lasten beanspruchte, so wurde diese „Tote Hand“ im Lauf der Zeiten für die Staaten eine schwere Gefahr. —

Zu den von den Päpsten angewendeten Mitteln, sich und der Kirche die gesamte christliche Welt tributpflichtig zu machen, gehörten auch die schon im Jahre 1215 durch Innozenz III. allgemein angeordnete Ohrenbeichte und das damit verbundene Ablaßwesen. Die Beichte bezweckte die eingehende Ausforschung der Beichtenden, die dadurch der Willkür der Priester verfielen und sich solchen Bußen unterwerfen mußten, die ihnen von den Priestern auferlegt wurden. Da jeder Gläubige bei Verlust seiner Seligkeit wenigstens einmal im Jahre sich solchem Verhör der Geistlichkeit unterstellen, seine Sünden aufrichtig bekennen und die ihm auferlegten Bußen nach Vermögen erfüllen mußte, so war die Unterwerfung und Knebelung der gesamten Christenheit zu beständigen Tributleistungen eine vollkommene.

Wie die christlichen Priester manche schon von den Priestern des ägyptischen, indischen, jüdischen und hellenischen Altertums erdachten und eingeführten Verordnungen, Zeremonien und Einrichtungen übernahmen, so mögen sie denselben auch die Anregung zur Einführung des Ablaßwesens entlehnt haben. Daß dem Altertum das Ablaßwesen bereits bekannt war, ist aus den Schriften Platos zu ersehen, der in den Jahren 428—348 v. Chr. lebte. Schildert doch Plato das Treiben der zu seiner Zeit in Hellas umherziehenden Bettelpriester mit folgenden Worten:

„Diese Bettelpriester und Wahrsager kommen vor die Türen der Reichen, vorgebend, daß ihnen von den Göttern die Macht verliehen sei, durch Zaubersprüche und Opfer jedes Vergehen in vergnügtester Weise zu sühnen, möge das Vergehen von jemanden selber oder von seinen Eltern begangen worden sein.“ —

An einer anderen Stelle schreibt Plato über diese Schwindler weiter: „Dabei weisen sie ganze Bündel von Schriften vor, nach denen sie opfern und wahrsagen. Sie beschwätzen nicht bloß einzelne, son-

dern auch ganze Städte, sich in dieser Weise durch Opfer von ihren Sünden zu reinigen. Sie haben nicht bloß Sündenerlaß für noch Lebende, sondern auch sogenannte Weihen für bereits Gestorbene, um dieselben in der jenseitigen Welt von allem Bösen zu befreien. Sie behaupten dabei, Schreckliches stehe denen bevor, die sich weigerten, solche Opfer zu verrichten!" —

Ist aus diesen Sätzen ersichtlich, daß das Ablaßwesen schon Jahrhunderte vor der Gründung des Christentums im Schwange war, so ist doch sicher, daß seine weiteste Ausbildung erst durch die Päpste und Priester des Christentums erfolgte. Bei der Einführung dieses Ablasses beriefen sie sich auch auf mancherlei Stellen des Alten wie des Neuen Testaments, vornehmlich auf die Kapitel 16 und 18 des Ev. Matthäi, in denen gesagt ist, daß Jesus dem Petrus die Schlüssel des Himmelreiches geben wolle, und daß alles, was er auf Erden binde, auch im Himmel gebunden sein solle, und alles, was er auf Erden löse, auch im Himmel gelöst sein solle.

Die von den Priestern den Beichtenden bei der Lossprechung für begangene Sünden auferlegten Bußen bestanden je nach der Schwere der Sünden entweder in Gebetsübungen, Fasten und Wallfahrten oder in allerhand anderen als verdienstlich angesehenen Leistungen, wie Almosen, Geldspenden, Stiftungen und Vermächtnissen für die Kirche. Ablaß konnte für irgendwelche Verbrechen erkauft werden, ausgenommen für feindliche Anschläge gegen den Papst und die Geistlichkeit, für willkürliche Abänderung päpstlicher Verordnungen und Erlasse, für Waffenhandel mit Feinden der Kirche und für den Vertrieb solcher Gegenstände, die ein ausschließliches Monopol der Päpste bildeten.

Bald wurde die Ablaßlehre auch in Verbindung mit der Lehre vom Fegfeuer gebracht und die Anschauung verbreitet, daß man sich durch der Kirche zugewendete Stiftungen und Vermächtnisse eine Befreiung oder doch eine wesentliche Verkürzung und Erleichterung der im Fegfeuer bevorstehenden Reinigungsqualen verschaffen könne. Durch Kirchenlehrer wurde auch die Ansicht in Umlauf gebracht, Christus, Maria und die Heiligen hätten weit mehr gute Werke getan, als zur Erlangung ihrer eigenen Seligkeit nötig gewesen wären. Dadurch sei ein großer Vorrat, ein Schatz an verdienstlichen Werken entstanden, mit dessen Verwaltung die Kirche betraut worden sei. Dieselbe sei befugt, von diesem Überfluß anderen bedürftigen Christen gegen entsprechende Leistungen mitzuteilen. Da viele Gläubige sich einen Anteil an diesem Überschuß sichern wollten, so bildete sich allmählich ein förmlicher Ablaßhandel, der um so schwungvoller betrieben wurde, je nötiger die Päpste für ihre Zwecke Geld brauchten. —

Die wichtigsten Teile eines vom 24. März 1455 in Nürnberg ausgestellten,

jetzt auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig aufbewahrten lateinischen Ablaßbriefes lauten verdeutscht: „Es möge sich Deiner erbarmen und Dir vergeben unser Herr Jesus Christus durch seine heiligste und gütigste Barmherzigkeit. Kraft seiner Machtvollkommenheit und seiner glückseligen Apostel Petrus und Paulus, sowie kraft der mir übertragenen apostolischen Machtvollkommenheit spreche ich Dich frei von allen Deinen reuig gefühlten, begangenen und in Vergessenheit geratenen Sünden und Ausschreitungen, wie schwer sie auch immer sein mögen. Desgleichen von jeglichen Strafen der Exkommunikation, des Interdikts und anderen kirchlichen oder vom Gesetz oder von Menschen verhängten Strafen, in die Du geraten bist. Indem ich Dich in die Gemeinde der Gläubigen und in die Sakramente der Kirche wie-



Ablaßhandel.
Teil eines Holzschnittes von Hans Holbein.

der einsetze, erlasse ich Dir die Strafen des Fegfeuers und erteile Dir eine vollständige Vergebung aller Deiner Sünden, soweit die Schlüssel der heiligen Mutter Kirche in diesem Teile reichen. Im Namen des Vaters, und des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen*).“

In diese Gattung der Ablaßgaben gehörten auch jene Barzahlungen, die alle Priester, welche Konkubinen unterhielten, an ihre Bischöfe zu entrichten hatten. Nicht minder hatten an vielen Orten die Prostituierten und Bordelle von ihren Einnahmen sehr hohe Abgaben an die Kirche zu zahlen; worüber ausführlicher in der „Kirchen- und Dogmengeschichte“ von J. H. A. Ebrard,

*) Dieser von Johannes von Ytstein, Doktor der Theologie vom Orden der Zisterzienser, für Friedrich Schulen, Priester der Sebalduskirche in Nürnberg, ausgestellte Ablaßbrief ist in Nachbildung im 2. Band der „Deutschen Geschichte“ von L. Stacke wiedergegeben.

im „Compendium of Ecclesiastical History“ von A. Gieseler sowie in Th. Gräbners „The Dark Ages“ zu lesen ist. —

Der Findigkeit des Papstes Bonifazius VIII. verdanken die Päpste wie die Stadt Rom auch noch eine weitere außerordentlich ergiebige Einnahmequelle. Als das Jahr 1300 anbrach, erinnerte sich dieser Papst, daß sowohl die Juden wie die Römer den Anfang eines neuen Jahrhunderts stets mit großen Festlichkeiten gefeiert hatten. Das brachte ihn auf den Gedanken, ähnliche „Jubeljahre“ auch für die Christenheit einzuführen. Er ließ deshalb lange voraus in allen christlichen Landen verkündigen, daß sämtliche Pilger, die im „Heiligen Jahr 1300“ eine Wallfahrt nach Rom ausführen und ein Opfer auf den Altar der Peterskirche niederlegen würden, vollkommenen Ablaß für alle während ihres Lebens begangenen Sünden empfangen sollten! Über 200 000 Fremde strömten nach Rom und ließen dort an Opfern, Geschenken und Stiftungen aller Art geradezu unermeßliche Reichtümer zurück. Der ganze Ertrag dieses „Heiligen Jahres“ wurde auf die für die damalige Zeit unerhörte Summe von 15 000 000 Goldgulden veranschlagt!

Diese alle Erwartungen weit übertreffende Einnahme reizte natürlich die Nachfolger des Papstes Bonifazius zu ähnlichen verdienstlichen Einrichtungen. Sie machten geltend, daß die Spanne von einhundert Jahren viel zu lang sei. Deshalb, und weil der zwischen Ostern und Pfingsten liegende Zeitraum nur 50 Tage betrage, ordnete Papst Clemens VI. an, daß das nächste „Heilige Jahr“ bereits Anno 1350 gefeiert werden solle. Da in diesem Jahr die Zahl der Pilger sich auf 1 200 000 und die Einnahmen auf mehr als 22 000 000 Goldgulden steigerte, so war die Folge, daß Papst Urban VI. die Wiederkehr des „Heiligen Jahres“ auf 33 Jahre abkürzte, unter der Begründung, das Leben Jesu sei auf 33 Jahre bemessen gewesen. So wurde denn „zum Andenken an die Lebensjahre Jesu“ das „Heilige Jahr“ für einige Zeit in Zwischenpausen von 33 Jahren gefeiert. Bis es dem Papst Sixtus IV. einleuchtete, daß diese Spanne „wegen der Kürze des menschlichen Lebens“ auch noch zu lang sei. Deshalb wurde sie auf 25 Jahre herabgesetzt.

Papst Bonifazius IX. glaubte noch ein Übriges tun zu müssen. Er ließ verkündigen, daß auch alle diejenigen, die nicht in der Lage seien, eine Wallfahrt nach Rom auszuführen, doch vollgültigen Ablaß erlangen könnten, wenn sie nur den dritten Teil der Reisekosten an die in allen Ländern Propaganda machenden Vertreter des Papstes bezahlen würden! —

Alle diese auf die „Erleichterung“ der Christenheit abzielenden Anordnungen wurden durch den findigen Papst Alexander VI. noch erweitert, indem er einen in die Peterskirche führenden Eingang vermauern ließ und

dabei bestimmte, daß diese sogenannte „Goldene Pforte“ fortan beim Beginn jedes „Heiligen Jahres“ durch den jeweiligen Papst mit einem goldenen Hammer geöffnet werde. Am Ende des Jahres sei die Pforte dann wieder zu vermauern. Wer nun während des „Heiligen Jahres“ durch diese Pforte in die Peterskirche eingehe, solle gleichfalls aller Sünden ledig sein. Ja, nach Hinterlegung einer bestimmten Summe könne er auch im Auftrag eines daheim gebliebenen Angehörigen oder Freundes die Pforte passieren und dadurch diesen gleichfalls von seinen Sünden befreien. Woraus zu ersehen ist, daß die sündige Gier nach Geld der eigentliche treibende Beweggrund für die Einführung und Anwendung der Sündenvergebung, des Ablaßwesens war und noch heute ist. —

Zur höchsten Blüte gelangte der Ablaßhandel im 15. Jahrhundert. Wie im alten Griechenland, so waren es auch hier die Bettelorden, welche die erfolgreichsten Ablaßkrämer stellten. Sie sorgten auch dafür, daß der Handel in den von ihnen besuchten Städten stets mit größtmöglichem kirchlichen Pomp eröffnet wurde. Einer Chronik jener Zeit zufolge vollzog sich das Erscheinen des mit dem Verkauf des Ablasses bevollmächtigten päpstlichen „Commissarius“ folgendermaßen: „Als man den Commissarium in die Stadt einführte, trug man die päpstliche Bulla auf einem sammet oder gülden Tuch daher, und gingen alle Priester, Mönche, der Rat, Schulmeister, Schüler, Mann, Weib, Jungfrauen und Kinder mit Fahnen und Kertzen, mit Gesang und Prozession entgegen. Da läutet man alle Glocken, schlug alle Orgel, begleitet ihn in die Kirchen, richtet ein roth Creutz mitten in der Kirchen auf, da hengt man des Papstes Panier an, und in Summa: man hätte nicht wohl Gott selber schöner empfahen und halten können!“ *)

Da die geldgierigen Päpste stets neue Ablässe ausschrieben und die Länder dadurch systematisch ausgesogen wurden, so fehlte es nicht an Beschwerden seitens der regierenden Fürsten, Reichsstände und Völker. Mehrere Herrscher verschlossen sogar den Ablaßpredigern den Eintritt in ihre Länder oder nahmen ihnen die erlangten Schätze ab. Gegen solche offenbare Gegner des herrschenden Mißbrauchs wandten die Päpste ihre in Bannflüchen und Ausschluß aus der Kirchengemeinschaft bestehenden Strafmittel an. So erließ schon der von 1417—1431 auf dem päpstlichen Stuhl sitzende Martin V. auf dem Konzil zu Konstanz eine schreckliche Flüche gegen solche Ketzer enthaltende Bulle, die mit den Worten beginnt: „In coena Domini.“ Von späteren Päpsten erweitert, wurde sie an jedem Gründonnerstag feierlich verlesen und dadurch den Gläubigen immer aufs neue in Erinnerung gebracht.

*) Baum, F., „Kirchengeschichte“ (München 1889), S. 254.

Ein erschröckliche geschicht/ so zu Derneburg in der Graff-schafft Reinsteyn/ am Hartz gelegen/ von dreyen Zauberin/ vnnd zwayen Mannen/ In etlichen tagen des Monats Octobris Im 1555. Jare ergangen ist.



DER HEXENWAHN UND DIE HEXENPROZESSE DES CHRISTLICHEN MITTELALTERS

Jede Darstellung des christlichen Priestertums des Mittelalters wäre unvollständig, die es unterließe, auch auf den von ihm großgezogenen Hexenwahn und die damit verbundenen Hexenprozesse einzugehen, die neben den der gleichen Zeit angehörenden Ketzerverfolgungen ohne Frage die schwärzesten Kapitel in der Geschichte der Menschheit bilden. Fragt man, wie dieser Hexenwahn entstehen und eine so verhängnisvolle Verbreitung gewinnen konnte, so ist zunächst darauf hinzuweisen, daß bei allen orientalischen Völkern die Frauen von jeher eine sehr untergeordnete Stellung einnahmen. Sie waren wenig mehr als die notwendigen Werkzeuge zur Fortpflanzung und Befriedigung der Sinnlichkeit, obendrein bis zur letzten Möglichkeit ausgenützte Arbeitstiere.

Auch in die christliche Kirche drang diese Geringschätzung der Frauen ein, ja, steigerte sie noch zu fast feindseliger Verachtung. War es doch ein Weib gewesen, das vom Teufel dazu benützt worden war, Adam zum Ungehorsam gegen Gott zu verleiten, was weiterhin zur Vertreibung aus dem Paradiese und zur Belastung aller nachfolgenden Geschlechter mit dem Fluch der Erbsünde führte. So wenig die Stifter der christlichen Kirche das vergessen konnten, so wenig wollten auch die späteren Priester dieser Kirche dulden, daß eine Frau sich an irgendeiner gottesdienstlichen Handlung tätig

beteilige, sich dem Altar nähere oder gar in der Kirche das Wort ergreife. Hatte doch Paulus der Apostel gesagt: „Lasset eure Frauen schweigen in der Kirche!" Man erinnerte sich auch, daß der heilige Christomom geschrieben hatte: „Das Weib ist die Quelle alles Übels, der Weg zum Grabe, die Pforte zur Hölle und die Ursache alles Unheils!" Auch der heilige Johannes von Damaskus hatte die Frau mit einem häßlichen Wurm verglichen, der sich in die Brust des Mannes einniste und ihn zum Bösen verleite.

Beim Bestehen solcher Anschauungen darf es nicht überraschen, daß manche Kirchenväter die Frauen auch nicht als Ebenbilder Gottes gelten lassen wollten, sondern als minderwertige, ja, unreine Wesen betrachteten. Sie verlangten von ihnen sogar, beim Abendmahl die heilige Hostie nicht mit den bloßen Händen zu berühren, sondern nur durch einen Schleier anzufassen, damit sie auf diese Weise unbefleckt zum Munde geführt werde.

Als mit derartigen Anschauungen behaftete christliche Priester und päpstliche Legaten während des fünften und sechsten Jahrhunderts an den Höfen der germanischen Könige erschienen, mußten sie zu ihrer Überraschung erkennen, daß im Leben der germanischen Völker den Frauen seit Urzeiten eine ungleich höhere Stellung als bei den Orientalen eingeräumt war. Was Tacitus einst an den Germanen gerühmt hatte, traf immer noch zu: das Weib war dem Gatten eine gleichwertige, treue Genossin in allen Mühsalen und Gefahren, eine Kameradin, die im Frieden wie im Kriege alles mit ihm wagte und teilte, darum auch geschätzt und hochgehalten wurde. Frauen spielten sogar im religiösen Glauben der Germanen eine hochbedeutsame Rolle. Man pries Hulda, die allgütige Göttin der Erde; Freija, die Göttin der Sonne, der Morgenröte und des Frühlings; Frigg, die Göttin der Ehe und des häuslichen Herdes. Man glaubte an die drei Nornen, die das Schicksal aller Erdgeborenen in ihren Händen hielten; an Walküren, herrliche, in vollem Kriegsschmuck prangende Jungfrauen, welche auf ihren geflügelten Rossen die im Kampf gefallenen Krieger zum Götterreich Walhalla emportrugen. Man glaubte an holdselige Luftelfen und Wassernixen; an in den Wäldern und Seen wohnende Lichtgestalten, die in mondscheindurchglänzten Nächten als silberne Nebel aufstiegen, um sich an allerlei anmutigen Tänzen zu erfreuen.

Eine solche liebenswürdige Naturmythologie zu dulden, ging den engherzigen christlichen Missionaren gegen den Strich. Lieblich, rein und barmherzig durften nur Maria, die Mutter Gottes, und die den Thron Gottes umringenden Engel und Heiligen sein. Demgemäß wurde alles, was im germanischen Götterglauben als segensreich und anmutig verehrt wurde, als heidnisches Blendwerk und Teufelsspuk dargestellt, das mit allen Mitteln bekämpft werden müsse. Odin, der Gott des Weltalls, Thonar, der über den Gewitterwolken einherfahrende Blitzeschleuderer, und all die anderen herrlichen Göttergestalten wurden als Unholde verschrien, die nur Böses im

Schilde führten. Die Walküren wurden in wüstaussehende, triefäugige alte Weiber verwandelt, die anstatt auf wiehernden Rossen auf übelriechenden Ziegenböcken oder gar Mistgabeln und Besenstielen zum Blocksberg emporführen, um dort während der Walpurgisnacht mit Satan und dessen Genossen sich in allerhand widerlichen Orgien zu ergehen. —

So wurde mit stillschweigender Genehmigung einiger auf Königsthronen sitzenden Schwachköpfe den germanischen Völkern ihr schöner Naturglaube verunstaltet, geraubt und durch jenen der römischen Kirche ersetzt. —

Sehr schlecht fuhren dabei auch jene Jungfrauen und Frauen, die im altgermanischen Götterdienst als Priesterinnen mitgewirkt, als Seherinnen den Willen der Götter verkündigt und die denselben dargebrachten Opfergaben entgegengenommen hatten. Besonders der letzten Handlungen wegen wurden sie von den christlichen Missionaren, die sich auf das Entgegennehmen von Opfern so wohl verstanden, mit unerbittlicher Gegnerschaft verfolgt. Man bezichtigte sie, mit den zu Teufeln umgewandelten alten Göttern Gemeinschaft zu halten, um die Menschen vom Anschluß an den allein wahren Glauben abzulenken. Man beschuldigte sie, als Wetterhexen im Verein mit jenen Unholden und Bösewichtern allerlei Schabernack anzustiften, wie Blitz- und Hagelschlag, Mißwachs, Raupenfraß, Viehverhexung, zehrende Krankheiten und anderes Ungemach. Auch die aus dem Orient gekommenen, möglicherweise auf die grauenhafte Unsauberkeit der dort lebenden „Heiligen" zurückzuführenden Seuchen wurden den Hexen zugeschrieben. Und da eine Stelle der Heiligen Schrift lautete: „Ihr sollt nicht dulden, daß eine Hexe am Leben bleibe!", so begannen die christlichen Missionare die abergläubischen Völker mit Mißtrauen und Argwohn gegen alle weiblichen Wesen zu erfüllen, die durch ihr Aussehen oder irgendwelche unvorsichtige Handlungen in den Verdacht gerieten, Hexen zu sein und mit den Teufeln im Bunde zu stehen.

Wie die Schamanen und Fetischpriester der Naturvölker ihre Stammesgenossen in beständiger Furcht vor allerlei übelgesinnten Gespenstern und Dämonen halten, um dadurch den eigenen Einfluß zu erhöhen und sich als Austreiber solcher Unholde unentbehrlich zu machen, so waren auch die christlichen Priester und Päpste des Mittelalters stets darauf bedacht, den Glauben an Hexen und Schwarzkünstler aller Art zu verbreiten und für ihre eigenen Zwecke auszunützen.

Geradezu grauenhafte Formen nahm der Hexenwahn an, als verschiedene Päpste, wie z. B. Gregor IX. in der am 13. Juni 1233 erlassenen Bulle „Vox in Rama", ferner Johann XXII. (1316—1334) in der Bulle „Super specula" und vor allem Innozenz VIII. durch seine am 5. Dezember 1484 erlassene Bulle „Summis desiderantes affectibus" förmlich zur Verfolgung und Bestrafung der Hexen aufforderten.

Die von dem letzteren verfaßte Hexenbulle lautet folgendermaßen:

„Mit inbrünstigem Verlangen, wie unsere oberhirtliche Sorge es fordert, wünschen wir, daß der katholische Glaube wachse und daß jede ketzerische Bosheit ausgerottet werde. Deshalb verordnen wir aufs neue, was diese



Hexen, durch ihre Zauberkünste Unwetter und Hagelschlag verursachend.
Nach einem Holzschnitt in dem „Tractatus von den bösen Weibern, so man nennet Hexen". Augsburg 1508.

Wünsche der Verwirklichung näher bringen kann. Zu unserem tiefsten Schmerz erfuhren wir unlängst, daß in manchen Teilen Deutschlands, vornehmlich in der Umgegend von Mainz, Köln, Trier, Salzburg und Bremen sehr viele Personen beiderlei Geschlechts, uneingedenk ihres eigenen Heils,

vom katholischen Glauben abirrten und sich mit Teufeln in Manns- oder Weibsgestalt geschlechtlich versündigen und mit ihren Bezauberungen, Liedern, Beschwörungen und anderen abscheulichen abergläubischen und zauberischen Lastern und Verbrechen die Niederkünfte der Weiber, die Leibesfrucht der Tiere, die Früchte der Erde, die Weintrauben und Baumfrüchte, wie auch die Männer, die Frauen, die Haustiere, auch die Weinberge, die Obstgärten, die Wiesen, die Weiden, das Getreide und andere Erdfrüchte verderben und umkommen machen. Auch peinigen sie die Männer, die Weiber, die Zug-, Last- und Haustiere mit fürchterlichen inneren und äußeren Schmerzen, verhindern die Männer, daß sie zeugen und die Weiber, daß sie gebären und den Männern die eheliche Pflicht leisten können. Auch verleugnen sie den in der Taufe empfangenen Glauben mit meineidigem Munde, begehen auf Anstiften des Feindes des Menschengeschlechts viele schändliche Verbrechen, Sünden und Laster zum Schaden ihrer Seelen, zur Beleidigung der Majestät Gottes und zum Ärgernis für viele. Das geschieht, obwohl unsere geliebten Söhne, Heinrich Justitoris für die obengenannten Teile Deutschlands, und Jacob Sprenger für gewisse Striche am Rhein, beide Mitglieder des Predigerordens und Professoren der Theologie, durch apostolische Beglaubigungsbriefe zu Inquisitoren bestellt worden sind."

Nachdem in der Bulle weiter Beschwerde darüber geführt wird, daß die genannten Inquisitoren an manchen Orten in der Ausübung ihres Amtes nicht genügend unterstützt oder gar behindert worden seien, so wird ihnen aus apostolischer Machtvollkommenheit gestattet, alles und jedes zu tun, was ihnen notwendig scheint. „Wir befehlen", so heißt es weiter, „dem Bischof von Straßburg, so oft er von den Inquisitoren dazu ersucht wird, öffentlich kundzutun, daß sie in nichts und von niemand gehindert werden. Alle aber, die sie hindern, wes Amtes sie auch seien, sollen durch Exkommunikation, Suspension und Interdikt und andere noch schrecklichere Strafen, ohne jede Berufung, gebändigt werden. Wenn nötig, soll gegen sie auch der weltliche Arm angerufen werden. Keinem Menschen soll es erlaubt sein, dieses unser Schriftstück zu verletzen oder ihm in frevelhaftem Wagnis entgegenzuhandeln. Wenn aber jemand dies versuchen sollte, so wisse er, daß er den Zorn des allmächtigen Gottes und der Apostel Petrus und Paulus auf sich geladen hat!

Gegeben zu Rom bei St. Peter, im Jahre der Menschwerdung des Herrn 1484, im ersten unseres Pontifikats am 5. Dezember." —

Auf Grund dieser ihnen erteilten päpstlichen Generalvollmacht begaben sich die beiden Inquisitoren ans Werk und schrieben zunächst ein Buch, das mit vollem Recht sowohl nach seinem Inhalt wie nach seinen Wirkungen „das furchtbarste Buch der Weltliteratur" genannt worden ist. Sein Titel lautete „Malleus Malificarum", „Der Hexenhammer". Im Jahre 1489 zuerst ge-

druckt, behandelt es in seinen drei Teilen zunächst die drei Mächte, durch welche die Hexerei ermöglicht werde und zustande komme, und zwar „durch den Teufel, die Hexe oder den Zauberer und die göttliche Zulassung". Der zweite Teil schildert, „wie Behexungen vor sich gehen, wie man von ihnen befreit wird, und wem die Zauberer nicht schaden können". Der dritte Teil befaßt sich mit den Mitteln und Strafen, die gegen Hexen anzuwenden seien.

Auf dieses Buch näher einzugehen, ist unmöglich, da sein Inhalt so toll wahnwitzig und so gemein obszön ist, daß aus Sittlichkeitsgründen davon Abstand genommen werden muß*). Trotz seines unglaublichen schmutzigen Inhaltes wurde es zu einem förmlichen Handbuch für die Hexenverfolger, erlebte mit päpstlicher Genehmigung Auflage über Auflage und rief eine ganze Literatur ähnlicher Schriften in allen europäischen Sprachen hervor. An den schmutzigen Erzeugnissen dieser schmachvollen Literatur waren alle Grade der kirchlichen Hierarchie beteiligt: Professoren der Gottesgelahrtheit, Erzbischöfe, Bischöfe und Priester, Mitglieder der verschiedenen Mönchsorden, desgleichen die von den Päpsten zum Aufspüren und Aburteilen der Hexen in allen Landen eingesetzten Inquisitoren. Hervorzuheben ist dabei, daß die gleichen Päpste, die Galilei und andere Vertreter wahrer Wissenschaft zum Widerruf ihrer Ansichten zwangen und deren Werke auf den Index, das Verzeichnis der verbotenen Schriften, setzten, gegen die unflätigsten Erzeugnisse der Hexenliteratur nichts einzuwenden fanden, sondern ihnen mit den Vermerken „Nihil Obstat" und der „Imprimatur" Anerkennung und Freibrief gewährten.

So wurde es möglich, daß der Hexenwahn zu der schrecklichsten Seuche ausartete, von der die Menschheit jemals befallen ward. Sie verbreitete sich nicht nur über sämtliche christlichen Länder Europas, sondern auch über fast alle von Europäern in Afrika, Asien und in der Neuen Welt angelegten Kolonien, ungezählte Tausende von Menschenleben fordernd. Den Opfern, dieser Seuche war aber niemals ein Ende mit allmählichem Versinken in Bewußtlosigkeit vergönnt. Im Gegenteil bestrebten sich die Verkündiger der allbarmherzigen christlichen Liebe, das Ende der Hexen und Schwarzkünstler so qualvoll als möglich zu gestalten, um dadurch die übrige Menschheit von ähnlichem Tun abzuschrecken. Wer verdächtig war, einen verheerenden Gewittersturm und Hagelschlag verursacht, den Bauern das Vieh verhext oder gar als „Succubus" oder „Incubus" sich mit dem Teufel vergangen zu haben, wer etwa von einer lieben Nachbarin beschuldigt wurde, sich eines ihrer Klei-

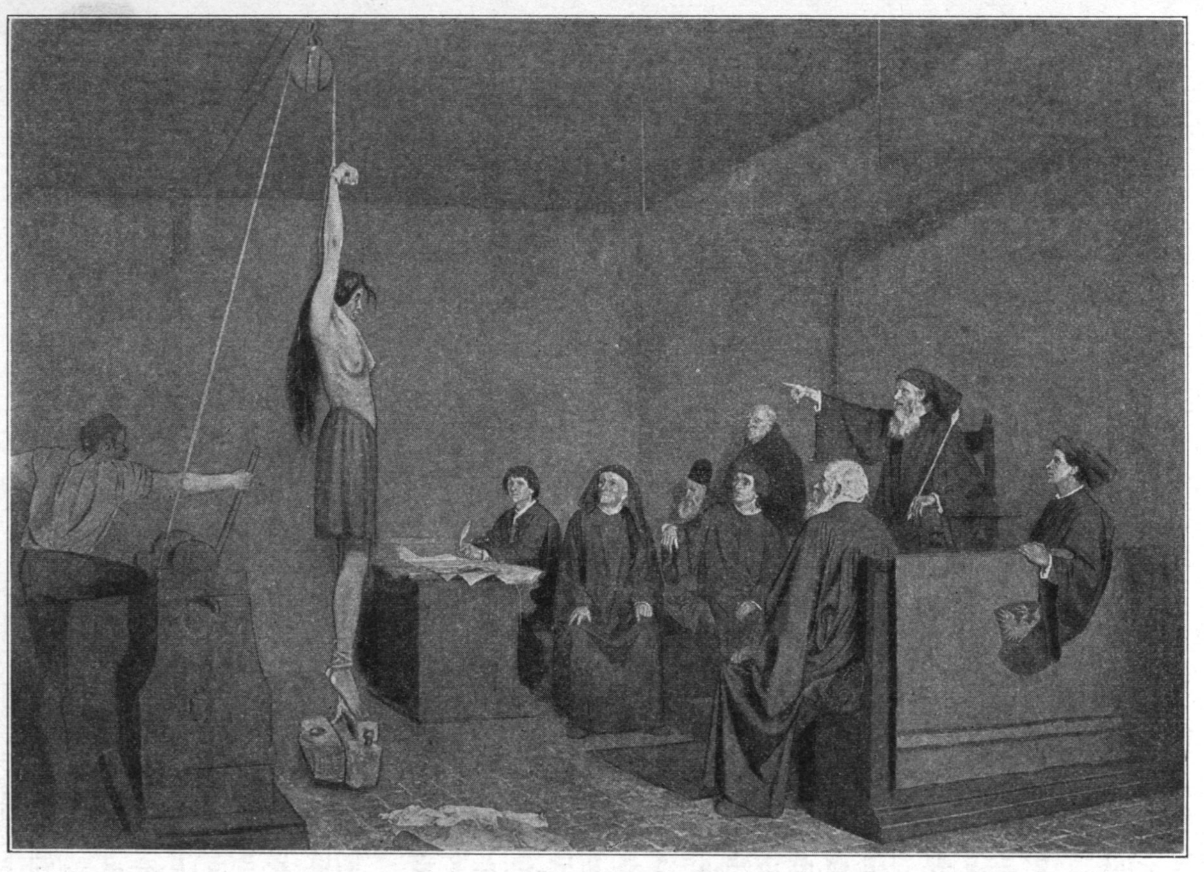
*) Der ehemalige Jesuit Graf Paul von Hoensbroech wagte es, in seinem zu Anfang dieses Jahrhunderts in Leipzig erschienenen Werk: „Das Papsttum in seiner kulturellen Wirksamkeit" den „Hexenhammer" eingehend zu besprechen und die wichtigsten Abschnitte des Buches wörtlich wiederzugeben. Es sei deshalb auf dieses Werk verwiesen.

dungsstücke oder einige ihrer Haare zum Ausführen böser Anschläge auf ihre Person angeeignet zu haben, mußte gewärtig sein, vor die Inquisitoren geschleppt und einem peinlichen Verhör unterworfen zu werden. Wußten solche angeklagten Hexen und Schwarzkünstler nichts von den ihnen zur Last gelegten Verbrechen, so wurden, um sie zu baldigem Geständnis zu bringen, die verschiedenen Grade der Tortur angewendet. Zuerst die Daumenschrauben, mittels welcher die Finger derart zusammengepreßt wurden, daß die also Gefolterten vor Schmerzen jäh aufschrien und um Gnade flehten. Wollten sie sich noch nicht zu der ihnen angedichteten Schuld bekennen, so kamen die Beinschienen oder spanischen Stiefel an die Reihe, mittels welcher die unteren Gliedmaßen zusammengeschnürt wurden, daß die Knochen knackten und aus den Waden das Blut hervorsickerte. Weigerten sich die halsstarrigen Delinquenten immer noch, reumütig zu bekennen, so wurden sie auf eine Leiter gespannt und ihre armen Leiber mitsamt den Gliedern gewaltsam in die Länge ausgerenkt. Oder man hängte sie an den Händen auf, befestigte an die hoch über dem Boden schwebenden Füße dicke Steine oder Eisenstücke und ließ sie so für längere Zeit baumeln. Brennende Schwefelfäden, auf die nackten Körper der Ärmsten geworfen, oder zugespitzte Hölzer, unter die Nägel der Finger und Zehen eingetrieben und angezündet, mochten die Gemarterten endlich dazu bringen, die gefährlichen Fragen, die ihnen von den Inquisitoren vorgelegt wurden, zu bejahen, um nur von der augenblicklichen Pein erlöst zu werden. Mochten sie auch die so erzwungenen Aussagen später widerrufen, so endeten sie doch fast stets auf dem flammenden Scheiterhaufen. —

Ein hervorragender Jurist der Neuzeit, Karl Georg von Wächter, der die Hexenprozesse des Mittelalters einem näheren Studium unterwarf, schrieb:

„Wer diese Prozesse untersucht, glaubt sich unter ein Geschlecht versetzt, das alle edlen menschlichen Anlagen: Vernunft und Gerechtigkeit, Scham, Wohlwollen und Mitleidgefühl erstickt hatte, um dafür alle teuflischen in sich großzuziehen. Aus der Sphäre, die den Menschen die teuerste und erhabenste des Lebens bedeutet, aus dem Heiligtum der Religion, grinst dem Beschauer ein Medusenhaupt entgegen und hemmt ihm das Blut in den Adern. Unter christlichen Völkern, im Schoß einer tausend Jahre alten Kultur war der Justizmord zur stehenden Einrichtung erhoben. Hunderttausende von Unschuldigen wurden nach ausgesuchten Martern des Leibes und unbeschreiblichen Seelenqualen auf die grausamste Weise hingerichtet. Diese Tatsache ist so ungeheuerlich, daß alle anderen Verirrungen des Menschengeschlechtes dagegen zurücktreten." —

Noch weitaus schärfer geht der bereits mehrfach erwähnte Ex-Jesuit von Hoensbroech mit dem Papsttum ins Gericht. Im letzten Teil seiner



Tortur einer angeblichen Hexe vor einem Inquisitionsgericht.
Nach einem Gemälde von H. Steinheil.

Schrift „Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit“ wirft er einen Rückblick auf das vorher Geschilderte und sagt dann: „Ein furchtbarer Weg ist es, den wir gegangen sind: ein Weg des Grauens und Entsetzens. Rechts und links ist er eingesäumt von Tausenden von Scheiterhaufen und Tausenden von Blutgerüsten. Prasselnd schlagen die Flammen zum Himmel. Unser Fuß überschreitet rinnende Bäche von Menschenblut. Menschenleiber krümmen sich in der roten Glut. Abgehackte Köpfe rollen über den Weg. An uns vorübergeschleppt werden Jammergestalten; ihre Augen sind erloschen im langen Dunkel der Kerker; ihre Glieder sind verrenkt und zerfleischt von der Folter; ihre Seelen sind geknickt, entehrt und geschändet.

„Da wanken sie hin, diese Elenden. Einst waren es jugendfrische, anmutige Frauen und Jungfrauen, liebend und geliebt, unschuldige, kindfrohe Gemüter. Einst waren es kräftige, stattliche Männer, der Stolz und die Stütze ihrer Familie, zärtliche Gatten, liebende Väter. Und jetzt? Geistig und leiblich gebrochene Existenzen, beladen mit dem Fluch der Gottlosigkeit, mit dem angedichteten Unflat einer entarteten Phantasie. Die Stumpfheit des Entsetzens und der Verzweiflung im Blick, als Teufelsbuhlen, als vom Satan Geschändete, als unbußfertige Ketzer, als Verlorene in jeder Beziehung, als der Auswurf des Menschengeschlechtes, so schreiten sie der Schlachtbank entgegen. Der Tod, auch der furchtbarste, ist ihnen Erlösung! Ist's möglich? In diesem grauenvollen Zuge, der nach Zehntausenden zählt, sehen wir auch zarte Kinder, die Lieblinge ihrer Mütter, die Hoffnung ihrer Väter. Und neben ihnen altersschwache Greise; dem Sterbebette, das ihre welken Glieder schon aufgenommen hatte, wurden sie entrissen, um in letzter Stunde noch dem Feuer, dem Schwerte überliefert zu werden.

„An unser Ohr dringen furchtbare Laute: Wehklagen, Jammern, Angst- und Verzweiflungsschreie, Flüche, Hilferufe, Todesröcheln. Die Luft ist erfüllt von qualmendem Rauch, von scheußlichem Gestank verbrannten Menschenfleisches, von widerlichem Blutdunst. Welch ein Weg! Und dieser Weg nimmt kein Ende. In endlosen Windungen zieht er sich hin durch alle Länder des Abendlandes. Er führt durch Italien, durch Spanien, durch Frankreich, durch Deutschland; vorüber an den Mittelpunkten der Kultur und der Bildung, an Brennpunkten christlichen Lebens und christlicher Frömmigkeit!“ —

Im letzten Teil seines Buches macht Hoensbroech das Papsttum sowohl für die Taten der Inquisition wie für die Greuel des Hexenwahns verantwortlich, indem er schreibt:

„Päpste haben in feierlichen Kundgebungen dem Glauben an den scheußlichsten und obszönsten Teufelsspuk und Hexenwahn Vorschub geleistet, haben in diesen Kundgebungen die Wahngebilde einer ganz und gar entarteten Phantasie so sehr für Tatsachen erklärt, daß sie zur Vertilgung der Teufels-

anbeter, der Teufelsbuhlen, Hexen und Schwarzkünstler Feuer und Schwert aufgerufen haben. Der Glaube an die in Bocks-, Kater- und Krötengestalt erscheinenden Teufel, an die unflätigen daemones incubi und succubi ist durch die Päpste in das Christentum eingeführt und durch sie in ihm erhalten worden. Die furchtbare Literatur über den Hexenwahn ist so gut wie ausschließlich das Werk katholischer Geistlicher und Ordensleute; die betreffenden Schriften sind erschienen unter ausdrücklicher oder stillschweigender Billigung der päpstlichen Zensur! —

„Zur ewigen Schande der ‚Statthalter Christi' stehen zwei Tatsachen unerschütterlich fest: unermüdlich waren die Päpste, die weltlichen Gewalten aufzufordern, Ketzer mit Feuer und Schwert zu vertilgen; geradezu zahllos sind die betreffenden Kundgebungen der tiaragekrönten ‚Nachfolger Petri'. Das ist die eine Tatsache. Und die andere? Auch nicht ein einziges Mal in den langen Jahrhunderten, während welcher das Christenblut, von Christen vergossen, stromweise floß, hat ein ‚Statthalter Christi' seine Stimme erhoben, dem Greuel dieses Blutvergießens Einhalt zu tun.

„Wie beredt waren die ‚Statthalter Christi' anderen Fragen gegenüber! Wenn man die dicken Bände durchblättert, welche die Sammlung päpstlicher Erlasse enthalten, so erfaßt einen Staunen über die Tätigkeit Roms. Nach England, Schweden, Norwegen, Rußland, Polen, Dänemark, Ungarn gehen die päpstlichen Sendschreiben; nichts entgeht den wachsamen Blicken der obersten Hirten; überall greifen sie belehrend, mahnend, strafend ein; kein Punkt ist zu geringfügig, besonders wenn es sich um die Anerkennung ihres eigenen Ansehens handelt. Aber dem Wehklagen grausam verfolgter, schmählich hingemordeter Menschenmassen gegenüber ist ihr Ohr taub und ihr Mund bleibt stumm. Wäre er nur stumm gewesen! Aber, um es nochmals zu wiederholen, die Stimme des Papstes, des ‚unfehlbaren Lehrers der Wahrheit und der christlichen Gesittung', war die lauteste und gewichtigste unter allen, die den Christenmord verteidigt und befürwortet haben!" —



DIE ZEIT DER BAUERNERHEBUNGEN UND DER REFORMATION

Vertieft man sich in das Studium der hauptsächlich auf das Papsttum zurückzuführenden unglückseligen politischen und wirtschaftlichen Zustände Europas während des 13., 14. und 15. Jahrhunderts, so kann man sich gegen die Wahrnehmung nicht verschließen, daß die damalige christliche Welt auf dem besten Wege war, auf ein ebenso niedriges Niveau herabzusinken, auf dem Tibet, das asiatische Priesterreich der Lama, sich noch heute befindet. Wie dort die Lage der von seinen Priestern ausgebeuteten und in grauenhaftester Unwissenheit gehaltenen ländlichen Bevölkerung eine geradezu klägliche ist, so damals in den Ländern der Christenheit. Was war beispielsweise aus jenem von Tacitus in so begeisterten Worten geschilderten Edelvolk der Germanen im Lauf der Zeit unter der Herrschaft des Krummstabs geworden! Die Mehrheit seiner einst die Freiheit über alles liebenden und auf eigenen Höfen sitzenden stolzen Männer war zu Leibeigenen herabgesunken, die sich den Geboten der sie beherrschenden großen Grundherren, der Markgrafen, Grafen, Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte fügen mußten. Sie, die sich in alten Zeiten ihre Heerführer selber erkoren hatten, wurden nun von Königen regiert, die sich nicht nur durch die Päpste oder deren Stellvertreter krönen ließen, sondern ihnen auch die Füße küßten, gelegentlich die Steigbügel hielten und ähnliche Stallknechtdienste verrichteten.

Diese Könige mußten auch die an allen Ecken und Enden sitzenden Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte beständig durch Privilegien aller Art und reiche Stiftungen bei guter Laune zu erhalten suchen, da die hochwürdigen Herren ihnen sonst allerlei Ungelegenheiten bereiten, ja, durch Bann und Interdikt ihre Untertanen vom Treueid entbinden konnten. So waren aus den von den Königen der Kirche gestifteten großen Reichsgütern, die anfänglich von den Bischöfen und Erzbischöfen als königliche Lehen verwaltet worden waren, im Lauf der Jahrhunderte geistliche Fürstentümer, förmliche Kirchenstaaten geworden, deren Inhaber sich von ihren früheren weltlichen Oberhäuptern unabhängig gemacht hatten, als souveräne Landesherren auftraten und von ihren wohlbefestigten Wasser- oder Höhenburgen aus mit ihren starken Söldnerheeren die demutsvoll ergebenen Untertanen in Schach hielten. Drei dieser Erzbischöfe, jene von Mainz, Trier und Köln, gehörten seit

dem 13. Jahrhundert als Kurfürsten auch jenem aus sieben Personen bestehenden Kollegium an, das mit Berücksichtigung des Willens sämtlicher deutschen Fürsten die Wahl des Kaisers vornahm. Neben diesen Erzbischöfen bestand dieses Kollegium aus dem Pfalzgrafen bei Rhein, dem Herzog von Sachsen, dem Markgrafen von Brandenburg und dem Herzog von Bayern. Daß die Erzbischöfe bei solchen Königswahlen stets die geheimen Wünsche der Päpste auszuführen hatten, ist selbstverständlich. Auf diese Weise gelangte auch, Deutschland zum Unheil, das den Päpsten stets willfährige Geschlecht der Habsburger zur Herrschaft über das Deutsche Reich.

Wo es sich um die Mehrung ihrer Macht und ihres Gebietes handelte, vertauschten diese Erzbischöfe nur gar zu oft ihre Meßgewänder mit funkelnden Harnischen und zogen an der Spitze ihrer Landsknechte den ihren Forderungen sich Widersetzenden entgegen. Insbesondere die Gaue des Rheins, die sogenannte „Pfaffengasse", hallte beständig wider von dem Kriegsgeschrei der streitbaren Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln. Vornehmlich die Kölner Kirchenfürsten erwiesen sich als Kampfhähne ohnegleichen, beständig darauf aus, ihren Territorialbesitz wie ihre politische Machtstellung zu erweitern. Ihre darauf abzielenden Kämpfe zogen sich durch mehrere Jahrhunderte hin und richteten sich sowohl gegen die benachbarten Grafen von Berg, Mark, Jülich und Cleve, wie auch gegen die Bischöfe von Münster und Paderborn. Nicht zuletzt auch gegen die Bewohner der eigenen Residenzstadt, die bereits unter dem Krummstab des Erzbischofs Engelbert II. (1261—1275) sehr bald erkannten, daß derselbe darauf ausging, sie ihrer Freiheit zu berauben und sie auszusaugen. Die Kölner Bürger wurden der Bedrückungen schließlich so müde, daß sie vereint zu den Waffen griffen und alle Türme und Tore der Stadt in blutigen Kämpfen erstürmten. Trotz wiederholter Sühneverträge gab es keinen Frieden, bis Kaiser Rudolf von Habsburg sich genötigt sah, die Bürger Kölns im Jahre 1272 gegen weitere Gewalttätigkeiten ihrer „Seelsorger" in seinen besonderen Schutz zu nehmen. —

Der Nachfolger Engelberts, Siegfried von Westerburg, legte während seiner von 1275—1297 dauernden Regierung nur selten Helm und Panzer ab, mußte aber auch, nachdem er die Grafschaften Berg und Mark mit Feuer und Schwert verwüstet hatte, erleben, daß er von den ergrimmten Bewohnern jener Länder im Verein mit den Bürgern von Köln zu einer Entscheidungsschlacht gezwungen wurde. Dieselbe ereignete sich am 5. Juni 1288 bei Worringen. Nachdem der Erzbischof am frühen Morgen die Messe gelesen, seiner 50 000 Mann starken Streitmacht den Segen erteilt und seine Gegner, darunter die Stadt Köln, verflucht und mit dem Interdikt belegt hatte, vertauschte er sein Ornat und die Monstranz mit Panzer und Speer und stürmte an der Spitze seiner Reisigen den Feinden entgegen, sicher, daß

Gott ihm den Sieg verleihen werde. Der Tag verlief aber ganz anders, als der Erzbischof erhofft hatte. Die ergrimmten Bauern des Bergischen Landes und die nicht weniger erbitterten Bürger Kölns schlugen nach achtstündigem heißen Ringen das erzbischöfliche Heer in die Flucht und machten den geistlichen Kampfhahn zum Gefangenen. Er wurde vom Grafen Berg auf dessen Burg gebracht, wo ihm nicht erlaubt wurde, die Rüstung abzulegen, damit niemand sagen könne, „man halte einen Prälaten gefangen". Erst nachdem der Gottesmann sich zum Ersatz aller angerichteten Schäden und zu ansehnlichen Bußzahlungen eidlich verpflichtet hatte, wurde er freigegeben. Schon bald darauf wurde er durch den Papst von allen diesen Eiden und Versprechungen, die er während seiner Haft abgelegt hatte, entbunden! *)

Wie im Erzbistum Köln, so ging es auch in den Erzbistümern Trier, Mainz, Bremen, Magdeburg und Salzburg, sowie in den Bistümern Utrecht, Lüttich, Münster, Paderborn, Metz, Verdun, Toul, Straßburg, Speier, Basel, Brixen, Augsburg, Würzburg, Bamberg, Passau, Fulda, Hildesheim, Verden, Osnabrück, Halberstadt, Merseburg, Eichstätt und Naumburg zu; waren doch deren Inhaber, gleich den geistlichen Herren des Kirchenstaates, den Päpsten, stets von dem Gedanken besessen, auch ihre weltliche Macht zu mehren und sich die ganze Menschheit zu unterwerfen. Sicherlich hatte ein Chronist der Stadt Piacenza recht, wenn er klagte: „Es wäre vor Gott und der Welt besser, wenn die Päpste und Priester das dominium temporale gänzlich niederlegten; denn seit der (angeblichen) Schenkung des Kaisers Konstantin sind die Folgen des weltlichen Besitzes zahllose Kriege und der Niedergang von Städten und Völkern gewesen. Diese Kriege haben mehr Menschen verschlungen, als gegenwärtig in ganz Italien leben, und sie werden niemals aufhören, solange die Priester weltliche Rechte behalten!"

Am Ende des Mittelalters war in Deutschland der freie Bauernstand fast ganz verschwunden. Die übergroße Mehrheit der Deutschen bestand aus besitzlosen Leibeigenen, die infolge der ihnen unablässig vorgehaltenen Schreckbilder eines Fegfeuers, einer von unzähligen Teufeln bevölkerten Hölle und eines Jüngsten Gerichts um ihren klaren Verstand gebracht worden waren und sich einreden ließen, daß es nötig sei, ihr Seelenheil durch beständige Zehntenabgaben, Ablaß- und Messegelder zu sichern. Diese Abgaben wurden aber nicht freudig geleistet, sondern mit haßerfülltem Herzen. Wer die Chroniken, Streitschriften und Spottgedichte des 15. und 16. Jahrhunderts zur Hand nimmt, stößt gar zu oft auf bittere Beschwerden wegen endloser Bedrückungen, deren sich nicht nur die Fürsten und Edelleute, sondern insbesondere auch die Priester gegen das Volk, gegen die Bauern schuldig mach-

*) Schönneshöfer, B., „Geschichte des Bergischen Landes" (Elberfeld 1895), S. 112 u. f.

ten. Da ist z. B. neben dem in einem früheren Kapitel wiedergegebenen Abschnitt aus Sebastian Francks „Weltbuch“ auch der 33. Absatz aus Thomas Murners „Narrenbeschwörung“. Er verdient um so mehr Beachtung, als Murner ursprünglich dem Franziskanerorden angehörte und auf seinen unsteten Wanderfahrten sattsam Gelegenheit gehabt hatte, sich mit den Zuständen aller Volksschichten vertraut zu machen. Er schrieb mehrere größere satirische Gedichte, von denen die „Narrenbeschwörung“ darlegt, wie er vom Kaiser Maximilian, der ihn im Jahre 1505 zum Dichter krönte, bevollmächtigt worden sei, eine Anzahl von Narrenteufeln, die sich des deutschen Volkes bemächtigt hätten, durch Exorzismus auszutreiben. Wo er nun solche Teufel findet, sei es unter den weltlichen Ständen oder den Geistlichen, zieht er schonungslos gegen dieselben los. Den Verfall des christlichen Lebens und den Ablaßkram rügt er wie folgt:

„Wir kaufen unser Glück und Heil!
Sagt mir, was ist jetzt nit feil?
tugend, ehr und ehrbarkeit
verkäuft uns als die Geistlichkeit!
Reu und leid umb unsre Sünd
Dieselbig auch man käuflich find;
Gnad und ehr, auch ihre gunst,
die sie empfangen hant umbsunst
von Christo Jesu in seim Leben
das sie's umbsunst söln wiedergeben!“ —

Von den Bettelmönchen sagt Murner:

„Sie trachten wie die Elster tut
stets nach des armen Bauern Gut.
Er muß, kurzum in ihren sack
nur geben, obwohl er's nit vermag!
Hat ihm gelegt ein Ei sein Huhn
so weiß bescheid der Bauer nun:
daß er den Mönchen soll das Dotter geben;
vom Eiweiß kann die Frau ja leben —
die Schale eß er selbst daneben. —
Die Orden muß er auch bedenken;
das taufgeld will man ihm nit schenken,
Opferpfennige und Beichtgeldgeben,
die Pfaffen füttern noch daneben.
Man schreibt ihm seinen Namen ein —
das kostet gleich ein Fuder Wein!
Auch liest man ihm noch täglich Messen
Wenn sie's durch Zufall nit vergessen. —

Danach muß er 'ne Stiftung machen,
Viel Opfer gehören zu diesen Sachen.
Zum Ende kommt der Mönch mit seinem Sack,
Der arme Bauer geb' was er vermag:
Weizen, Korn und Käs' und Zwiebel;
Gibt er nicht, der Mönch blickt übel!" —

Schon lange bevor Murner seine „Narrenbeschwörung" schrieb, hatte es auch bei den unter ähnlichen Verhältnissen seufzenden Bauern anderer Länder begonnen zu gären. Sowohl in Frankreich wie in England verband sich mit ihrer Mißstimmung über die armselige wirtschaftliche Lage grimmiger Haß gegen die geistlichen Tyrannen, welche die Landbevölkerung allüberall in einen lebenslänglichen Frondienst gezwungen hatten. Die ersten Unruhen entbrannten in England. Wie in den deutschen Landen, so hatte auch hier der Klerus es verstanden, sich in den Besitz von einem Drittel alles Grundeigentums zu setzen. Zudem hatten die Päpste sämtliche einträglichen Kirchenämter mit Italienern bekleidet, mit Günstlingen, die auf diese Weise für geleistete Dienste entlohnt wurden*). Wie allerorten, so gaben diese Römlinge durch ihr unmoralisches, verschwenderisches Leben, durch die dem Volk gegenüber angewendeten Erpressungen auch hier beständig Anlaß zu Beschwerden. Dadurch lieferten sie manchen wahren Volksfreunden wie Geoffrey Chaucer und William Langland reichlichen Stoff zu beißenden Satiren und Spottgedichten, in denen feiste, fettglänzende Bischöfe, der Jagd auf Wild und Weiber nachgehende Prälaten, heuchlerische Äbtissinnen und ablaßvertreibende Bettelmönche die Hauptrollen spielten. Durch solche Schriften wurde das Parlament zu manchen gegen den Klerus gerichteten Maßnahmen aufgestachelt. Das im Jahre 1351 angenommene „Statute of Provisors" nahm den Päpsten das Recht, fernerhin englische Bistümer und Kirchenämter mit Ausländern zu besetzen. Zwei Jahre später bestimmte das „Statute of Prämunire", daß fortan die Annahme und Durchführung päpstlicher Bullen nicht mehr erlaubt sein sollten. Und als Papst Urban V. im Jahre 1366 die Auszahlung des vom König John im Jahre 1213 zugestandenen, seit längerer Zeit aber rückständigen jährlichen Lehnzinses einfor-

*) Mit der Besetzung solcher Kirchenämter durch Italiener suchten die Päpste auch noch eine weitere Absicht zu verwirklichen. Sie planten, im Lauf der Zeit sämtliche christlichen Länder zu romanisieren und die heimischen Volkssprachen durch die lateinische Sprache zu verdrängen. Daß sie mit der Verwirklichung dieses Gedankens auf dem besten Wege waren, beweist die Tatsache, daß Latein nicht nur in allen Kirchen, Universitäten und Schulen die bevorzugte Sprache geworden war, sondern daß auch seit Jahrhunderten sämtliche Urkunden, sowie viele Chroniken und andere Werke von Wichtigkeit in dieser Sprache abgefaßt wurden.

derte, wurde die Zahlung verweigert, da König John kein Recht gehabt habe, ohne Zustimmung der Stände sich und sein Reich einem fremden Fürsten, sei es auch der Papst, zu unterwerfen. Ebenso wurde die weitere Zahlung der „Annaten“, der dreijährigen Einkünfte eines Bistums an den Papst bei Antritt eines neuen Bischofs verboten. Durch alle diese Entscheidungen gewann die Regierung des damaligen Königs Edward III. einen nationalen, ja, reformatorischen Charakter.



John Wyclif.
Nach einem Gemälde von Knole.

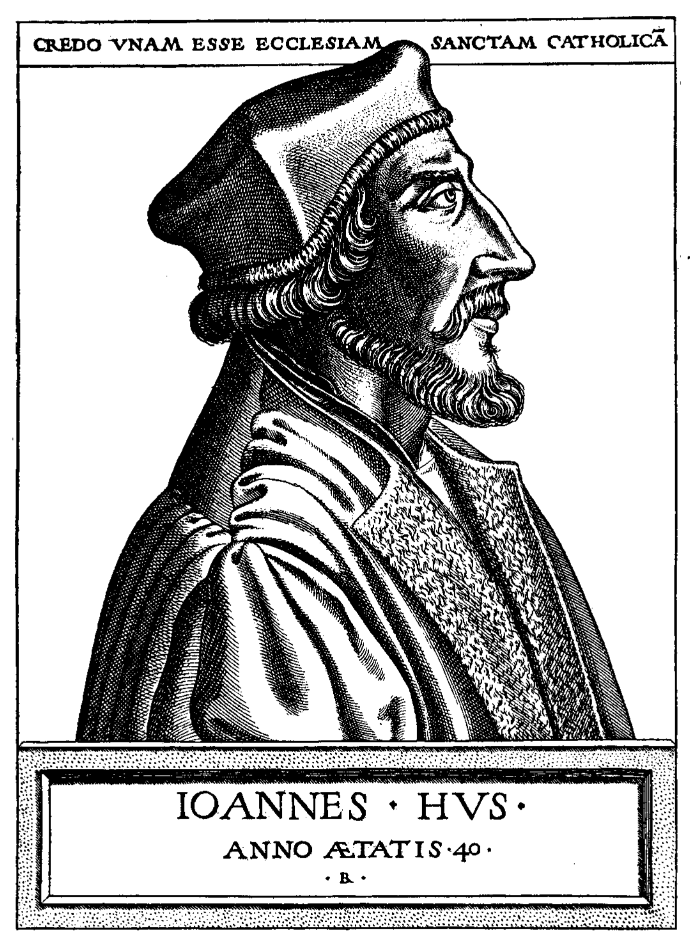
Eine solche Zeit war ganz dazu angetan, auch einen wirklichen Reformator hervorzubringen. Er erschien in der Person des im Jahre 1330 geborenen John Wyclif, der seit 1360 mit der Universität Oxford verbunden war und seit 1372 als Professor an derselben lehrte. Als im Jahre 1374 Unterhandlungen zwischen dem König Edward III. und dem Papst über die Besetzung der kirchlichen Ämter in England schwebten, wurde Wyclif vom König nach Brügge gesandt, um dort mit den päpstlichen Legaten zu verhandeln. Die in engerem Verkehr mit denselben gewonnenen Eindrücke bestärkten Wyclif in der Anschauung, der Papst müsse der leibhaftige Anti-

christ sein. Von da ab eröffnete er eine förmliche Fehde wider diesen wie auch gegen die Bettelmönche, die er wegen ihrer Trägheit, Heuchelei und offenkundigen Lasterhaftigkeit verabscheute. Die abstoßenden Zustände während der damaligen Zeit des „Schisma", wo die in Rom und in Avignon sitzenden Päpste einander mit höchst unchristlichen Beschimpfungen und Bannflüchen bekriegten, bestärkten Wyclif in dem Glauben, daß auch die Laien ein Anrecht auf die ihnen bisher durch die Päpste vorenthaltene Bibel hätten. Er begann dieselbe ins Englische zu übersetzen. Während dieser Arbeit drängte sich ihm die Überzeugung auf, daß alle christliche Lehre an der Heiligen Schrift geprüft und alles christliche Leben zu der Einfachheit der apostolischen Kirche zurückgebracht werden müßten. Priester als Vermittler zwischen Gott und den Menschen seien unnötig, die päpstliche Hierarchie mit ihrem Stolz, mit ihrer Gier nach Macht, Herrschaft und Geld bilde vielmehr ein die christliche Kirche überwucherndes schädliches Gewächs. Auch verwarf er die im Jahre 1215 in Rom zum Dogma erhobene Lehre der Transsubstantiation, derzufolge während des Abendmahls das vom Priester geweihte Brot und der Wein sich in den wirklichen Leib und das Blut Christi verwandle. Seine gesamten Anschauungen faßte Wyclif in der berühmten Schrift „Trialogus" (Dreigespräch) zusammen, darum so genannt, weil in ihr die Wahrheit, die Lüge und die Einsicht abwechselnd das Wort führen.

Wie alle Reformer, so wurde auch Wyclif von den Anhängern der Kirche hart verdammt. Da der eben zur Regierung gekommene Richard II. nicht den Mut fand, ihm den Rücken zu decken, so wurde er genötigt, seinen Professorenposten an der Universität aufzugeben und sich auf seine bescheidene Pfarrei zurückzuziehen. Hier wurde er kurz vor seinem im Jahre 1384 durch einen Schlaganfall herbeigeführten Tod durch eine päpstliche Aufforderung überrascht, in Rom zu erscheinen und sich wegen ketzerischen Lehren zu verantworten. Der Haß und die Verfolgungswut der Gegner erstreckten sich aber noch über seinen Tod hinaus; denn einem Beschluß zufolge, der im Jahre 1418 auf dem Konzil zu Kostnitz zur Annahme kam, wurde die Leiche Wyclifs ausgegraben und verbrannt. —

Schon während der letzten Lebensjahre Wyclifs war es unter der leibeigenen Bevölkerung Englands infolge ihrer Bedrückung durch den Adel und die Geistlichkeit zu blutigen Aufständen gekommen, besonders, als den bereits bestehenden Abgaben im Jahre 1379 eine äußerst drückende Kopfsteuer hinzugefügt werden sollte. Ein Bäcker, ein Ziegeldecker und der vagabundierende Volksprediger John Ball waren die treibenden Elemente des Aufruhrs, der sich über den ganzen Osten Englands verbreitete. Nicht nur wurden zahlreiche Güter des Adels und der Geistlichkeit von Grund aus verwüstet, sondern auch der gefangene Erzbischof von Canterbury nebst mehreren Beichtvätern und Beamten geköpft. Die Folge war, daß der Aufruhr seitens der

Regierung mit Aufgebot aller Gewalt niedergeschlagen wurde und daß der König an die 1500 Menschen hinrichten ließ. Eine Erleichterung wurde der leibeigenen Bevölkerung nicht zuteil. Zu den hart Verfolgten gehörten auf Antreiben der Geistlichkeit fortan auch die Anhänger Wyclifs, dessen Bibel-



Johannes Hus.
Nach einem Kupferstich von René Boivin.

übersetzung in die Volkssprache sowohl von dem im Jahre 1413 zur Regierung gekommenen orthodoxen König Heinrich V. wie auch vom Parlament und der Universität Oxford als ein törichtes Unterfangen bezeichnet wurde, zu dem Wyclif keinerlei Befugnis gehabt habe. —

Das in England erstickte Feuer loderte aber an einer anderen Stelle Europas aufs neue empor, und zwar in Böhmen. Hier hatten Wyclifs Schriften

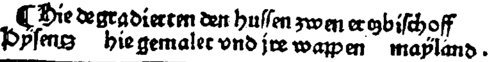
in dem Herzen des im Jahre 1373 geborenen Rektors der Universität zu Prag, Johann Hus, eine hochgemute Begeisterung zu ähnlichem Reinigungseifer erweckt. Ein glänzender, überzeugender Redner, hatte er seinem tschechischen Volke nicht nur in der Landessprache gepredigt, sondern dabei auch die Mißbräuche des Papsttums und die Sittenlosigkeit des Klerus scharf verurteilt. Desgleichen wendete er sich gegen die Ohrenbeichte und den Ablaß, weil diese beiden Einrichtungen sowohl mit der Heiligen Schrift wie mit dem wahren Geist des Christentums in Widerspruch stünden. Insbesondere bestritt er die Auslegung, daß den Päpsten als den Nachfolgern Petri der Schlüssel zum Himmel und die Macht verliehen sei, Sünden zu vergeben. Diese könnten nur durch Gott allein vergeben werden, und zwar dürften alle diejenigen darauf rechnen, die aufrichtig ihre Sünden bereuten und Buße täten.

Als der Papst Johann XXII. im Jahre 1412 einen Ablaß für Geld zu einem gegen Neapel geplanten Kreuzzug ausbieten ließ, begnügte Hus sich nicht nur damit, die Veranstaltung eines Kreuzzugs von Christen gegen Christen zu rügen, sondern er ließ auch die päpstliche Ablaßbulle am Pranger öffentlich verbrennen. Für diese Freveltaten wurde er mit dem Bann belegt und vor das im Jahre 1414 in Konstanz abgehaltene Konzil gefordert, vor dem er sich wegen seiner Irrlehren zu verantworten habe. Im Vertrauen auf das ihm vom Kaiser zugesicherte freie Geleit stellte Hus sich dem Konzil, wurde aber von diesem der Ketzerei beschuldigt und am 6. Juli 1415 auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Seine Asche wurde in den Rhein geworfen.

Erbittert über die Hinrichtung ihres hochverehrten Predigers, verjagten seine Anhänger nunmehr sämtliche katholischen Priester aus Böhmen, besetzten deren Stellen mit hussitischen Predigern und erklärten Hus für einen heiligen Märtyrer, dessen Fest an jedem 6. Juli gefeiert werden müsse. Als der darob erbitterte Papst Martin V. von dem böhmischen König Wenzel verlangte, die in seinem Lande schwer beleidigte Kirche zu schützen, andernfalls man zu einem Kreuzzug gegen Böhmen aufrufen werde, entbrannten jene von 1419—1434 währenden, überaus grausamen Hussitenkriege, während welcher die von wilder Rachgier und fanatischem Glaubenseifer erfüllten Hussiten unter Führung von Johann Zizka die Grenzen Böhmens überschritten und große Teile von Österreich, Bayern, Franken, Schlesien, Sachsen und Brandenburg verwüsteten. Auf Forderung des Papstes wurden gegen die Hussiten nicht weniger denn fünf Kreuzzüge veranstaltet. Dieselben hatten zwar ungeheure Verluste an Menschenleben zur Folge, verliefen aber ebenso erfolglos, wie die in früheren Jahrhunderten geführten Kreuzzüge gegen die Mohammedaner. Erst einem im Jahre 1433 in Basel abgehaltenen Konzil gelang es, den Frieden wiederherzustellen, aber gleichzeitig mußten den Hussiten nicht nur der Gebrauch ihrer tschechischen Volkssprache in der

Predigt, sondern auch die Unterstellung ihrer Geistlichkeit unter das weltliche Gericht sowie manche andere Forderungen zugestanden werden. —

Alle diese in England wie in Böhmen entbrannten Bewegungen zur Befreiung vom priesterlichen Joch fanden in vielen Gauen Deutschlands und der anstoßenden Länder einen Widerhall. Es kam zu überaus blutigen Bauern-





Hus auf dem Wege zum Scheiterhaufen.
Aus dem 1482 in Augsburg erschienenen
„Conciliumbuch, geschehen zu Constanz".

aufständen, die sich über einen Zeitraum von nahezu 100 Jahren erstreckten. Ihre außerordentliche Verbreitung ist aus einer Zusammenstellung ersichtlich, die von Professor Heinrich Wolf in seiner „Angewandten Kirchengeschichte" *) zusammengestellt wurde und hier wiedergegeben werden mag:

*) Wolf, H., „Angewandte Kirchengeschichte. Eine Erziehung zum nationalen Denken und Wollen" (Leipzig 1922), S. 189. — Über die bäuerlichen

Um Worms 1431—1432; dann Jahrzehnte hindurch in Schwaben; im Salzburgischen 1462; bei Würzburg 1476; in Kärnten 1478; in Friesland und Holland 1491—1492; in der Abtei Kempten 1491—1492; im Elsaß 1493; in der Pfalz und im Breisgau 1502; im Berner, Luzerner und Soloturner Gebiet 1513; in Württemberg 1514; in Baden 1514; zwischen Vogesen und Schwarzwald 1517. Daneben gab es immerfort Erhebungen der kleinen Leute in den Städten.

Unter den von den Bauern erhobenen Forderungen war die erste, daß sie frei sein und nicht länger als Sklaven und Bondsmänner betrachtet werden wollten. Dabei sollte jeder sein Brot mit eignen Händen gewinnen, keiner mehr als der andere haben und jeder sich als des anderen Bruder betrachten. Den Gemeinden solle man das Recht zugestehen, ihre Prediger frei wählen zu dürfen. Diesen Predigern solle es gestattet sein, das Evangelium ohne menschliche Zusätze zu verkündigen. Jeder Geistliche solle auf seine Pfründe beschränkt bleiben und sich mit dem Zehnten von Korn und Getreide zufrieden geben. Die Zahl der Klöster und Stifte sei zu verringern; ihre überflüssigen Güter wären einzuziehen und zum Besten der Bauernbünde zu verwenden. Alle unbilligen Zölle, Steuern und Zehntenabgaben sollten aufgehoben werden; Wälder, Weiden, Wasser, Holz als Brennmaterial, Wild-, Fisch- und Vogelfang müßten für jedermann frei sein. Alle Wälder, die nicht rechtskräftig erworben wurden, seien an die Gemeinden zurückzugeben. Ferner müßten die ewigen Kriege aufhören, dagegen sei in der ganzen Christenheit ein beständiger Friede anzubahnen. Wer sich dagegen widersetze, sei entweder zu töten oder, mit Handgeld versehen, gegen die Türken und Heiden zu schicken.

Ein im Mai 1525 in Heilbronn angenommener „Reichs-Reformationsentwurf" sah unter seinen 14 Artikeln außerdem vor, daß fernerhin kein Geweihter, ob hohen oder niederen Standes, mehr im Reichstag sitzen noch ein weltliches Amt bekleiden, noch den Fürsten als Ratgeber dienen dürfe. Auch verlangte er die Einziehung aller geistlichen Güter. Aus ihrem Ertrag sollten Herren und Städte für die Aufgabe ihrer Rechte über die Bauern entschädigt sowie die Ausgaben des Reiches bestritten werden. —

Eine Erfindung von außerordentlicher Bedeutung trug dazu bei, die Kenntnis von den durch die Bauern angestrebten sozialen Verbesserungen weithin zu verbreiten: die von Johann Gutenberg um die Mitte des 15. Jahrhunderts zuerst angewendete Kunst, mit holzgeschnittenen beweglichen Buchstaben ganze Bücher herzustellen. Dadurch wurde es möglich, in kürzester Zeit Flugblätter und Streitschriften in Hunderten, ja, Tausenden von Ab-

---

Zustände in Deutschland vor und nach der Reformationszeit sei auf folgende Werke verwiesen: Bartels, Adolf, „Der Bauer in der deutschen Vergangenheit" (Leipzig); Claß, H. (Einhart), „Deutsche Geschichte" (Leipzig 1921).

drücken in alle Welt hinauszusenden, was vorher undenkbar war, da alle derartigen Kundgebungen mit der Hand geschrieben werden mußten. Durch diese neue „Schwarzkunst" konnten fernerhin Kalender, Gebetbücher, ganze Bibeln hergestellt werden, was tiefgreifende Veränderungen im Volksleben wie im Leben der Universitäten zur Folge hatte.

Da es noch keine Gesetze zum Schutz für Erfindungen gab, so wurde das von Gutenberg angewendete Verfahren innerhalb weniger Jahrzehnte über fast sämtliche Länder Europas verbreitet. Aus den Offizinen deutscher Drukker, die sich in Sevilla, Toledo, Saragossa, Barcelona und anderen Städten Spaniens, in Venedig, in Amsterdam und Antwerpen niedergelassen hatten, gingen viele jener Flugblätter hervor, die über die erstaunlichen Entdeckungen berichteten, die von Kolumbus, Vespucius und anderen in der Neuen Welt gemacht worden waren. Damit begann die Zeit der Aufklärung, wo der bisher im Bann der Furcht, des blindesten Aberglaubens gehaltenen Menschheit die Augen aufgingen, wo sie erkennen lernte, in welch gewissenloser, selbstsüchtiger Weise sie von jenen Priestern ausgebeutet wurden, die vorgaben, Vertreter Gottes zu sein.

In diesem Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen wurde in Deutschland am 10. November 1483 jener Mann geboren, der als der größte aller auf geistlichem Gebiet erstandenen Reformatoren betrachtet werden muß: der Augustinermönch Martin Luther.

Wenn Wolf in seiner „Angewandten Kirchengeschichte" sagt, Luther sei kein bewußter Revolutionär gewesen und nicht, wie Wyclif und Hus aus national-politischen und sozialen Kämpfen heraus, sondern innerhalb seiner stillen Klosterzelle zu Erfurt durch heißes Ringen um die Wahrheit in einen Gegensatz zu Rom gekommen, so hat er damit zweifellos recht. Jedenfalls waren ihm auch die Schriften seiner beiden Vorgänger Wyclif und Hus bekannt geworden und hatten ihn zum weiteren Forschen angespornt. Anno 1510 in Sachen seines Klosters nach Rom gesendet, mag er dort tieferen Einblick in die grauenhafte sittliche und religiöse Fäulnis getan haben, die an diesem Mittelpunkt der Christenheit herrschte. Zu einer förmlichen Lossage kam es, als Papst Leo X. einen Ablaß ausschrieb, um mit dem dadurch erzielten Geld an Stelle der unscheinbaren Peterskirche zu Rom einen Wunderbau aufführen zu lassen, der an Größe, Pracht und Reichtum alle anderen Kirchen der Christenheit übertreffen und den Glanz und die Macht des Papsttums zum Ausdruck bringen solle. Der gegen Geldzahlungen zu erlangende Ablaß erließ nicht nur alle von den Priestern über die Gläubigen verhängten kirchlichen Strafen, sondern sollte auch von allen nach dem Tode im Fegfeuer bevorstehenden Strafen befreien.

Einer der mit dem Vertrieb in Deutschland beauftragten Generalkommissäre war der im Jahre 1514 zum Erzbischof von Mainz ernannte Albrecht

von Brandenburg. Die zum Erwerben seines „Palliums“ nötigen 30000 Gulden hatte derselbe von den reichen Fuggers in Augsburg geborgt. Um die Summe zurückzahlen zu können, bewarb der findige Erzbischof sich um den Vertrieb des Ablasses und stellte nach erfolgter päpstlicher Zustimmung den Dominikanermönch Johann Tetzel, einen in solchem Dienst sehr bewährten Wanderprediger, an. Durch die Schamlosigkeit und den staunenerregenden Wortschwall, womit dieser Mann sein Geschäft betrieb, wurde er zu einer der bekanntesten Gestalten seiner Zeit. Für jede Sünde hatte er eine Taxe ausgesetzt: Diebstahl, Ehebruch, Vater-, Mutter-, Geschwister- und Gattenmord hatten ihren bestimmten Preis. Man konnte ganze Familien, Lebende wie Tote, ganze Städte und Landschaften von allen Sünden und aus dem Fegfeuer loskaufen.

Die Folgen dieses heillosen Treibens wurden Luther offenbar, während er als Mönch im Beichtstuhl saß; denn da wurde ihm entgegnet: „Buße haben wir nicht nötig, denn wir haben Ablaß gekauft!“ — Das veranlaßte Luther, am 31. Oktober 1517 an die Pforte der Schloßkirche zu Wittenberg seine 95 Thesen anzuschlagen, Streitsätze, die sich in scharfen Worten gegen den Ablaßhandel wie auch gegen die Auffassung richteten, daß den Priestern das Recht zustehe, Sünden zu vergeben. Insbesondere wandte er sich gegen die Verwendung der durch den Ablaßhandel erzielten Gelder zum Bau der St.-Peters-Kirche in Rom. Lieber solle dieser Dom zu Pulver verbrannt werden, als ihn auf solche unwürdige Weise zu errichten!

Der Inhalt dieser Streitsätze verbreitete sich wie im Fluge über ganz Deutschland, über die ganze damalige christliche Welt. Die unerhörte Tat des mutigen Mönchs fand an vielen nach Erlösung von dem verhaßten päpstlichen Joch schreienden Orten begeisterte Zustimmung, an anderen maßlose Anfeindungen. Scharfe Streitschriften erschienen, die sich für Luthers Auffassungen entschieden oder sich gegen dieselben wendeten. Der päpstliche Legat Cajetan beschied ihn im Jahre 1518 nach Augsburg und verlangte bündigen Widerruf. Nachdem er zuerst Luther dazu durch hochmütige Herablassung und Ermahnung zu gewinnen suchte, ging er, als er die Vergeblichkeit dieser Bemühungen erkannte, zu so wilden Drohungen über, daß Luther dadurch veranlaßt wurde, mitten in der Nacht aus Augsburg zu entfliehen. Keine Minute zu früh; denn der Legat befand sich im Besitz eines päpstlichen Befehls, Luther mit List oder Gewalt nach Rom zu schaffen, wo ihm zweifellos das gleiche Schicksal beschieden worden wäre, dem Hus, Savonarola und viele andere verfallen waren, die gewagt hatten, an der Machtstellung der Päpste und dem Bau der allein wahren Kirche zu rütteln. —

Von dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen beschirmt, brach Luther bereits im Juni des folgenden Jahres, nach seiner berühmten Disputation mit Dr. Eck in Leipzig, offen mit der römischen Kirche, indem er in

rascher Folge drei geharnischte Reformationsschriften erscheinen ließ, die nichts anderes als eine Kriegserklärung gegen Rom bedeuteten. In der ersten Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“ erklärt Luther, Rom habe sich mit drei Mauern umgeben, durch die es sich bisher derart schützte, daß niemand es reformieren konnte, wogegen die gesamte Christenheit grauenhaft verkommen sei. Zum ersten behaupte Rom, daß den weltlichen Obrigkeiten keinerlei Gewalt über die Kirche zustehe, daß dagegen die Kirche Gewalt über die weltlichen Mächte besitze. Zum anderen habe niemand außer dem Papst das Recht, die Heilige Schrift auszulegen. Zum dritten dürfe niemand außer dem Papst ein Konzilium einberufen. Demgegenüber betonte Luther, daß jeder wahre Christ geistlichen Standes sei, daß die Heilige Schrift über dem Papst stehe und von jedermann befragt werden dürfe, und daß den Ständen des Reichs das Recht zustehen solle, freie Konzile abzuhalten, in denen sie all jene zahlreichen Übelstände abschaffen könnten, die sich jetzt eingebürgert hätten. Zum ersten solle jeder Fürst seinen Untertanen, und jede Stadt ihren Bürgern verbieten, fortan jährliche Steuern, die sogenannten „Annaten“, nach Rom abzuliefern. Zweitens müsse den Päpsten verwehrt werden, fernerhin Deutschlands Kirchenämter mit im Ausland geborenen Fremden zu besetzen, die nichts im Reich zu suchen hätten und nur Ziffern und Ölgötzen seien. Drittens solle ein kaiserliches Gesetz verbieten, daß ein Bischof sich seinen Mantel (Pallium) und seine Bestätigung aus Rom holen müsse, daß dagegen ein Bischof durch seinen Erzbischof oder zwei seiner Amtsbrüder eingeführt werden dürfe. Weltliche Angelegenheiten des Reichs sollten nicht länger Rom zur Entscheidung unterbreitet werden, auch solle dem Papst fernerhin keine Oberhoheit über den Kaiser zustehen. Insbesondere sei „die teufelische Hoffahrt hinfurt nicht länger zuzulassen, daß der Kaiser des Papstes Füße küsse, oder zu seinen Füßen sitze, oder ihm den Stegreif halte, und den Zaum seines Maulpferdes, wenn er aufsitzt zu reiten; noch viel weniger dem Papst Hulde und treue Untertänigkeit schwöre, wie die Päpste unverschemt fürnehmen zu fordern, als hätten sie Recht dazu.“

Weiter drang Luther auf Beschränkung der Üppigkeit am päpstlichen Hof; auf Abschaffung des Götzendienstes der Heiligen; auf Verringerung der vielen kirchlichen Feiertage; auf Aufhebung des erzwungenen Zölibats und „sonderlich des Interdikts, welches ohn allen Zweifel der böse Geist erdacht hat!“ Mit dem ganzen Zorn eines deutschen Herzens zog er ferner den Papst zur Rechenschaft, weil er durch seinen Ablaß eine edle und treue Nation treulos und meineidig mache, weshalb man alle päpstlichen Gesandtschaften mit allem, was sie zu verkaufen haben, aus dem Lande jagen solle. „Laß unser Land frei sein von unerträglichem Schätzen und Schinden, geb uns wieder Freiheit, Gut, Gewalt, Ehre, Leib und Seele und laß ein Kaisertum sein, wie einem Kaisertum gebühret!“ —

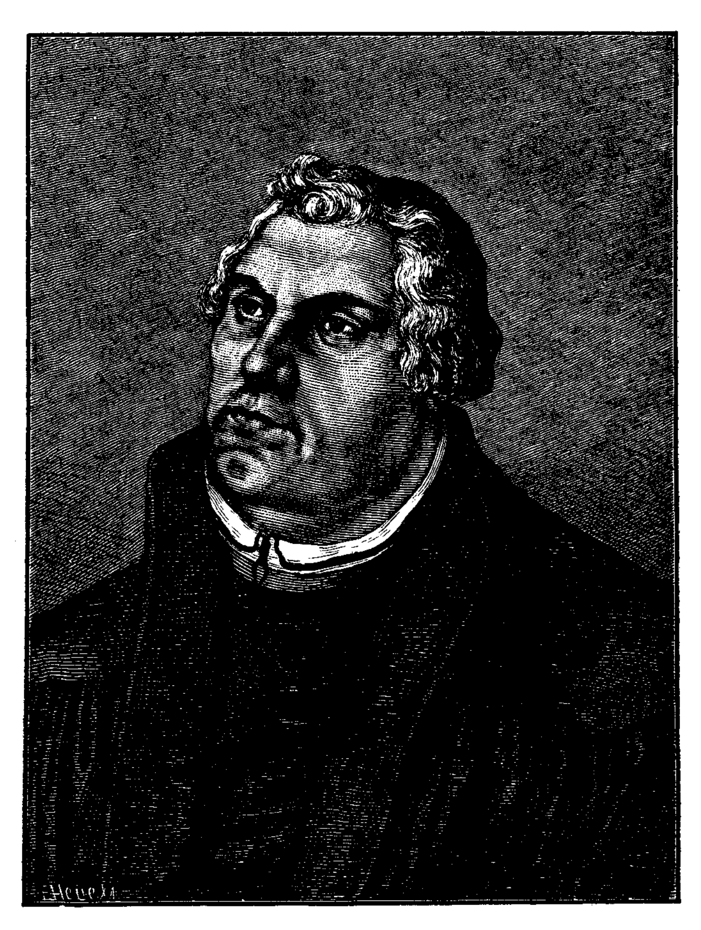
In seiner zweiten Schrift: „Von dem babylonischen Gefängnis der Kirche“ verurteilt Luther den Mißbrauch des Gottesdienstes und der Sakramente, wodurch der Papst die Gewissen der Christen knechte und gefangen halte. Bald nach der Veröffentlichung dieser Schrift ließ er seine dritte unter dem Titel: „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ erscheinen, in der er ausführte, daß ein wahrer Christ ein freier Herr aller Dinge und niemanden untertan, und doch wieder durch die Liebe ein bereitwilliger Knecht aller Dinge und jedermann dienstbar sei.

Natürlich ließ die päpstliche Antwort auf diese Kriegserklärungen nicht lange auf sich warten. Durch eine am 16. Juni 1520 erlassene Bulle ward der streitbare Wittenberger Mönch in den Bann getan und jede christliche Obrigkeit aufgefordert, seine Schriften zu verbrennen, ihn selber aber zu fangen und nach Rom zu liefern. Luther aber zog am 10. Dezember an der Spitze der ihm ergebenen Studenten der Hochschule zu Wittenberg vor das Elstertor der Stadt und warf angesichts einer großen Versammlung die Bannbulle samt dem kanonischen Rechtsbuch ins Feuer. Mit dieser Tat hatte Luther auch alle Brücken hinter sich verbrannt. Nur dem Eintreten des Kurfürsten Friedrich von Sachsen, des Begünstigers der Wittenberger Hochschule, hatte Luther seine persönliche Sicherheit zu danken und daß ihm Gelegenheit geboten werden solle, sich vor dem im Jahre 1521 in Worms abgehaltenen Reichstag zu verantworten.

Diese denkwürdige Versammlung wurde unter dem Vorsitz des nach langem elenden Intrigenspiel im Jahre 1519 zum Kaiser erkorenen Karl V. abgehalten. Als Sohn des Habsburgers Philipp und der Spanierin Johanna von Aragonien war dieser in Spanien erzogene, kaum zwanzigjährige junge Mann selbstverständlich streng katholisch und dem Papsttum blind ergeben. Unter diesen Umständen hielten die Freunde Luthers es geraten, diesen zu warnen, der an ihn ergangenen Aufforderung, sich und seine Lehren in Worms zu verteidigen, Folge zu leisten. Trotzdem machte sich Luther mit den Worten: „Und wenn so viele Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, so wollte ich doch hinein!“ auf den Weg, begleitet von einem ihm vorausreitenden kaiserlichen Herold und einem ihm vom Kaiser für seine persönliche Sicherheit gestellten berittenen Geleite. Als er in Worms eintraf, fand er die Stadt in äußerster Erregung; nicht nur die Mitglieder des bereits versammelten Reichstages, sondern auch das von weither herbeigeströmte Volk drängten sich, um den mutigen Mönch zu sehen, der gewagt hatte, allein der ungeheuren Weltmacht der römischen Kirche gegenüberzutreten. Gewiß erfaßte der Oberst der wachthaltenden Landsknechte, Georg von Frundsberg, den furchtbaren Ernst des Augenblicks, als er Luther bei dessen Eintritt in die Halle zuraunte: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen schweren Gang, desgleichen ich und keiner meines Fähnleins je getan

haben. Bist du aber rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so sei nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen!" —

Es war am 18. April, abends 6 Uhr, als Luther nach langem, im Beisein des Kaisers an ihn gestellten Ermahnungen zum Widerruf in die Worte



Martin Luther.
Nach einem Gemälde von Lukas Cranach.

ausbrach: „Weil denn Eure Kaiserliche Majestät eine Antwort begehren, so will ich eine solche geben dieser maßen: widerrufen kann und will ich nichts, dieweil wider das Gewissen zu handeln unehrlich und gefährlich ist!"

Und als nun der über die Unbeugsamkeit und den vermeintlichen Trotz des Mönches empörte Kaiser aufsprang und die Fürstenversammlung dadurch in hochgradigste Erregung geriet, rief Luther nochmals aus: „Ich kann nicht anders! Hier stehe ich! Gott helfe mir! Amen!" —

Es waren Worte von weltgeschichtlicher Bedeutung, Worte, deren Nachhall bis auf unsere Tage geklungen ist, Worte, deren die Menschheit sich noch nach vielen weiteren Jahrhunderten erinnern wird. —

Zwar wurde Luther das vom Kaiser ihm zugesagte sichere Geleit für die Rückreise nach Wittenberg bewilligt; aber schon am 26. Mai wurde auch die Reichsacht über ihn ausgesprochen, derzufolge er als rechtlos galt, von niemand beherbergt werden und von jedermann getötet werden durfte. Um das Schicksal Luthers besorgt, ließ der Kurfürst Friedrich von Sachsen darum den auf der Rückreise Befindlichen von einem Haufen Bewaffneter überfallen, auf ein Pferd heben und im geheimen auf die bei Eisenach gelegene Wartburg bringen. Hier verbrachte Luther als „Junker Georg" ein volles Jahr. Alle Welt glaubte, daß er seinen Feinden in die Hände gefallen und ermordet worden sei. In Wirklichkeit beschäftigte Luther sich auf der stillen Burg mit seinem größten Werk, der Übersetzung des Neuen Testaments in die deutsche Sprache. Diese Übersetzung war die erste, die nicht bloß auf der von der katholischen Kirche veranstalteten lateinischen Übersetzung beruhte, sondern auch auf die hebräischen und griechischen Urtexte zurückging. Mit dieser Treue verband Luther einen so wundervollen Wohlklang der Sprache, daß die von ihm verwendete neuhochdeutsche Mundart fortan zur gemeinsamen Schriftsprache aller deutschen Volksstämme wurde. Mit vollem Recht darf man sagen, daß dadurch auch die drohende Gefahr einer Verdrängung der deutschen Sprache durch das Latein beseitigt wurde.



DIE GLAUBENSKRIEGE DER REFORMATIONSZEIT

Wir Bürger des 20. Jahrhunderts können uns kaum eine Vorstellung von der ungeheuren Erregung machen, die durch Luthers Predigten, Schriften und Auftreten in der ganzen damaligen christlichen Welt verursacht wurde. Die Berechtigung seiner gegen die Mißbräuche der Kirche gemachten Angriffe, die Notwendigkeit der durch ihn geforderten Erneuerung wahren religiösen Lebens waren für jedermann so offenbar, daß sich ihnen niemand verschließen konnte, der nicht willenlos oder aus selbstsüchtigen Gründen sich dem päpstlichen Regiment fügen wollte. Auch war die in Luthers Predigten und Schriften angewendete Sprache so klar, daß sie von allen verstanden wurde und jedes Deuteln unmöglich machte. Gutenbergs Erfindung trug in ungeahnter Weise dazu bei, Luthers Schriften zu verbreiten*), und so konnte es nicht ausbleiben, daß die Reformation sowohl in Deutschland, wie auch in der Schweiz, den Niederlanden, in Dänemark, Schweden, Norwegen, England und Schottland einen förmlichen Siegeszug vollführte. Außerdem fand sie zahlreiche Anhänger in Österreich-Ungarn, Polen, Kurland, Livland und in Frankreich. —

Luthers kühnes Beharren auf der beschrittenen Bahn führte ihm namentlich in den Gauen Deutschlands zahlreiche hochgesinnte Mitstreiter zu, darunter die Ritter Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen, die Künstler Lucas Cranach und Albrecht Dürer, den Nürnberger Volksdichter Hans Sachs und viele andere. Auch bekannten sich zahlreiche Einkehr haltende Mönche und Geistliche zum reinen Evangelium, das sie nun unter Bewilligung der Staatsbehörden von den Kanzeln, wie auf den Marktplätzen und im Felde verkündigten. Wittenberg, wo Luther nach seiner im Jahre 1525 mit Katharina von Bora geschlossenen ehelichen Verbindung ein vorbildliches Familienleben begründet hatte, blieb nicht nur Mittelpunkt der ganzen Bewegung, sondern zugleich auch der Ausgangsort für zahlreiche neue Verkündiger seiner Lehre.

---

*) Solche Leser, die einen tieferen Einblick in das Zeitalter der Reformation zu erhalten wünschen, seien auf folgende Werke verwiesen: Prof. Dr. Heinrich Wolf: „Angewandte Kirchengeschichte. Eine Erziehung zum nationalen Denken und Wollen" (Leipzig 1920); Einhart-Claß, „Deutsche Geschichte" (Leipzig); Baum-Geyer, „Kirchengeschichte für das evangelische Haus" (München 1889).

In der freiheitsliebenden Schweiz erhob zuerst der durch das Treiben des Ablaßkrämers Samson angewiderte Ulrich Zwingli den Kampfruf gegen Rom. In der von Anselm geschriebenen Chronik von Bern steht unter dem Jahre 1519 aufgezeichnet: „Glych im Ingang des Jahrs ist dem starken Luther mächtig zugetreten der fest Ulrich Zwingli, hat auch dies selig Fürnehmen mit solicher Frucht ausgeführt, daß da, wie zu Wittenberg, schnell ein wunderbar großer Zulauf, Gottes Wort zu hören, ist worden, als ob Luther und Zwingli, so doch venenander wyt gelegen und nur vom Hörsag bekannt, abgelernte Lehr verkündet hätten und in der Sache vereint wären."

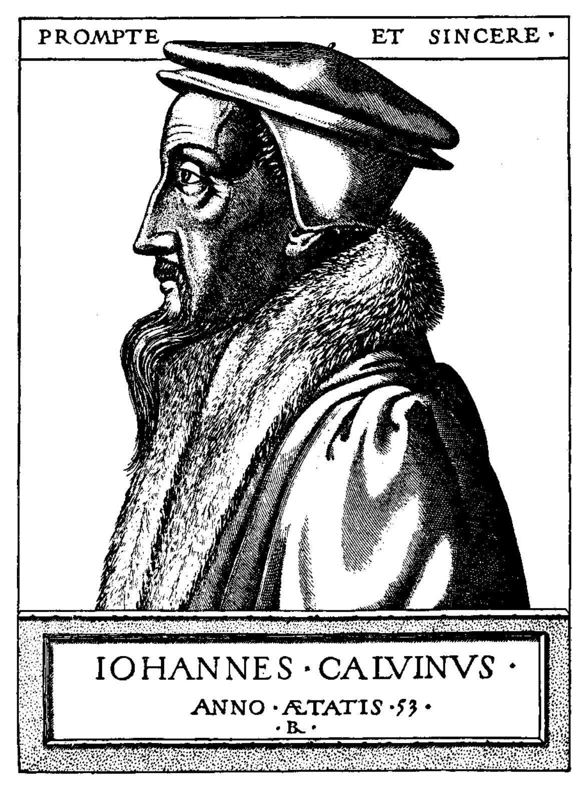
Von Zürich aus, wo Zwingli am 1. Januar 1519 eine Pfarrstelle am Münster erhalten hatte, verbreitete die Reformation sich nach Basel, St. Gallen, Schaffhausen, Solothurn, Bern und anderen Teilen der deutschen Schweiz. Dagegen setzten die am Vierwaldstätter See gelegenen Urkantone der neuen Lehre hartnäckigen Widerstand entgegen, schlossen mit Ferdinand von Österreich ein Bündnis zum Schutz des alten Glaubens und überfielen am 11. Oktober 1531 die unvorbereiteten Züricher bei Kappel. Dabei wurde Zwingli durch einen Steinwurf schwer am Kopf verletzt und gleich darauf ermordet. Seine Leiche wurde als die eines Ketzers den Flammen überliefert.

Aber bald erstand ihm in der Person des in der Pikardie geborenen Jean Calvin ein Nachfolger. Nachdem dieser im Jahre 1535 in Basel sein berühmtes Werk: „Institutio religionis Christianae" (Unterricht in der christlichen Religion) veröffentlicht hatte, wandte er sich nach Genf und verwandelte diesen Kanton in eine oligarchisch verwaltete, kleine Republik, die der Mittelpunkt einer reformierten Kirche, die Bildungsstätte zahlreicher reformierter Prediger und der Zufluchtsort verfolgter Glaubensgenossen wurde.

Von hier aus verbreitete sich der Calvinismus nach der Pfalz, den Niederlanden und nach Frankreich, wo die Hugenotten entstanden, die besonders unter dem Adel und Bürgertum des Südens viele Anhänger fanden. Sie verbanden sich auf einer im Jahre 1559 in Paris abgehaltenen Synode zu einem calvinistischen Bekenntnis mit einer repräsentativen Verfassung, welche die Selbständigkeit der Gemeinden mit der Einheit der Kirche betonte. Ihr gehörten zahlreiche geistig hochstehende Männer an, darunter der hervorragende Admiral Coligny, der während einer längeren Gefangenschaft die Bibel und reformatorischen Schriften gelesen hatte und aus innerlichster Überzeugung der reformierten Kirche beigetreten war. Nachdem der Humanist Theodor Beza im Jahre 1561 vor den versammelten Mitgliedern des französischen Hofes in Poissy in einer Besprechung über die verschiedenen Bekenntnisse den neuen Glauben gegen die Prälaten Frankreichs ergreifend und glänzend verteidigt hatte, wurde den Hugenotten im Januar 1562 auch das Recht des öffentlichen Gottesdienstes außerhalb der Städte zugestanden.

In England, wo das Andenken Wyclifs in weiten Kreisen fortlebte, kam

es infolge der despotischen Willkür des launenhaften und sinnlichen Königs Heinrich VIII. zu einem Bruch mit dem Papste, als derselbe dem König die Scheidung von einer seiner Frauen verweigern wollte. Als dieser sich trotzdem mit Anna Boleyn vermählte, dafür aber auch mit dem Bann belegt wurde, sagte sich der König vom Papsttum los, ließ sämtliche Kirchen- und Klostergüter einziehen und gründete mit Zustimmung des Parlaments und



Calvin.
Nach einem Kupferstich von René Boivin.

mit Hilfe des zum Erzbischof von Canterbury erhobenen Thomas Cranmer eine unabhängige englische Kirche, als dessen Oberhaupt er sich anerkennen ließ.

In Schottland wurde die Reformation in streng calvinistischem Sinne durch John Knox herbeigeführt, in Schweden durch den im Jahre 1521 zum König ausgerufenen Gustav Wasa. In Dänemark und dem dazugehörigen Norwegen fand sie unter der Regierung Christians III. von Schleswig-Holstein volle Geltung; in Livland unter dem Heermeister Walter von Plettenberg und in Kurland-Estland unter dem Heermeister Kettler. —

Die dadurch der päpstlichen Kirche erwachsenden schweren Verluste an Gläubigen, Gütern und Einnahmen veranlaßten selbstverständlich Rom zu schärfsten Gegenmaßregeln. Alle zu Gebote stehenden Machtmittel vereint mit politischen Intrigen wurden aufgewendet, um der gefährlichen Reformationsbewegung Einhalt zu tun.

In England leitete nach dem Tod des nur zehnjährigen Königs Edward VI. dessen streng katholisch erzogene Schwester Mary, die sich mit dem bigotten Philipp II. von Spanien vermählte, während der Jahre 1553—1558 eine völlige Reaktion ein. Nicht nur erneuerte sie die kirchliche Oberhoheit des Papstes und die alten Ketzergesetze, sondern ließ auch die reformiert gewordenen Bürger massenhaft hinrichten. Darunter Cranmer, den Erzbischof von Canterbury, der im Jahre 1556 den Scheiterhaufen besteigen mußte.

Der sogenannten „bloody Mary“ folgte im Jahre 1558 ihre Schwester Elisabeth, unter deren bis 1603 währenden Regierung die Reformation wieder zur Herrschaft gelangte. Obwohl „die jungfräuliche Königin“ in ihrem Reiche eine kirchliche Gleichförmigkeit einzuführen suchte und das 39 Artikel umfassende „Common Prayerbook“ für den gesamten Klerus verbindlich machte, ging die Durchführung der Reformation nicht ohne Strenge ab. Ja, als man einer von Jesuiten angestifteten Verschwörung auf die Spur kam, wonach die Königin ermordet und die streng katholische Mary Stuart auf den Thron gesetzt werden sollte, ließ Elisabeth diese ehemalige Königin von Schottland am 8. Februar 1587 enthaupten.

Trotz der von der Königin angestrebten kirchlichen Gleichförmigkeit kam es auch zu abweichenden Sektenbildungen. Die wichtigste war die der „Puritaner“, welche im Gegensatz zu dem beibehaltenen katholischen Zeremoniendienst eine völlige Reinigung der Kirche von allen unevangelischen Dingen verlangte. Noch weiter gingen die eine reine kirchliche Demokratie anstrebenden „Independenten“. Auf alle Einzelheiten der während des 17. Jahrhunderts sich abspielenden Wirren kann nicht eingegangen werden. Kirchliche Gegensätze spielten in denselben beständig eine große Rolle, bis die Puritaner in dem Parlamentsmitglied Oliver Cromwell einen überaus energischen Führer gewannen, der zu der Macht eines absoluten Herrschers emporstieg und sich nicht scheute, den Nachfolger der Königin Elisabeth, den stark dem Katholizismus zuneigenden Stuart Charles I. wegen Hochverrats und Anstiftung eines Bürgerkriegs in Anklagezustand zu versetzen und am 29. Januar 1649 enthaupten zu lassen. Als aber nach Cromwells Tod die katholischen Stuarts wieder zur Regierung gelangten, wurden die Puritaner und Independenten gewaltsam unterdrückt und zur Auswanderung nach den Niederlanden und nach Nordamerika gezwungen. Zur Ruhe kam England erst, als die Stuarts endgültig vertrieben wurden und im Jahre 1689 William von Oranien, damals der mächtigste protestantische Fürst, auf den Thron

von England berufen wurde und ein von ihm erlassenes Toleranzedikt den Sekten Duldung gewährte. —

In den Niederlanden, von wo William von Oranien stammte, hatten sich lange vor seiner Geburt ähnliche schwere Glaubenskämpfe zugetragen. Als Kaiser Karl V., der Herrscher über Deutschland, Spanien, die Niederlande und einen großen Teil Italiens, im Jahre 1555 den Entschluß faßte, seine Würde niederzulegen und sich in ein Kloster zurückzuziehen, übertrug er seinem Sohn Philipp nicht nur das Königreich Spanien, sondern auch die Niederlande. Fanatisch katholisch, seit 1554 der Gatte der ebenso gesinnten „bloody Mary“ von England, ein finstrer Feind jeder religiösen und bürgerlichen Freiheit, eröffnete er gleich nach seinem Regierungsantritt sowohl in Spanien wie in den Niederlanden ein durch die Inquisition verschärftes Schreckensregiment. Mit der Unterdrückung jeder freien Regung in den Niederlanden beauftragte er seinen hartherzigsten Henkersknecht, den spanischen Herzog Alba. Mit welch unmenschlicher Grausamkeit dieser verfuhr, zeigt die Tatsache, daß er in den sechs Jahren seiner Schreckensherrschaft über die Niederlande allein in den beiden Provinzen Seeland und Friesland über 18000 Menschen hinrichten ließ. In Brüssel wurden die tapferen Grafen Egmont und van Hoorne auf dem Marktplatz enthauptet. Aber die standhaften Niederländer verloren niemals den Mut, sondern setzten in verzweifelten Kämpfen ihren Widerstand volle 80 Jahre hindurch fort, bis endlich der am 24. Oktober 1648 geschlossene Westfälische Friede ihnen die heißersehnte Unabhängigkeit brachte. —

In Frankreich setzten gleichfalls furchtbare Verfolgungen aller vom „allein wahren“ Glauben Abgefallenen ein. Sie richteten sich ganz besonders gegen die Hugenotten. Als man im August des Jahres 1572 in Paris die Vermählung der Schwester des Königs Karl IX. feierte, wurden die zur Teilnahme an der Hochzeit geladenen hauptsächlichsten Führer der Hugenotten in der Nacht auf Sonntag, den 24. August (Bartholomäusnacht) auf ein vom königlichen Palast aus mit der Glocke gegebenes Zeichen überfallen und sämtlich ermordet, darunter der Admiral Coligny. Das Gemetzel wurde während der nächsten Tage und Wochen in ganz Frankreich fortgesetzt. So endeten die Festtage der sogenannten „Bluthochzeit“. Über die Zahl der zu dieser Zeit in ganz Frankreich Ermordeten ist nichts Zuverlässiges bekannt, sicherlich betrug sie aber mindestens 25000. Als die Nachricht von dieser Schandtat nach Rom gelangte, ließ Papst Gregor XIII. zur Feier der Ausrottung der Feinde Christi in der Peterskirche ein feierliches Tedeum singen*).

*) Audin, H., „De la S. Barthélemy“ (Paris 1826); Wachler, „Die Bluthochzeit“ (Leipzig 1826); Ranke, „Histor.-polit. Zeitschrift“ (1835, Bd. 3); Ranke, „Französische Geschichte“ (I, 296); Soldan, „Frankreich

Und zur Erinnerung an diese „im Namen Gottes" vollbrachte Tat ließen auch Papst Gregor wie König Karl IX. Denkmünzen prägen. Die Denkmünze des Papstes zeigt den mit Kreuz und Schwert gerüsteten Engel Gottes, wie er gegen die Ketzer ankämpft. Dadurch wollte der Papst aller Welt kundtun, daß das Blutbad nicht ohne Gottes Willen und Hilfe vor sich gegangen sei. Mehrere der Ketzer liegen bereits tot auf dem Boden, andere sind in wilder Flucht begriffen. Die Umschrift lautet: „Ugonottorum strages 1572." Die Vorderseite der Münze zeigt das Porträt des Papstes mit der Umschrift: „Gregorum XIII. Pont. Max. AN. I."

Die Denkmünze des französischen Königs zeigt auf der Vorderseite ihn selber in voller Gestalt mit Schwert und Zepter über mehreren abgehackten Köpfen und Gliedmaßen stehend. Ringsum die Aufschrift: „Virtus in Rebelles." Die Rückseite hat das französische Wappen mit den drei Lilien und der Umschrift: „Pietas Exitavit Justitiam. 24. Augusti 1572." —

Um die Ermordung Colignys und seiner Anhänger zu beschönigen, wurde die Nachricht verbreitet, dieselben hätten einen Anschlag auf den König im Sinne gehabt, dieser aber, durch seine Spione über den Plan unterrichtet, sei ihnen glücklicherweise zuvorgekommen. —

Daß der Haß des für jedes christliche Empfinden abgestumpften, nur auf die Erhaltung seiner Macht und Einkünfte bedachten Papsttums sich auch gegen Deutschland, den Ausgangspunkt und Hauptsitz der Reformationsbewegung, wendete, war selbstverständlich. Natürlich richtete er sich in erster Linie gegen die Person Luthers. Dieser war nach einem an der Seite seiner Hausfrau geführten, mit Arbeit und Kampf erfüllten, aber glücklichen Familienleben am 18. Februar 1546 gestorben und in der Schloßkirche zu Wittenberg, der Stätte seines Wirkens und Lehrens, beigesetzt worden. Obwohl sein Dasein in dieser kleinen Stadt offenkundig für jedermann dahingeflossen war, obwohl er daselbst, wie Professor Heinrich Wolf treffend bemerkt, „wie in einem Glashause saß", so wurde er nichtsdestoweniger von seinen erbitterten Gegnern sowohl bei Lebzeiten, wie auch über seinen Tod hinaus bis auf die Gegenwart mit einem geradezu unglaublichen Haß verfolgt und mit Verleumdungen aller Art verunglimpft.

In dem Vorgehen gegen die in Deutschland so weitverbreiteten Anhänger Luthers erwiesen sich die dem österreichisch-spanischen Geschlecht der Habsburger angehörenden Kaiser und Erzherzöge stets als willfährige Handlanger Roms, da sie durchweg strenge, von Jesuiten erzogene und gelenkte Katholiken waren. Der im Jahre 1608 zum Herrscher über Ungarn und im Jahre 1612 auch zum Kaiser des Deutschen Reiches gewordene Matthias

---

und die Bartholomäusnacht" (Raumers hist. Taschenbuch 1854); Graf von Hoensbroech, „Das Papsttum" (Leipzig 1900).

wurde durch den Einfluß dieser an seinem Hof allmächtigen Priester nicht nur zum Todfeind der Reformation, sondern auch der blinde Vollzieher des Willens der Jesuiten, und dadurch der eigentliche Urheber eines Religionskrieges, der Deutschland bis an den Rand des Abgrundes brachte.

Der erste Anlaß zu diesem grauenhaften Kriege war die auf Befehl des Kaisers erfolgte Schließung einer protestantischen Kirche zu Braunau in





Denkmünze des Papstes Gregor XIII.
zur Erinnerung an die Bartholomäusnacht.
(Im Berliner Münzkabinett.)





Denkmünze Karls IX.
zur Erinnerung an die Bartholomäusnacht.
(Im Berliner Münzkabinett.)

Böhmen und die Niederreißung einer protestantischen Kirche zu Klostergrab. Infolgedessen kam es zwischen der protestantischen Ständeversammlung Böhmens und den kaiserlichen Räten Martinitz und Slawata in Prag zu heftigen Auseinandersetzungen, die sich derart verschärften, daß in einer am 23. Mai 1618 auf dem kaiserlichen Schloß Hradschin abgehaltenen Sitzung die beiden Räte samt ihrem Geheimschreiber Fabricius ergriffen und kopfüber aus dem Fenster in den 28 Ellen tiefer gelegenen Burggraben gestürzt wurden. Alle drei blieben fast unversehrt, aber der einmal ausgebrochene Streit nahm

immer erbittertere Formen an, reichte über die Grenzen Böhmens hinaus und setzte schließlich ganz Deutschland, ganz Europa in Flammen.

Von 1618 bis 1648 während, bildet dieser „Dreißigjährige Krieg“ einen der schauerlichsten Abschnitte der Weltgeschichte. Seinen Verlauf zu schildern ist an dieser Stelle unnötig, dagegen ist es durchaus am Platze, auf seinen Ausgang näher einzugehen, damit das heutige Geschlecht eine Lehre daraus ziehen möge, wohin törichter, durch machtgierige Priester erzeugter und beständig wachgehaltener Glaubenshaß eine von religiösen Wahnideen beherrschte Menschheit führen mag. —

Zu Ende des Krieges glich Deutschland im vollsten Sinne des Wortes einer großen Wüste mit einigen Kulturoasen darinnen. In Württemberg waren während der Zeit von 1634—1641 von 400000 Bewohnern über 350000 zugrunde gegangen. In Sachsen wurden innerhalb der beiden Jahre 1631 und 1632 943000 Personen erschlagen oder durch Seuchen hinweggerafft. Die einst so blühende Pfalz, die vor dem Kriege gegen 500000 Bewohner besaß, hatte zu Ausgang desselben nur noch 43000, darunter nur 200 Bauern. Im Nassauischen gab es manche Ort, die bis auf eine oder zwei Familien ausgestorben waren. In Meiningen waren von 1773 Familien in 19 Dörfern nur noch 316 übrig. Im preußischen Henneberg hatte der furchtbare Glaubenskrieg 68, im Eisenacher Oberland 90 % aller Bewohner vernichtet. Man nimmt an, daß die Gesamtbevölkerung Deutschlands sich von 17 Millionen auf nur 4 Millionen Köpfe vermindert hatte.

Dieser entsetzlichen Einbuße an Menschenleben entsprach der Verlust an Eigentum. Nach Hunderten zählten die zerstörten Ortschaften. In Württemberg lagen 8 Städte und 45 Dörfer mit 36000 Wohnhäusern, 158 Schulen und 65 Kirchen in Schutt und Asche. 80 % aller Pferde und des Viehs waren zugrunde gegangen. Bedeutende Teile des Reiches, die sich früher blühenden Wohlstandes erfreuten, blieben unbebaut, weil es sowohl an Menschen wie an Saaten, Zugtieren und Werkzeugen fehlte, um die Felder zu bestellen. Die ganze Landwirtschaft war derart zurückgegangen, daß die Bevölkerung, trotzdem sie so schrecklich zusammengeschmolzen war, sich nur notdürftig erhalten konnte.

Als Schleppenträgerinnen der Kriegsfurien folgten Hungersnot und Pestilenz. Man nährte sich von verendetem Vieh. Als während der Belagerung von Nördlingen ein Pulverturm niederbrannte und ein Teil der Besatzung umkam, wurden die halb verbrannten Leichen verspeist. Von wahnsinniger Verzweiflung erfaßt, mordeten Eltern ihre eigenen Kinder, um mit deren Fleisch den wütenden Hunger zu stillen. In Hessen, Sachsen und im Elsaß sowie in anderen Orten hörte man von Menschenfressern, die Jagd auf Lebende machten, um sie zu verzehren.

In der Schrift „Excidium Germaniae“ heißt es: „Man wandert bei zehn Meilen und sieht nicht einen Menschen, nicht ein Vieh. In allen Dörfern sind die Häuser voll toter Leichname und Äser gelegen; Mann, Weib, Kinder und Gesinde, Pferde, Schweine, Ochsen und Kühe neben- und untereinander, von Pest und Hunger erwürgt, von Wölfen, Hunden, Krähen und Raben gefressen, weil niemand gewesen, der sie begraben!“ —

Manche der Überlebenden, obdachlos und ohne Existenzmittel, scharten sich zu Räuberbanden zusammen, zogen sengend und plündernd von Hof zu Hof, nahmen den Bewohnern das letzte und boten den ohnmächtigen Regierungen Trotz.

Ebenso schlimm waren für das deutsche Volk und das Reich die politischen Folgen des Krieges. Die Niederlande sowohl wie die Schweiz schieden aus dem Reichsverbande aus und wurden zu selbständigen Staaten. Vorpommern mit den Inseln Rügen, Usedom und Wollin, ferner Hinterpommern mit Stettin, außerdem Wismar und die Bistümer Bremen und Verden fielen an Schweden, dem zugleich alle Rechte der deutschen Reichsfürsten eingeräumt wurden. Frankreich ließ sich den Besitz der lothringischen Bistümer Metz, Toul und Verdun bestätigen. Außerdem nahm es den größten Teil des Elsaß, den Sundgau und Breisach.

Von geradezu verhängnisvoller Bedeutung wurde es, daß im Westfälischen Frieden auch den bisher dem Kaiser und der Reichsgewalt unterworfen gewesenen Landesfürsten volle Selbstherrlichkeit in ihren Gebieten eingeräumt wurde. Sie durften in denselben fortan nach eigenem Ermessen schalten und walten, ja, nicht nur Bündnisse unter sich, sondern sogar mit dem Auslande schließen. Der Kaiser war demnach nicht länger Ober- und Lehnsherr der Fürsten, sondern nur noch der erste unter Gleichberechtigten. Mit vollem Recht hebt Einhart-Claß in seiner „Deutschen Geschichte“ hervor, daß das Reich entartet war „zu einem Nebeneinander zahlloser, mehr oder minder mächtiger Staaten und Stätchen und daß der aus Gesandten der Reichsverbände gebildete, permanent in Sitzung bleiben sollende Reichstag in Regensburg auch der Ort wurde, wo fremde Mächte allerhand Intrigen spinnen konnten“. Daß dieser Boden fleißig dazu ausgenützt wurde, läßt sich schon aus der Zusammensetzung des Reichstags ersehen. Außer den Erzbischöfen von Mainz, Trier und Köln saßen in demselben 27 geistliche Herren 33 weltlichen Fürsten und Grafen und 8 Vertretern der Reichsstädte gegenüber. Ferner sei erwähnt, daß eine katholische Abteilung mit Österreich an der Spitze und eine evangelische mit Kursachsen an der Spitze eingerichtet waren, die in allen Sachen des Glaubens getrennt stimmten, damit eine Überstimmung der evangelischen Partei durch die katholische, oder umgekehrt verhütet werde. Denn beiden Be-

kenntnissen war im Westfälischen Frieden Gleichberechtigung gewährleistet worden. Auf der anderen Seite war aber auch jedem der zahlreichen Landesherren das Recht zugestanden worden, das von ihm vertretene Bekenntnis, sei dasselbe das katholische, lutherische oder reformierte, in seinem Lande zur ausschließlichen Staatsreligion zu machen und alle Andersgläubigen, falls sie sich nicht zur Annahme derselben verstehen wollten, nach Bewilligung einer zum Verkauf ihrer Güter gewährten Frist auszuweisen. Wie unsagbar schwer die Untertanen mancher deutschen Länder unter diesen Bestimmungen litten, ist aus dem Schicksal der Pfälzer zu ersehen, die infolge des innerhalb eines Zeitraumes von 100 Jahren viermal eintretenden Fürstenwechsels ebensooft ihren Glauben wechseln mußten. Sie waren zuerst vom Katholizismus zum Luthertum übergetreten; dann wurden sie genötigt, sich dem reformierten Bekenntnis anzuschließen; darauf wurden sie abermals lutherisch gemacht und dann wieder reformiert. Und als im Jahre 1690 der Kurfürst Johann Wilhelm ans Regiment kam, sollten sie abermals katholisch gemacht werden. —

Auch in Frankreich hob der „allerchristlichste König“ Ludwig XIV., der nicht dulden wollte, daß irgendeiner seiner Untertanen einen anderen Glauben als der Monarch haben solle, die den Hugenotten im Jahre 1598 im Edikt von Nantes für ewige Zeiten zugestandene Gewissensfreiheit am 22. Oktober 1685 wieder auf. Unter allerhand Vorwänden wurden die Kirchen der Hugenotten gesperrt oder zerstört. Obendrein wurden die Hugenotten von sämtlichen Ämtern und Würden ausgeschlossen; desgleichen durften sie keine Handwerke ausüben, wurden aber noch besonders schwer besteuert. Um sie mürbe zu machen, belegte man ihre Wohnungen auch mit Masseneinquartierung von Soldaten, die sich ungestraft ihren Wirten gegenüber die gröbsten Frechheiten erlauben durften. Um die Hugenotten völlig widerstandslos zu machen, wurden ihre Prediger verjagt, den Gemeindemitgliedern aber das Auswandern unter Androhung strengster Strafen verboten. Trotz alledem flüchteten während der Jahre 1680—1700 weit über 350000 Hugenotten nach den Niederlanden, nach Brandenburg und anderen Gegenden, wo es ihnen gestattet wurde, ihren Glaubensanschauungen entsprechend zu leben. —

Eines geradezu brutalen Verhaltens machten sich die Erzbischöfe von Salzburg schuldig, in deren Gebiet viele Bewohner sich im geheimen dem Luthertum angeschlossen hatten, die Bibel lasen und ihre Kinder im lutherischen Glauben unterrichteten. Die Erzbischöfe betrachteten es nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges als ihr höchstes Ziel, die Glaubenseinheit innerhalb ihres Bistums wiederherzustellen. Hatten „die Ketzer“ nicht innerhalb dreier Monate ihre Rückkehr zur römischen Kirche angekündigt, so

mußten sie sofort das Land verlassen, aber ihre Kinder zurücklassen, damit dieselben vor der teuflischen Lehre bewahrt und dem allein wahren Glauben erhalten bleiben sollten. Mitten im Winter des Jahres 1685 wurden so an die tausend Personen gezwungen, fortzuziehen. Im folgenden Jahrhundert mußten ihnen an die 30000 andere folgen, ohne zu wissen, wo sie neue Heimstätten finden würden. Viele zogen nach Preußen, Schwaben, Franken und Livland, wo sich auf die Kunde von dem traurigen Schicksal dieser Heimatlosen tausende Arme öffneten, um sie aufzunehmen. Manche Salzburger wurden durch die in London gegründete „Society for the Propagation of Christianity“ veranlaßt, nach Nordamerika auszuwandern, wo sie in Georgia eine Ansiedlung gründeten, die sie nach der Bibel „Ebenezer“ tauften = „bis hierher hat der Herr geholfen“.

Überblickt man die in Europa während des 18. Jahrhunderts herrschenden kulturellen Zustände, so ist zu erkennen, daß in allen Ländern, wo die von Wyclif, Luther, Calvin und deren Nachfolgern verkündigten Lehren Eingang gefunden und Wurzel geschlagen hatten, die religiöse Freiheit und Duldung immer weitere Fortschritte machte und zum Aufstieg und zur Fortentwicklung jener Länder außerordentlich beitrug, daß dagegen in den streng katholisch gebliebenen Ländern Italien, Spanien und Portugal alles wissenschaftliche Leben aufgehört hatte, dagegen die religiöse Unduldsamkeit sich beständig steigerte, die Bevölkerung im Bann des Aberglaubens verharrte und völlig unfähig wurde, der Zunahme des am Mark der Länder zehrenden Mönch- und Priestertums zu wehren.

Dem Werk des berühmten Historikers Oncken über „Das Zeitalter Friedrichs des Großen“ sei folgende bezeichnende, auf Seite 416 befindliche Angabe entnommen:

„Als der Bourbone Karl III. im Januar 1734 das Königreich beider Sizilien eroberte, fand er dort himmelschreiende Zustände vor: Die Kirche hatte den Staat vollständig überwuchert und durchwachsen, der Klerus war der eigentliche Landesherr. Allein im Königreich Neapel gab es bei einer Bevölkerung von 4 Millionen Köpfen 22 Erzbischöfe, 118 Bischöfe, 56500 Weltgeistliche, 31800 Mönche und 25600 Nonnen! In der Stadt Neapel waren nicht weniger als 16500 Geistliche! Für das Wirtschaftsleben des Landes war der ungeheure, immer wachsende Umfang der kirchlichen Güter überaus bedenklich; geradezu unerträglich war aber für den Staat, daß alle diese Güter nicht einen Deut zu den Steuern beitrugen. Und wie die Güter der Kirche steuerfrei, so war der Klerus dem weltlichen Richter unerreichbar. Jede Kirche, jede Kapelle, jedes Kloster samt Garten, ja, jedes Haus oder Häuschen, das mit einem geistlichen Gebäude nur zusammengrenzte, hatte Asylrecht und bot jedem Verbrecher eine unnahbare Freistatt dar.“

DIE KATHOLISCHE KIRCHE IN LATEIN-AMERIKA

Die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus, Vespuccius und andere Seefahrer eröffnete sowohl den Beherrschern Spaniens und Portugals wie auch den Päpsten mit einem Schlage ungeahnte Möglichkeiten zur Erweiterung ihrer Machtbereiche. Wie die weltlichen Herrscher eilten, sich den Besitz dieser neuen Länder durch den Papst Alexander VI. bestätigen zu lassen, so traf dieser gleichfalls ungesäumt Vorkehrungen, der Kirche den ihr zustehenden Anteil an allen Gerechtsamen und Reichtümern zu sichern, die aus der Neuen Welt hervorgehen möchten. Zunächst wurde die Bestimmung getroffen, daß fortan kein Schiff nach den neu entdeckten Ländern ausfahren dürfe, ohne einen oder mehrere Ordensbrüder mitzunehmen, deren Aufgabe es sei, sowohl die heidnischen Bewohner der Neuen Welt zum Christentum zu bekehren, wie auch allerorten Stützpunkte zu schaffen, von denen aus die Neue Welt für das Christentum erobert werden könne.

Zum ersten Stützpunkte wurde natürlich die von Kolumbus gegründete Stadt Santo Domingo ausersehen. Schon im Jahre 1510 wurde sie Sitz eines Bischofs. Gleichzeitig begann man mit dem Bau einer Kathedrale, die bereits im Jahre 1540 feierlich eingeweiht werden konnte. Bald darauf wurden auch die auf Espanola gelegene Niederlassung Concepcion sowie die auf der Insel Portorico gegründete Stadt San Juan Bischofssitze.

In die Gewinnung der Neuen Welt für die alleinseligmachende Kirche teilten sich vornehmlich die Dominikaner, Franziskaner und Jesuiten. In Begleitung der spanischen Heere erschienen sie sowohl in Mexiko und Mittelamerika, wie in Darien, Kolumbia, Ekuador, Peru, Chile, Argentinien, Bolivia und Venezuela. Mit den Portugiesen kamen sie nach Brasilien; mit den Franzosen während des 17. Jahrhunderts nach Kanada, an die fünf großen Inlandseen wie an den Mississippi. Sie tauchten in Florida, in Kalifornien, Arizona und Neu-Mexiko auf, überall Missionen gründend, von denen viele im Lauf der Zeit ebenfalls zu Residenzen von Bischöfen und Erzbischöfen wurden. So vollzog sich im Lauf der Jahrhunderte die Eroberung der Neuen Welt durch das katholische Priestertum in der gleichen Weise, wie die germanischen Länder der Alten Welt zur Zeit Pippins und Karls des Großen dem Katholizismus unterworfen worden waren.

Während dieser Eroberung wurden außer den Missionen auch zahlreiche Wallfahrtsorte geschaffen. Man wählte dafür mit Vorliebe solche Plätze, die bereits im Glauben der Urbewohner als heilige, den Göttern geweihte Stätten gegolten hatten. Um die Überlegenheit des Christentums darzutun, war es nur nötig, die alten Götter von ihren Hochsitzen herabzustürzen, sie zu zerschlagen und an ihre Stelle die Madonna oder einen der Heiligen treten und dieselben einige Wunder verrichten zu lassen, die auf die Gemüter der abergläubischen Bewohner Eindruck machen konnten.

Es verlohnt sich, auf die Geschichte des vielleicht ältesten und berühmtesten dieser neuweltlichen Wallfahrtsorte etwas näher einzugehen. Er liegt zwei Meilen nordöstlich von der Hauptstadt Mexiko entfernt und erfreut sich unter dem Namen Guadalupe eines ähnlichen Ansehens wie der Wallfahrtsort Lourdes im südlichen Frankreich. In vorspanischen Zeiten war eine hier sprudelnde mineralhaltige Quelle der indianischen Erdgöttin Tonantzin geweiht. Nach Ankunft der im Gefolge des Eroberers Fernando Cortez befindlichen spanischen Priester mußte die heidnische Göttin natürlich der Madonna weichen. Dieselbe sei, so behauptete man, eines Tages an dieser Stelle einem armen Indianer namens Juan Diego erschienen. Wo ihre zarten Füße den Boden berührten, sei durch deren sanften Druck sofort die heilbringende Quelle emporgesprungen und der vordem nackte Hügel habe sich mit den herrlichsten Rosen bekleidet. Mehr noch! Die heilige Jungfrau prägte zur Erinnerung der von dem Indianer getragenen Decke ihr eigenes Bildnis in so leuchtenden Farben auf, daß der Bischof von Mexiko, dem der Indianer die Decke mitsamt einem Bericht über die ihm zuteil gewordene Erscheinung unterbreitete, nicht anders konnte, als die Stelle dieses wundersamen Begebnisses zu einem Wallfahrtsort zu erheben. Seitdem ist Guadalupe das Mekka aller Katholiken Mexikos geworden und bis heute geblieben, obwohl der berühmte mexikanische Historiker Icazbalceta, selber ein Katholik, erklärte, daß der oben geschilderte Vorgang nichts anderes als ein frommer Betrug gewesen wäre und daß die Decke Diegos von irgendeinem Künstler mit dem Bilde der Madonna bemalt worden sei, um die Täuschung zu vollenden und der Legende den Schein der Wahrheit zu verleihen. Diegos Decke ist noch heute in der Kirche zu Guadalupe zu sehen; über ihr hängt auch eine goldene Krone, die im Jahre 1895 vom Papst gestiftet und von einem aus den Vereinigten Staaten gekommenen Erzbischof feierlich geweiht wurde.

Für den fremden Besucher Guadalupes von besonderem Interesse waren bis in die Neuzeit hinein die hier von den Indianern der Umgegend an hohen kirchlichen Festtagen zu Ehren der zur Schutzpatronin Mexikos gewordenen Señora de Guadalupe vollführten religiösen Tänze, während welcher die Teilnehmer in den gleichen Trachten erschienen, die zur Zeit Montecuzumas im Aztekenreiche Mode waren.

Ähnliche Wallfahrtsorte erstanden in allen damals spanischen, portugiesischen und französischen Ländern Nord-, Mittel- und Südamerikas. Die am Titicaca-See in Peru gelegene Ortschaft Cococobana wurde durch ein vom Himmel herniedergefallenes Marienbild berühmt, das, gleich dem Palladium der altgriechischen Sage, sich durchaus nicht von jener Stelle fortbewegen lassen wollte, auf der man es gefunden hatte. In Paraguay strömen am Festtag der Unbefleckten Empfängnis unzählige Gläubige nach dem Städtchen Caacupe, um an einer hier gleichfalls von der Jungfrau hervorgerufenen wunderwirkenden Quelle zu opfern und Heilung zu suchen.

Am St.-Lorenz-Strom unweit Quebeck liegt der Wallfahrtsort St. Anne de Beaupré. Dorthin pilgern aus tausende Meilen weiten Entfernungen ganze Heere frommer Katholiken, um Heilung von allerhand Gebrechen zu erflehen. Während sie vor dem Altar der Basilika knien, drücken sie ihre Lippen andächtiglich auf eine ihnen vorgehaltene Glasscheibe, die einen winzig kleinen Splitter eines Knöchelchens vor direkter Berührung schützt, das angeblich einem Finger der heiligen Anna, der Mutter der Gottesgebärerin, angehörte. Diese Reliquie war zwar nicht wunderkräftig genug, die Basilika, in der sie verwahrt wurde, vor zweimaligem Niederbrennen in den Jahren 1922 und 1926 zu bewahren, wobei sogar die berühmte Statue der heiligen Anna sowie viele andere Reliquien ein Raub der Flammen wurden; aber trotz alledem ist die Zugkraft dieser Stätte bis heute die gleiche geblieben. —

Daß die an solchen Plätzen in Szene gesetzten Wundertaten im Verein mit dem hier entfalteten, die Sinne gefangennehmenden kirchlichen Pomp, den glanzvollen Prozessionen und Festen der Heiligen nicht verfehlten, auf die dergleichen nicht gewöhnten Urbewohner Amerikas tiefen Eindruck zu machen, ist bereits aus einem Bericht des ersten Bischofs von Mexiko, Juan de Zumarraga, zu ersehen. Schon am 12. Juni des Jahres 1531 wußte er dem Generalkommissar der Missionen, Matthias Voysen, zu berichten, daß bereits mehr als eine Million Heiden getauft worden seien, viele Kinder schon lesen, schreiben und singen könnten, häufig zur Beichte kämen und voll Andacht das Abendmahl nähmen. Manche dieser Kinder stünden bereits um Mitternacht auf, um der Himmelskönigin, zu der sie sich besonders angezogen fühlten, ihre Ehrfurcht zu erweisen. Auch hätten sich mehrere Kinder durch Aufspüren und Ablieferung verborgen gehaltener Götzenbilder bereits die Märtyrerkrone verdient, da sie dafür von ihren eigenen Eltern in grausamer Weise erschlagen worden seien.

Daß solche Berichte überraschend schneller Erfolge mit Vorsicht aufgenommen werden müssen, dürfte einleuchten, wenn man in Betracht zieht, daß die im Jahre 1517 begonnene Eroberung Mexikos noch keineswegs abgeschlossen war und daß die Eingeborenen auch allen Bekehrungsversuchen

passiven Widerstand entgegensetzten. Wie ihre Taufe vielfach vollzogen wurde, ist aus der von dem spanischen Geschichtschreiber Mendieta verfaßten „Ecclesiastical History of the Indians" zu ersehen, wo angeführt ist, der Bischof Montufar habe zugegeben, daß die Eingeborenen in großen Massen zusammengetrieben und mit Wasser besprengt worden seien, ohne auf den einzelnen Rücksicht zu nehmen. Der Buchstabe der Vorschrift sei damit aber doch erfüllt worden. Auch habe der Bischof geklagt, daß viele der angeblich zu Christen gewordenen die Glaubenslehren nachplapperten wie Papageien, ohne sie im geringsten zu verstehen.

Demnach war das Christentum dieser Eingeborenen wenig mehr als ein übertünchtes Heidentum, verbrämt mit all dem kirchlichen Pomp und Wunderglauben, den die Priester der katholischen Kirche allerorten aufzuwenden lieben. Daß die Mitglieder der obengenannten geistlichen Orden sich dabei die Wohlfahrt und tatsächliche Gewinnung der in der Neuen Welt angetroffenen Urbewohner besonders hätten angelegen sein lassen, kann nicht behauptet werden. Mit wenigen Ausnahmen, worunter der Bischof Bartolomé de las Casas die rühmlichste war, sahen sie gleichmütig den unglaublichen Grausamkeiten zu, die von ihren goldhungrigen Landsleuten allerorten gegen die Eingeborenen begangen wurden, was zur Folge hatte, daß diese sowohl auf den Bahamas, wie auf Espanola, Kuba, Jamaika und allen anderen westindischen Inseln mit erstaunlicher Schnelligkeit zugrunde gingen. Um dem dadurch entstandenen empfindlichen Mangel an Arbeitskräften zur Ausbeutung der Goldwäschereien, Perlenfischereien und anderen Naturreichtümer abzuhelfen, verfielen die Spanier bekanntlich auf den Plan, an den Küsten Afrikas gewaltsam Neger zu rauben und nach Westindien zu schleppen. Damit wurde der Sklavenhandel begründet, der Jahrhunderte hindurch anhielt und weder den daran beteiligten christlichen Nationen noch dem Papsttum, das diesen Handel ausdrücklich genehmigte, zur Ehre gereichte. Ebensowenig wurde er, wie alle Kenner Amerikas bestätigen können, der Neuen Welt zum Segen. —

Geht man tiefer auf die Geschichte der ehemals spanischen und portugiesischen Länder Mittel- und Südamerikas ein, so ist unschwer zu erkennen, daß es dem katholischen Klerus auch hier in erster Linie darum zu tun war, Macht und Reichtum zu gewinnen. Um die Bekehrung der Eingeborenen zum Christentum erfolgreich durchführen zu können, wurden diese nach ihrer Unterwerfung sowohl den in die Länder einrückenden und zu Großgrundbesitzern gemachten spanischen Adelsfamilien sowie den geistlichen Orden und Bischöfen zugeteilt und deren „Schutz" unterstellt, damit sie um so sicherer für das Christentum gewonnen werden möchten. Dieser „Schutz" deckte sich aber keineswegs mit dem Begriffe des Wortes; denn in Wirklichkeit wurden die Indianer allüberall in ein Hörigkeitssystem gezwungen,

das sich von tatsächlicher Sklaverei kaum unterschied. Es war eine Wiederholung jenes Fronsystems, das während des 14., 15. und 16. Jahrhunderts die aufs rücksichtsloseste ausgebeuteten Bauern der Länder Europas zu ihren häufigen Aufständen gegen die Edelleute und das Priestertum getrieben hatte. Wie dort, so verfielen auch hier die Widerspenstigen nicht nur schärfster Züchtigung, sondern sie wurden auch mit jenen grauenhaften Torturen bedroht, welche die nach der Neuen Welt übertragene Inquisition für unbotmäßige Heiden zu verordnen liebte.

Der bereits erwähnte Bischof Las Casas hat uns den letzten Ausspruch eines Indianerhäuptlings Hathucci überliefert, der, um den Bedrückungen der Spanier zu entgehen, von Espanola nach Kuba geflohen war. Dort wurde er gefangen und zum Feuertode verurteilt. Ein Franziskanermönch nahte sich dem bereits an den Pfahl Gefesselten, um ihn vor der Hinrichtung noch zur Annahme der Taufe zu bewegen, da er dann in den Himmel eingehen werde, wo ewige Freude herrsche. Wolle er sich nicht zum heiligen Glauben bekennen, so werde seine Seele in die Hölle fahren und ewige Pein erleiden. Nachdem der Indianer sich einen Augenblick bedacht hatte, richtete er an den Mönch die Frage, ob die Spanier in den Himmel kämen. Als dies der Mönch bejahte, entgegnete der Häuptling ohne Zögern, er verlange nicht nach dem Himmel, sondern wolle lieber zur Hölle fahren, anstatt an einen Ort zu kommen, wo er aufs neue mit Spaniern zusammentreffen müsse!*) —

Wer sich mit dem Studium der ehemals spanischen Länder Amerikas befaßt, wird bald erkennen, daß das in dem Ausspruch des Häuptlings Hathucci enthaltene furchtbare Verdammungsurteil keineswegs ungerecht war; denn die Herrschaft der Spanier und des mit ihnen gekommenen und durch ihre Waffen beschützten Klerus wurde weder den Urbewohnern der Neuen Welt noch den eroberten Ländern zum Segen. Es ist in allererster Linie die Schuld dieses Priestertums, daß die meisten jener Länder sich noch heute in einem gänzlich verwahrlosten Zustande befinden, der an den der Länder Europas während des frühen Mittelalters erinnert.

Maturin Ballou läßt auf Seite 21 seines Buches „Aztec Land" (Boston 1890) den bedeutenden mexikanischen Gelehrten Riveray Rio in folgender Weise zu Worte kommen:

„Mit dem Sturz Montezumas im Jahre 1520 begann die Herrschaft Spaniens. Während ihrer dreihundert Jahre langen Dauer hielten römische Päpste und spanische Könige gemeinsam Mexiko und sein Volk in ihrer Gewalt. Ihre gierigen Hände waren beständig ausgestreckt, um sämtliche Er-

*) Die Anklageschriften des Bischofs Las Casas über „Der Spanier Tyrannei" sind in viele europäische Sprachen übersetzt worden, namentlich noch während der Zeit des spanisch-amerikanischen Krieges des Jahres 1898.

trägnisse der Bergwerke und des Bodens an sich zu reißen. Während die Macht und Ausdehnung einer fremden Kirche und eines fremden Reiches sich beständig erweiterten, wurde Mexikos Bevölkerung völlig versklavt. Es war damals, daß die Kirche Roms ein so zahlreiches Heer von Mönchen, Nonnen und Priestern hierher sandte, so ungeheuren Grundbesitz erwarb, so unglaublich viele steinerne Kirchen, große Klöster, Jesuitenschulen und Inquisitionsgefängnisse aufführte und so unermeßliche Reichtümer an Gold und Silber zusammenraffte. Während dieser Zeit versank unser armes Volk in das äußerste Elend. Es wurde aller Rechte und jeder Möglichkeit beraubt, sich emporzuarbeiten. Es wurde ihm überlassen, in geistiger Finsternis einherzutappen und irgendwie ein Fortkommen zu finden. Handel mit anderen Völkern zu treiben, war ihm nicht erlaubt. Erwarb irgend jemand Eigentum, so wurde es unter allerhand Vorwänden für kirchliche und königliche Zwecke beansprucht. Unter den falschen Lehren eines korrupten Priestertums herrschte blinder Aberglaube, während gleichzeitig die fürchterliche Inquisition mit ihrer grausamen Maschinerie das Volk in eine Unterwürfigkeit zwang, die in der Geschichte der Menschheit kaum ihresgleichen hatte. Unter solcher Mißwirtschaft verlor Mexiko unter den Ländern der Erde mehr und mehr an Bedeutung." —

Hören wir weiter, was der Amerikaner Wm. E. Curtis, einer der Leiter der Kolumbischen Weltausstellung zu Chikago und einer der fähigsten Schriftsteller seiner Zeit, in seinem Buch „Capitals of Spanish America" (Neuyork 1888) auf Grund eigener Beobachtungen über die Republik Ekuador zu sagen hatte:

„Obwohl Simon Bolivar Ekuador vom spanischen Joch befreite, hielten die Priester die Bevölkerung dennoch so in ihrer Gewalt, daß in der von ihnen verdorbenen Atmosphäre wirkliche Freiheit weder aufkommen noch leben konnte. Infolgedessen verfiel das Land jener Anarchie, in der es sich noch heute befindet. Ekuador ist das einzige Land Amerikas, in dem die katholische Kirche noch in genau derselben Weise fortbesteht, als wie zu jener Zeit, wo die Spanier das Land verließen. Ein Viertel des gesamten Eigentums gehört dem Erzbischof. Auf jede 150 Einwohner kommt eine Kirche. 10% der ganzen Bevölkerung sind Priester, Mönche und Nonnen. Von den 365 Tagen des Jahres werden 272 als kirchliche Fest- oder Fasttage gefeiert. Das Priestertum hat die gesamte Regierung in seiner Hand, erwählt sowohl die Präsidenten, wie den Kongreß und die Richter, diktiert die Gesetze und erzwingt deren Durchführung. Seine Herrschaft ist eine so absolute, als ob der Papst König und das Land eine päpstliche Kolonie wäre. Das Volk wird in völliger Unwissenheit erhalten. Bücher, Zeitschriften und Zeitungen dürfen ohne ausdrückliche Ge-

nehmigung der Jesuiten nicht eingeführt werden. Eine eigene Literatur ist nicht vorhanden. Da der Schulunterricht von der Kirche überwacht wird und im Dienst derselben steht, so sind die Kinder über das Leben der Heiligen weit besser unterrichtet als über die Geschichte und Geographie des eigenen Landes. 75 % aller Geburten sind illegitim. Stiergefechte und Hahnenkämpfe bilden die hauptsächlichsten Unterhaltungen." —

Im Einklang damit stehen die Schilderungen andrer Reisenden. So berichtete Theodor Wolf in den „Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" (1891), daß der Zustand der Felder und ihre Bestellungsart die traurigsten Begriffe von der Indolenz der Einwohner geben. Der Reichtum der Landgüter bestehe meist nur in soundso vielen Quadratmeilen von Weideplätzen für halb verwildertes Vieh. Der Zustand der Verkehrswege sei derart schlecht, daß sie nur da zu sein scheinen, um die Kommunikation zu erschweren. Dörfer, nur einen Büchsenschuß voneinander entfernt, sind durch Schluchten und Wege getrennt, welche ein mehrstündiger Regen völlig unpassierbar macht, so daß oft tageweite Umwege gemacht werden müssen. Aber das Land hat nicht weniger als sechs Bischofssitze, die dem Erzbistum in Quito unterstehen. —

Wenig besser liegen die Verhältnisse in Bolivia, Peru, Kolumbia, den Republiken Mittelamerikas und in Mexiko. Seit dem Aufhören der spanischen Herrschaft sind sie die Schauplätze beständiger Revolutionen und Bürgerkriege gewesen. Klerikale, liberale und radikale Parteien ringen unablässig um die Oberhand. Bald gelingt es dieser, bald jener Partei, den Sieg zu gewinnen, worauf ihre Führer es selten unterlassen, die Widersacher aus dem Lande zu vertreiben oder, wenn sie ihnen in die Hände fallen, an eine Mauer zu stellen und durch ein paar Schüsse für immer unschädlich zu machen.

Manche dieser Republiken liegen seit mehreren Menschenaltern in einem beständigen Kulturkampf gegen die sie unterjochende Kirche. So vor allen Mexiko, wo sich neben den „Clerigos", der von den Priestern geleiteten kirchlichen Partei, auch eine nach Reformen verlangende Partei, die „Liberales" bildete. Um die letzteren zu unterdrücken, entfesselten die Priester wiederholt blutige Bürgerkriege, ohne aber ihrer Gegner vollkommen Meister zu werden.

Als nun im Jahre 1857 Benito Juarez, ein geborener Azteke, von seinem bisherigen Posten eines Vorsitzenden des Obersten Gerichtshofs zum Präsidenten des ganzen Landes erhoben wurde, erließ er bald nach seinem Antritt wie auch im Jahre 1859 mehrere Reformgesetze, um in der durch die „Clerigos" gänzlich herabgewirtschafteten Republik geordnete Zustände zu schaffen. In allererster Linie verlangte er die völlige Trennung zwischen

Staat und Kirche sowie die Fernhaltung der letzteren von jeder ferneren Einmischung in die nationale Politik. Ferner verordnete er, daß kein im Ausland geborener Priester länger in Mexiko ein geistliches Amt bekleiden dürfe; daß alle religiösen Orden und Klöster aufgehoben werden sollten; daß Schulunterricht nur in den von der Regierung eingerichteten und geleiteten Schulen erteilt werde, und daß fernerhin keiner religiösen Körperschaft noch einem Geistlichen irgendwelchen Bekenntnisses gestattet werden solle, Schulen zu gründen und zu unterhalten. Kirchlichen Zeitschriften wurde verboten, sich mit der Besprechung national-politischer Vorgänge zu befassen. Ebenso wurde verfügt, daß keinerlei Körperschaften bestehen dürfen, deren Namen irgendwie auf eine Verbindung mit der Kirche hindeuten. Auch das Abhalten politischer Versammlungen in den Kirchen ist verboten, wohingegen religiöse Veranstaltungen nur innerhalb der Kirchen stattfinden dürfen. Von besonderer Wichtigkeit ist ferner, daß kein geistlicher Orden fortan Grundbesitz erwerben noch verwalten darf; daß Kirchen mit ihrem gesamten Inhalt als nationales Eigentum betrachtet werden sollen und daß der Regierung das Recht zustehe, über die Paläste der Bischöfe, die Gebäude der Priesterseminare, Kirchenschulen und Klöster nach Gutdünken zu verfügen.

Es ist klar, daß Vorschriften dieser Art nur in einem Lande beschlossen werden konnten, dessen Regierung zu ihrem Erlaß durch die bittersten Erfahrungen gezwungen wurden. Juarez sollte aber bald verspüren, daß Rom und die Clerigos nicht gesonnen seien, ihre Stellung in Mexiko kampflos aufzugeben. Seit geraumer Zeit waren unter Leitung des Erzbischofs von Mexiko Anschläge im Gange, um den Sturz der Republik und ihres Präsidenten Juarez herbeizuführen und an deren Stelle ein der Leitung Roms unterworfenes Kaisertum zu errichten. Die dafür erforderlichen Persönlichkeiten waren bereits sorgfältig ausgewählt. Zum künftigen Kaiser hatte man ein Mitglied der streng katholischen Habsburger, den österreichischen Erzherzog Maximilian ausersehen und ihn mit Charlotte, der Tochter des ebenfalls streng katholischen Königs Leopold II. von Belgien, vermählt. Diesem in dem bei Triest gelegenen Schloß Miramar wohnenden jungen Paar wurde die kaiserliche Würde angetragen. Maximilian nahm dieselbe an, nachdem ihm von dem zu dem Komplott hinzugezogenen Erzintriganten Napoleon III. die Zusicherung gegeben war, daß ein 30 000 Mann starkes französisch-belgisches Heer zur energischen Durchführung des Anschlags bereitstehe. Die feierliche Krönung des Paares erfolgte auf Anordnung des Papstes im April des Jahres 1864 in Wien, und am 14. April die Abreise von Triest aus an Bord eines österreichischen Kriegsschiffes. Dieses brachte die Reisenden zunächst nach Civita Vecchia, dem Hafenplatz des Kirchenstaates, wo Papst Pius IX. dem Kaiserpaar seinen Segen erteilte und es ermahnte, daß seine heiligste Pflicht darin bestehe, die Kirche in Mexiko in alle ihre früheren

Rechte wieder einzusetzen und ihr auch ihr konfisziertes Eigentum zurückzuverschaffen.

Die Ankunft des von einem glänzenden Hofstaat begleiteten Herrscherpaares im Hafen von Vera Cruz erfolgte am 28. Mai. Die Folge war ein von 1864—1867 wütender Krieg in Mexiko, der erst ein Ende nahm, nachdem der schlecht beratene, von Napoleon bald wieder verlassene Kaiser Maximilian von den ihr Vaterland verteidigenden Republikanern gefangengenommen und am 19. Juni 1867 bei Queretaro, unweit der Hauptstadt Mexiko, standrechtlich erschossen wurde. —

Bereits mehrere Monate vor dieser Tragödie hatte die junge Kaiserin Charlotte sich nach Frankreich begeben, um Napoleon zum Einhalten seiner Versprechungen zu veranlassen. Diese blieben aber unerfüllt, da die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika sich nicht nur weigerte, ein mexikanisches Kaisertum anzuerkennen, sondern auch mit der Bekämpfung desselben drohte. Die unglückliche Kaiserin, über das Fehlschlagen ihrer Hoffnungen und den Verlust des Gatten brütend, verfiel in Irrsinn, aus dem sie erst viele Jahrzehnte später durch den Tod erlöst wurde. Der dem jungen Paar vom Papst im April des Jahres 1864 erteilte Segen hatte sich als wirkungslos erwiesen. —

Den von Juarez erlassenen Verordnungen wurden im Jahre 1917 einige weitere hinzugefügt. Sie bestimmen, daß kein Geistlicher weder von einem Amtsbruder noch von einer religiösen Körperschaft Grundbesitz noch Eigentum erben kann; ferner, daß nur auf dem Standesamt geschlossene Ehen gerichtlich anerkannt werden sollen und daß die Regierung das Recht habe, die Höchstzahl der für jeden Bezirk zulässigen Geistlichen zu bestimmen. Es sind diese Verordnungen, denen das Papsttum und seine in Mexiko weilenden Vertreter die Anerkennung verweigern. An ihren Jahrhunderte alten Forderungen festhaltend, daß die Oberhoheit der Kirche über allen weltlichen Regierungen stehe und sich keinerlei Vorschriften derselben unterwerfen dürfe, nahmen sie in den Jahren 1927 und 1928 auch den Kampf gegen die Regierung des Präsidenten Calles auf, der auf der bisher kaum ernstlich vorgenommenen Durchführung der oben aufgezählten Bestimmungen bestand. In diesem Kampf verfügte der Papst das Aufhören aller Gottesdienste und das Einstellen aller priesterlichen Handlungen, wie die Vornahme von Taufen, Eheschließungen und Begräbnisfeierlichkeiten, mit anderen Worten: das Interdikt mit all seinen Schrecken für eine gläubige Bevölkerung. Desgleichen verhängte der Papst über alle Geistliche, die sich den Bestimmungen der Regierung fügen wollten, die Exkommunikation. Um der Callesschen Regierung Verlegenheiten zu bereiten, wurde durch die kirchlichen Organe den Gläubigen auch die Abführung aller Steuern und öffentlichen Abgaben an die Regierung untersagt, sowie die Zu-

rückziehung von Bankguthaben aus dem öffentlichen Geldumlauf angeordnet. Diese Beeinflussung der Gläubigen nahm einen so weitgehenden Umfang an, daß eine finanzielle Katastrophe auszubrechen drohte. An vielen Orten kam es auch zu blutigen Zusammenstößen der Clerigos mit den Regierungstruppen, die zahlreiche Opfer forderten. So rief der Kulturkampf abermals einen Bürgerkrieg hervor, dessen Ausgang noch nicht abzusehen ist. Die am 17. Juli 1928 erfolgte Ermordung des eben zum Präsidenten erkorenen Generals Alvaro Obregon durch einen religiösen Fanatiker dürfte zur Verschärfung der unglücklichen Zustände in Mexiko wesentlich beitragen. In diesem Kampf handelt es sich für die Regierung wesentlich auch um das wichtigste Problem Mexikos: Die Befreiung und geistige Hebung des eingeborenen Indianers, der seit dem Erscheinen der Spanier in seinem Lande um den von diesen und dem Priestertum ihm entrissenen Boden kämpft, um die Erträgnisse seiner Arbeitskraft ringt und das auf ihm lastende fürchterliche Joch des Entrechteten abwerfen möchte, wie das auch die von den Edelleuten und dem Priestertum unterdrückten und ausgebeuteten Bauern Englands und Deutschlands während des Mittelalters taten.

Daß die mexikanischen Clerigos in dem Kampf um die Herrschaft vor Gewalttaten und Meuchelmord nicht zurückschrecken, hat die am 17. Juli 1928 erfolgte Ermordung des eben zum Nachfolger des Präsidenten Calles erwählten Generals Alvaro Obregon durch einen 23jährigen religiösen Fanatiker namens José de Leon Toral dargetan. Derselbe schoß den um sein Vaterland hochverdienten General während eines zu seinen Ehren veranstalteten Festmahls in kaltblütigster Weise nieder. Infolge dieses Mordes wurden zahlreiche Verhaftungen vorgenommen. Die Verhöre ergaben, daß eine ganze Anzahl von Clerigos in einem in der Stadt Mexiko gelegenen Nonnenkloster eine Verschwörung geschmiedet hatten, dahingehend, sowohl den Präsidenten Calles wie auch dessen Nachfolger Obregon durch Bomben oder Gift aus dem Wege zu räumen. Sowohl im Abgeordnetenhause wie auch im Hauptquartier des Generals Obregon wurden Dynamitbomben zur Explosion gebracht; ferner gestand eine schöne Mexikanerin, Senorita Maria Elena Manzano, auserlesen gewesen zu sein, während einer Festlichkeit sowohl den Präsidenten wie den General Obregon einzuladen, mit ihr zu tanzen, während des Tanzes aber auch diese beiden „Feinde der Kirche“ mit einer vergifteten Nadel zu verwunden und dadurch ihren Tod herbeizuführen. Bomben wie Gift seien in dem Nonnenkloster hergestellt worden, dessen Oberin, Concepcion Acebeda de la Llata, jede Mitwisserschaft an der Verschwörung abzuleugnen suchte.

Wer würde nicht durch solche in heimtückischer Weise geplanten Anschläge an die Giftringe des Papstes Alexander IV., und ferner an die erfolgreichen Attentate auf die englischen Könige Henry II., Henry IV. und Wil-

liam den Schweigsamen erinnert? Und ferner an das erfolgreiche Attentat auf den amerikanischen Präsidenten Abraham Lincoln?

In den während der Monate Oktober und November 1928 abgehaltenen gerichtlichen Verhandlungen wurde Toral, der Mörder Obregons, zum Tode und die Oberin des Nonnenklosters als die „geistige Anstifterin des Verbrechens“ zu zwanzigjähriger Gefängnishaft verurteilt. Toral wurde am 9. Februar 1929 standrechtlich erschossen. Kaum 24 Stunden später wurde auf den an Stelle des ermordeten Obregon erwählten neuen Präsidenten der Republik, Emilio Portes Gil, ein Anschlag verübt, als er, von zahlreichen Kongreßmitgliedern begleitet, sich auf einem Sonderzug auf der Fahrt von Tamaulipas zur Hauptstadt befand. Vor dem Eingang zu einer Brücke war eine Dynamitbombe niedergelegt worden, die mit furchtbarer Gewalt explodierte, die Lokomotive und mehrere Wagen zerstörte und den Heizer der Lokomotive tötete. Der neue Präsident entging dem Anschlag unverletzt.

„Als im Frühjahr 1929 nach schweren Kämpfen eine Einstellung der Feindseligkeiten erfolgte und die Revolution niedergeworfen war, ergab es sich, daß die Unruhen weit über 4000 Tote und über 12 000 Verwundete gefordert hatten. Zahlreiche Eisenbahnen und Brücken waren zerstört worden. Außerdem war dem Lande eine Ausgabe von 16 000 000 Dollars erwachsen. Das von Rom über Mexiko verhängte Interdikt wurde erst im Juni wieder aufgehoben.“



ROM IN DEN VEREINIGTEN STAATEN

Die im Jahre 1497 durch John Cabot entdeckte Ostküste Nordamerikas wurde schon bald von manchen protestantischen Sekten, die wegen ihrer von den Lehren der „allein wahren Kirche" abweichenden Anschauungen aufs härteste verfolgt wurden, als eine Zufluchtsstätte aufgesucht, wo sie ihrem Glauben ungehindert und in Frieden leben könnten. Die erste derartige Auswanderergruppe bestand aus Hugenotten, die im Jahre 1562 auf Betreiben des französischen Admirals Coligny an einem noch völlig unbekannten Landstrich zwischen den heutigen Staaten Süd-Carolina und Florida anlangten und dort eine befestigte Niederlassung anlegten, die sie zu Ehren des französischen Königs Charles IX. „Arx Carolina" nannten. Auf diesen Landstrich erhoben aber auch die in Florida sitzenden Spanier Anspruch. Demgemäß erteilte der fanatisch katholische König Philipp II. dem ebenso energischen wie grausamen Seefahrer Menendez de Avilas den Auftrag, das Ketzernest, koste es was es wolle, auszurotten. Dieser entledigte sich des Befehls mit schonungsloser Härte. Denn obwohl er den Hugenotten, die nach längerer Belagerung ihre Ergebung anboten, das Versprechen gegeben hatte, ihr Leben schonen zu wollen, ließ er sie dennoch ausnahmslos niedermetzeln und über ihren Leichen eine Tafel mit der Inschrift aufrichten: „Dieses geschah ihnen nicht als Franzosen, sondern als Ketzern!" —

In Frankreich erregte dieser Mord so tiefe Erbitterung, daß im Jahre 1567 eine Strafexpedition nach der Stätte des Verbrechens ausgesandt wurde. Dieselbe überwältigte die dort zurückgelassene spanische Besatzung, richtete sie auf derselben Stelle hin, auf der die Hugenotten abgeschlachtet worden waren, und pflanzte auf dem Platz eine andere Tafel mit der Inschrift auf: „Dieses geschah ihnen nicht als Spaniern, sondern als Wortbrüchigen und Mördern!"

Zu einer Erneuerung der Hugenottenkolonie kam es aber nicht mehr, da die Lage der Hugenotten in Frankreich sich außerordentlich verschlimmerte, als die von dem Herzog von Guise geleitete katholische Partei in der Regierung des Landes die Oberhand gewann und nun gegen die „Ketzer" die gröbsten Gewalttaten verübte. Es war bekanntlich am 24. August 1572, daß während der Bartholomäusnacht der Admiral Coligny selbst nebst vielen tausend seiner Glaubensgenossen dem religiösen Fanatismus zum Opfer fielen. —

Den hier kurz geschilderten ersten blutigen Zusammenstößen zwischen Protestanten und Katholiken auf dem Boden der Neuen Welt reihten sich um die Mitte und zu Ende des 17. Jahrhunderts weitere an. An den Gestaden von Massachusetts hatten aus England ausgewanderte Puritaner im Jahre 1620 festen Fuß gefaßt, die Niederlassung Plymouth gegründet und sich von dort aus über ansehnliche Teile der mit dem Namen „Neuengland“ getauften Länderstrecken verbreitet. Nördlich und nordwestlich von ihnen hielten die katholischen Franzosen Kanada besetzt. Als nun der zum Katholizismus übergetretene König Jakob II. von England von seinem Volk vertrieben wurde und an den Hof seines Glaubensgenossen Louis XIV. von Frankreich floh, nahm dieser sich der Sache des entthronten Königs an. Der dadurch im Jahre 1689 entbrennende Krieg zwischen Frankreich und England dehnte sich natürlicherweise auch auf die Kolonien in Amerika aus. Hier war die Macht der Franzosen hauptsächlich durch den Eifer der als Missionare unter den Indianern tätigen Jesuiten begründet worden. Und diese waren es, welche die ihrem Einfluß unterstehenden Indianerstämme zu Feindseligkeiten gegen die protestantischen Engländer aufhetzten. Es kam infolgedessen zu grauenhaften Grenzkriegen, in denen viele Ansiedler Neuenglands und der Kolonie Neuyork ihr Leben verloren oder in Gefangenschaft geschleppt wurden.

Weitere Streitigkeiten entspannen sich dadurch, daß der gleiche König Jakob II. dem zum Baron von Baltimore erhobenen Sir George Calvert die Vollmacht gegeben hatte, an der Ostküste von Nordamerika auch eine katholische Kolonie zu gründen. Dieselbe wurde zu Ehren der Königin Maria „Terra Mariae“ = „Maryland“ getauft. Obwohl auf der Grundlage völliger Glaubensfreiheit organisiert, wurde auch diese Kolonie zum Schauplatz unaufhörlicher religiöser Reibereien. —

Zweifellos waren es die Erinnerungen an all diese Vorkommnisse und an die nie endenden schweren Glaubenskämpfe in Europa, welche den französischen Marquis Lafayette, den Verfechter persönlicher Freiheit, bewogen, eines Tages seinem Freund und Waffengenossen George Washington gegenüber die Befürchtung auszusprechen, daß, sollte der in den Jahren 1775 bis 1784 aufgerichtete Bund der Vereinigten Staaten jemals zerstört werden, das wahrscheinlich durch die Ränke der römischen Klerisei geschehen werde. —

Seitdem Lafayette diese Warnung erließ, sind 150 Jahre verstrichen. Innerhalb dieses verhältnismäßig kurzen Zeitraums haben sich in den Vereinigten Staaten von Amerika Verhältnisse entwickelt, die zu der Untersuchung herausfordern, ob die von Lafayette ausgesprochene Befürchtung gerechtfertigt sei und ob den Vereinigten Staaten in dem Katholizismus tatsächlich eine Gefahr drohe.

Von seiten der römischen Klerisei wird das natürlich in der entschiedensten Weise bestritten und immer und immer wieder betont, daß sie es sich niemals einfallen lassen werde, den geringsten Einfluß auf die Regierung und die Politik des Landes ausüben zu wollen. Bekanntermaßen ist aber das Papsttum eine Macht, die seit ihrem Entstehen in beständigem Kampfe mit allen weltlichen Obrigkeiten gelegen hat, die sich seinem Streben nach bedingungsloser Vorherrschaft widersetzten. Es liegt nicht im Sinne des Papsttums und der römischen Klerisei, sich mit anderen in die Herrschaft über die Menschheit zu teilen. Sie machen es deshalb überall jedem Katholiken zur strengsten Pflicht, den von Rom ausgehenden Befehlen mehr zu gehorchen als den gesetzlichen Vorschriften der jeweiligen Landesbehörden. So war und ist es in allen Ländern mit monarchistischer Regierung, und so ist es auch in allen Republiken. Die Vereinigten Staaten von Amerika bilden keineswegs eine Ausnahme. Es ergibt sich dies aus den Verpflichtungen, die das Papsttum den katholischen Bürgern Amerikas von jeher auferlegte. Die Statuten der Vereinigten Staaten schreiben jedem, der das amerikanische Bürgerrecht erwerben will, vor, unter Eid jedem Gehorsam und jeder Treue gegenüber jedem fremden Herrscher und Staat, denen der Aufnahmesuchende bisher untertan war, für immer zu entsagen. Bekanntlich verlangt aber die katholische Kirche von allen ihren Anhängern unbedingten Gehorsam dem Papst gegenüber und bedroht jeden mit Ausstoßung aus der Kirchengemeinschaft, der es an diesem Gehorsam fehlen lassen sollte.

Daß auch in Amerika der Katholik in erster Linie dem Papst Gehorsam schulde, wurde bereits im 18. und 19. Jahrhundert gepredigt, seitdem aber auch wiederholt in der nachdrücklichsten Weise betont. So insbesondere auf einem im Jahre 1884 in Baltimore abgehaltenen Konzil der amerikanischen Kirchenfürsten. Sowohl hier wie auch in einem im Jahre 1886 in Baltimore erlassenen kanonischen Gesetz wurde hervorgehoben, daß der Gehorsam gegen eine weltliche Regierung erst an zweiter Stelle komme, und daß keine einer Regierung geleisteten Eide gehalten zu werden brauchten, welche den Interessen der Kirche zuwiderliefen. Solche Eide seien nicht als wirkliche, bindende Eide, sondern als falsche Eide anzusehen. „Wir müssen lernen," so lautete es in dieser Vorschrift, „daß wir zuerst Katholiken und dann erst Bürger sind. Wie Gott über den Menschen steht, so steht die Kirche auch über dem Staat!" Papst Leo XIII. selbst schärfte in einem am 10. Januar 1890 erlassenen Hirtenbrief den amerikanischen Katholiken ein: „Es ist unrecht, die Gesetze der Kirche zu brechen, um Verordnungen der weltlichen Behörden zu folgen. Stehen die Bestimmungen irgendeines Staates im Widerspruch zu den

Erlassen der Kirche, oder schädigen sie oder stellen die Autorität des Papstes in Frage, so ist es Pflicht jedes Katholiken, sich ihnen zu widersetzen, eine Sünde, sich ihnen zu unterwerfen!" —

Wird in diesen Sätzen den amerikanischen Katholiken aufs bestimmteste ihr in bezug auf Kirche und Staat zu beobachtendes Verhalten vorgeschrieben, so sind in zahlreichen anderen kirchlichen Erlassen die deutlichsten Hinweise gegeben, in welchem Sinne sie ihren politischen Pflichten als Bürger nachzukommen haben. Der Neuyorker Generalvikar Preston erklärte in einer am Neujahrstag 1888 gehaltenen Predigt: „Es wird oft von amerikanischen Katholiken geglaubt, daß die Politik außerhalb des Bereiches der Kirche liege und daß die Kirche nur Oberhoheit in Sachen des Glaubens habe. Sie sagen: ‚Ich will wohl meinen Glauben, nicht aber auch meine Politik vom Papste empfangen!' Derartige Äußerungen sind unloyal und unwahr. Ihr dürft nicht denken, wie es euch beliebt, ihr müßt denken als Katholiken! Wer da sagt, er wolle wohl seinen Glauben, nicht aber auch seine Politik von St. Peter beziehen, der ist kein wahrer Katholik!" —

Papst Leo XIII. gab sogar in einem Hirtenbrief vom 7. Februar 1885 den amerikanischen Katholiken folgende Anweisung:

„Wir ermahnen alle Katholiken, den öffentlichen Vorgängen sorgfältige Aufmerksamkeit zuzuwenden und an allen städtischen Angelegenheiten, Wahlen und öffentlichen Versammlungen teilzunehmen. Alle Katholiken müssen sich als tätige Elemente in dem täglichen politischen Leben jener Länder, in denen sie leben, fühlbar machen. Sie sollten sich mit aller Macht bemühen, daß die Verfassungen jener Staaten, in denen sie leben, nach den Grundzügen der wahren Kirche umgewandelt werden. Erweisen die Katholiken sich als träge, so werden die Zügel der Regierung leicht von Personen ergriffen, deren Gesinnung wenig Aussichten auf die Wohlfahrt der Kirche lassen. Darum haben die Katholiken guten Grund, in das politische Leben einzugreifen, um das lebendige Blut katholischer Weisheit und Tugend in das ganze System der Staaten einzuführen. Alle Katholiken, die Anspruch auf diesen stolzen Namen erheben, müssen für dieses Endziel wirken und arbeiten, bis jeder Staat nach dem von uns beschriebenen Vorbild umgewandelt ist!" —

Offener können die Endziele, welche die katholische Kirche sich in den Vereinigten Staaten von Amerika stellt, wohl nicht zum Ausdruck gebracht werden. Sehen wir nun zu, mit welchen Mitteln sie arbeitet, um diese Ziele zu erreichen und welche Erfolge sie bis jetzt errungen hat. —

Die Vereinigten Staaten gelten als das Land, wo die politische Organisation, die sogenannte „Maschine", ihre höchste Ausbildung erlangt habe. Aber



Papst Leo XIII.

die Organisation der beiden großen Parteien wird doch noch weit übertroffen von derjenigen der katholischen Hierarchie.

Im Jahre 1929 bestand das römische Heer in den Vereinigten Staaten aus 4 Kardinälen, und zwar jenen zu Boston, Neuyork, Philadelphia und Chikago; ferner aus 17 Erzbischöfen und 99 Bischöfen. Dieser Generalstab befehligte eine Armee von 25 773 Priestern und 19½—20 Millionen Katholiken.

An der Spitze dieser gewaltigen Macht steht seit dem Jahre 1892 ein apostolischer Delegat, der seinen Wohnsitz in der Bundeshauptstadt Washington hat, als direkter Vertreter des Papstes bei der amerikanischen Regierung fungiert und als solcher bei allen Empfängen des Präsidenten und bei öffentlichen Anlässen den Vortritt vor sämtlichen Botschaftern und Gesandten aller anderen Regierungen hat.

Um die Stellung dieses Delegaten soviel als möglich zu befestigen, wurde er mit einem Dekret ausgestattet, das folgenden Wortlaut hatte:

„Wir gebieten allen, welche es angeht, Sie, unseren apostolischen Gesandten, als die oberste Macht anzuerkennen. Wir gebieten allen, Ihnen in allen Dingen Hilfe, Unterstützung und Gehorsam zu leisten und in Ehrfurcht Ihre heilsamen Verordnungen und Befehle entgegenzunehmen. Alle Urteile oder Strafen, die Sie über diejenigen fällen und verhängen, die sich Ihrer Autorität widersetzen, sollen von uns bestätigt werden, und kraft der von Gott uns verliehenen Autorität werden wir für ihre unverletzliche Beobachtung sorgen, bis gebührende Genugtuung erlangt ist, gleichviel, ob diese Genugtuung gegen Verfassungen, apostolische Vorschriften oder irgendwelche andere Verordnungen verstößt.“ —

Demgemäß übertreffen die Machtbefugnisse des apostolischen Delegaten diejenigen der Botschafter sämtlicher weltlichen Mächte wie auch diejenigen irgendeines politischen Parteiführers bei weitem. Deshalb hatte Papst Leo auch keineswegs unrecht, wenn er die Anerkennung dieses Delegaten seitens der amerikanischen Regierung als „die Krone aller bisherigen Erfolge“ bezeichnete. —

Zum Zwecke der strengen Durchführung der von diesem Delegaten ausgehenden Erlasse ist das Gebiet der Vereinigten Staaten in 15 Provinzen eingeteilt: Neuyork, Baltimore, Philadelphia, Boston, Cincinnati, Chikago, Milwaukee, St. Paul, Dubuque, St. Louis, San Antonio, Neuorleans, Santa Fé, San Franzisko und Oregon-City. Jede Provinz hat an ihrer Spitze einen Erzbischof, und jede Diözese der Provinzen einen Bischof. Die gesamte katholische Geistlichkeit hat den päpstlichen Gesandten als direkten Vertreter des Papstes anzusehen, und alle Vorschläge, welche die Erzbischöfe nach Rom machen, kommen durch ihn an die Erzbischöfe zurück.

Was nun das Eingreifen in die Politik betrifft, so ist bekannt, daß die

Katholiken in vielen größeren Städten, besonders in Neuyork, Chikago u. a. O. die Wahlen bestimmen. In Neuyork bildet die seit 1789 bestehende „Tammany Society" den Sammelpunkt für die fast durchweg katholischen, ihren Priestern unbedingt folgenden Irländer, die, nebenbei gesagt, auch in dem im Jahre 1836 gegründeten Orden der „Hibernians" eine an 100000 Mitglieder zählende Vereinigung besitzen. Noch weit stärker ist der im Jahre 1882 gegründete „Orden der Kolumbusritter" („Knights of Kolumbus"). Dem Bericht zufolge, der am 2. August 1927 in Portland, Oregon, der 45. Jahresversammlung vorgelegt wurde, zählte der Orden damals 690782 Mitglieder, die sich auf 2498 „Councils" oder Ratsstellen verteilten, die sowohl über das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten, wie über Kanada und Alaska verbreitet sind. Das Gesamtvermögen des Ordens belief sich außer mancherlei Spezialstiftungen auf über 25 1/2 Millionen Dollars. Der Zweck des Ordens wird auf seinen Bannern durch die drei Buchstaben M. A. C. angedeutet, die nichts anderes besagen als: „Make America Catholic!" —

Daß dieser Orden sich in seiner Tätigkeit keineswegs auf die Vereinigten Staaten und Kanada beschränkt, bewies er durch einen im Jahre 1926 angenommenen Beschluß, durch den die Regierung des Präsidenten Calles von Mexiko wegen der gegen die katholische Kirche seines Landes gerichteten Maßnahmen aufs schärfste verdammt wurde. Ferner wurde eine Million Dollars bewilligt, um durch Vorträge und Flugschriften auf die bedrängte Lage der Katholiken in Mexiko aufmerksam zu machen und die amerikanische Regierung womöglich zu geharnischten Protesten, zu bewaffnetem Einschreiten zu veranlassen. In ähnlicher Weise wie die „Kolumbusritter" sind die 1790 gegründeten „Foresters of America" für die weitere Ausbreitung und Befestigung der Kirche tätig. Desgleichen das „National Council of Catholic Men"; das „National Council of Catholic Women"; die „National Union of Catholic Young Men"; die „Catholic Daughters of America" u. a. m. Ferner bestehen streng katholische Zentralverbände, wie z. B. der „Deutsch-Römisch Katholische Zentralverein", die Verbände katholischer Akademiker, Schriftsteller, Schauspieler und Arbeiter, außerdem streng katholische Gesang- und Turnvereine und Kegelklubs.

Über allen diesen Vereinigungen steht die im Jahre 1921 gegründete „National Catholic Welfare Conference", die ihren Sitz in Washington hat und von einem aus 7 Erzbischöfen und Bischöfen bestehenden, jährlich neu zu erwählenden Vorstand geleitet wird. Seine Aufgabe besteht darin, die gesamte katholische Bevölkeruung der Vereinigten Staaten zu gemeinsamem Handeln in allen sie und die Kirche angehenden Fragen anzuhalten. Der ausführenden Abteilung des Vorstandes unterstehen Sonderabteilungen, die sich mit der Einwanderung und der Amerikanisierung der Eingewanderten, mit dem Erziehungs- und Schulwesen, mit der Behandlung der Presse, mit

der Ordnung des Vortragswesens und der Beschaffung und Vorführung geeigneter Wandelbilder, mit Wohlfahrtsfragen usw. zu befassen haben. Ein monatlich erscheinendes „Bulletin“, sowie ein besonderer Nachrichtendienst versorgen sämtliche in den Vereinigten Staaten erscheinende katholische Tageszeitungen und Monatsschriften mit geeignetem Lesestoff. Selbstverständlich unterhält dieses Nachrichtenbureau auch in allen größeren Städten eigene Korrespondenten.

Gegenüber diesem bis in die kleinsten Einzelheiten fest geschlossenen und wohlgedrillten Heer des Katholizismus bieten die vielen nichtkatholischen Bekenntnisse in den Vereinigten Staaten das Bild jämmerlicher Zersplitterung. In hunderte Sekten und Sektchen geteilt, die in armseligen Haarspaltereien einander befehden, werden sie von dem Katholizismus langsam, aber sicher weggeschwemmt. Dieser Prozeß wird dadurch erleichtert, daß viele der nichtkatholischen Durchschnittsamerikaner dem Vordringen der römischen Macht mit einer geradezu naiven Harmlosigkeit gegenüberstehen. Der Glaube an die Unerschütterlichkeit der Bundesverfassung ist so fest in ihnen gewurzelt, und sie bilden sich so sehr ein, Amerika mache eine Ausnahme von der Regel, wonach Religionsfreiheit und souveränes Priestertum nicht nebeneinander bestehen können, daß sie es gar nicht für möglich halten, jemand könne ernstlich die Absicht haben, diese heilige Bundesverfassung umzugestalten. Daß aber der Zeitpunkt im Anzug ist, wo die katholische Kirche der amerikanischen Regierung über den Kopf gewachsen sein und wo sie mit den weitestgehenden Forderungen hervortreten wird, läßt sich fast mit mathematischer Gewißheit berechnen. Im Jahre 1800 kam auf je 53 in den Vereinigten Staaten lebende Personen ein Katholik. Bis zum Jahre 1850 hatte sich dieses Verhältnis zugunsten der Katholiken bereits so verschoben, daß auf je 14 Personen ein Katholik kam. Heute rechnet man aber schon auf 5 bis 6 Personen einen Katholiken.

In entsprechender Weise wuchs auch das Vermögen der katholischen Kirche innerhalb der Vereinigten Staaten. Der Historiker Friedrich Kapp veranschlagte es im Jahre 1872 auf mindestens 1000 Millionen Dollar. Seit jener Zeit ist es in geradezu fabelhafter Weise gewachsen, so daß die Verhältnisse allmählich jenem den europäischen Ländern wohlbekannten Zustand zutreiben, wo die Kirche, die sogenannte „tote Hand“, den größten Teil des Grundbesitzes an sich gebracht hatte, ein unerträglicher Zustand, der nur dadurch beseitigt werden konnte, daß die Regierungen alles Kircheneigentum beschlagnahmten. In den Vereinigten Staaten entzieht die katholische Kirche den Behörden die Kontrolle über das Besitztum der Kirche dadurch, *daß die Bischöfe sämtliches Kircheneigentum auf ihre Person übernehmen und es testamentarisch ihren Nachfolgern übertragen.* Da das Kircheneigentum nicht versteuert wird,

ein bedeutender Teil aber gar nicht zu kirchlichen, sondern zu weltlichen Spekulationszwecken gebraucht wird, so zieht der Klerus aus diesem unversteuerten Besitz ungeheure Einnahmen, die wiederum in gleicher Weise nutzbringend angelegt werden. Indem die Kirche so ihre Machtstellung unerschütterlich auf den Grundbesitz begründet, so verliert sie ihr Hauptziel, die Verfassung der Vereinigten Staaten und das Land selber in dem vom Papst Leo XIII. gewünschten Sinne umzumodeln, nicht aus dem Auge. Sie sucht das zu erreichen, indem sie die wichtigste Macht des Landes, die Presse, unter ihre Botmäßigkeit bringt oder ihrem Willen gefügig macht. Ferner durch eifriges Wühlen gegen den konfessionslosen Unterricht in den allgemeinen Volksschulen und durch kraftvolles Unterstützen solcher Politiker, bei denen man des Eintretens für den Katholizismus sicher ist. Der weitaus größte Teil der katholischen Jugend Amerikas wird in Pfarr- und Klosterschulen, in von Jesuiten geleiteten katholischen Universitäten und anderen Lehranstalten erzogen. Angeblich wird in manchen dieser Lehranstalten auch militärischer Unterricht erteilt, „da man nicht wissen könne, ob die Katholiken Amerikas nicht eines Tages zur Verteidigung ihres Glaubens und des Eigentums der Kirche die Waffen ergreifen müßten.“ —

Wer dürfte angesichts aller dieser Tatsachen bestreiten, daß dem Fortbestand der Vereinigten Staaten und der geistigen Freiheit ihrer Bürger in dem Katholizismus eine schwere, kaum noch abzuwendende Gefahr droht. Schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts konnte sich Claudio Jannet, Professor der Sozialökonomie am „Institut Catholique de Paris“, in seinem umfangreichen Werk über die Vereinigten Staaten in der Gegenwart*) dahin äußern, „daß die amerikanischen Politiker fühlen, daß sie sich in der katholischen Kirche einer Macht gegenüber befinden, die, je nachdem sie sich auf diese oder jene Seite stellt, das Zünglein der Wage lenkt“. Dieser Tatsache ungeachtet riet er der Kirche zur Vorsicht, da ihre Stellung noch nicht so unbedingt gesichert sei, daß man sie unklugerweise kompromittieren dürfe. Er sprach dabei aber auch seine Hoffnung aus, daß „eines Tages die Einigkeit zwischen Staat und Kirche in Amerika eine neue, dem Zustande der menschlichen Gesellschaft unserer Zeit entsprechende Form finde“ und daß die „Neue Welt im Lauf des 20. Jahrhunderts Zeuge der wichtigen Tatsache werde, daß die Mehrheit eines Volkes aus vernünftiger Überzeugung und durch einen freien Willensakt sich unter die Leitung der katholischen Kirche stelle.“ —

Zweifellos wird auch für die Vereinigten Staaten eine Zeit der Krise

*) Eine deutsche Übersetzung dieses Buches erschien im Jahre 1893 in Freiburg im Breisgau.

kommen, wo es sich wie in Mexiko, Kolumbia und anderen Ländern um die Frage handelt, ob die römische Hierarchie oder der Staat die Herrschaft führen soll. Wann der unvermeidliche Kampf zum Ausbruch kommen und wer in demselben Sieger bleiben wird, ist nicht vorauszusehen. So viel ist aber gewiß, daß er die furchtbarsten Opfer kosten und den Fortbestand der Vereinigten Staaten auf eine weitaus härtere Probe stellen wird als je zuvor. —

Daß diese Befürchtung keineswegs unbegründet ist, dürfte ein Einblick in mancherlei Vorgänge des amerikanischen Bürgerkrieges der Jahre 1861 bis 1865 sowie in ein Werk des im Jahre 1809 in Kanada geborenen und im Jahre 1899 in Montreal gestorbenen ehemaligen römisch-katholischen Priesters Charles Pascal Chiniquy dartun. Dieser im Jahre 1833 zum Priester geweihte Mann durchlebte die kritische Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges teils in Kanada, teils in den Vereinigten Staaten. Während des Krieges trat er mit dem von ihm hochverehrten Präsidenten Abraham Lincoln häufig in persönliche Beziehungen. Nach seinem Ausscheiden aus der katholischen Kirche unternahm Chiniquy Vortragsreisen durch Amerika, Europa und Australien. Im Jahre 1886 ließ er in London unter dem Titel: „Fifty Years in the Church of Rome" ein Buch erscheinen, dessen Abschnitte 60 und 61 von äußerster Wichtigkeit sind. Hören wir, was er in denselben zu sagen hatte:

„Die in der Verfassung der Vereinigten Staaten verkündigten erhabenen Grundsätze der Gleichheit, Brüderlichkeit, Freiheit und Toleranz bedeuten gewissermaßen die Erfüllung des Evangeliums Christi. So lautet das Urteil der ganzen Welt, die Kirche Roms ausgenommen. Wie kommt es, daß die Armen, Mühseligen, Zerschlagenen und Unterdrückten aller Länder ihre Blicke, Herzen und Schritte nach diesem Lande lenken? Es geschieht, weil alle Stimmen des Himmels und der Erde ihnen verkündigen, daß die Vereinigten Staaten wirklich das Land jener Brüderlichkeit, Rechtlichkeit, Gleichheit und Freiheit sind, wie sie vom Erlöser der Welt verheißen wurden. Der Papst zu Rom und seine Jesuiten wissen das besser als alle anderen. Deshalb sind sie auch unablässig mit äußersten Anstrengungen darauf aus, diese Republik zu vernichten. Indem sie predigen, es sei ihre Pflicht, alle diejenigen auszurotten, die in ihren religiösen Anschauungen vom allein wahren Glauben abweichen, so halten sie es auch für ihre Pflicht, solche Regierungen und Völker, die sich ihrem Joch nicht unterwerfen wollen, zu zerstören, wo immer sie das, ohne Gefahr zu laufen, tun können. Betrachtet Rom es als seine Aufgabe, alle unteren Volksschichten dahin zu belehren, daß sie den oberen ebenso willenlos zu folgen haben, wie der Körper oder ein Stock der sie führenden Hand folgt, so weiß Rom aber auch sehr wohl, daß es dieses Ziel nicht erreichen kann, solange die freie amerikanische Volksregierung besteht. Deshalb ist Rom darauf aus, ihr Widerstand entgegen-

zusetzen, sie zu lähmen und zu stürzen, wann und wo immer eine Gelegenheit dazu sich bieten sollte. Mit Luchsaugen lauert es auf eine solche Gelegenheit. Voll Unruhe und Grimm beobachtete es die Gründung und den Aufstieg dieser mächtigen Republik. Denn es weiß sehr wohl, daß jeder echte Bürger der Vereinigten Staaten den Wunsch hegt, deren Grundsätze von Gleichheit, Brüderlichkeit und Freiheit über die ganze Welt zu verbreiten. Es entging den Päpsten auch nicht, daß die unwiderstehliche Wirkung dieser Grundsätze sich bei den entlegensten Völkern fühlbar macht und daß bei einer weiteren Ausbreitung derselben der Fortbestand Roms gefährdet werde. Deshalb ist Rom unablässig in hinterlistiger Weise darauf bedacht, den Samen der Zwietracht, des Hasses zwischen den beiden großen Hälften der Vereinigten Staaten, dem Süden und dem Norden, auszustreuen. Deshalb auch seine unaussprechliche Freude, als es sah, daß seine Bemühungen, das Volk der Vereinigten Staaten über der brennenden Frage der Sklaverei zu entzweien, erfolgreich waren. Die eine Partei durch die andere zu zertrümmern, um fortan über die blutigen Reste beider herrschen zu können, das ist Roms unabänderliche Politik. In der Zuversicht, daß die Stunde seines endgültigen Triumphes über dieses Land nahe sei, befahl Rom dem Kaiser von Frankreich (Napoleon III.), sich bereitzuhalten, um mit einer Armee von Mexiko aus den Süden zu unterstützen und die Nordstaaten zu vernichten. Desgleichen gebot der Papst sämtlichen römisch-katholischen Bischöfen und Priestern, wie auch allem gläubigen Volk, sich unter das Banner der Sklavenstaaten zu stellen. Jedermann weiß, daß die Bischöfe und Priester, mit nur einer einzigen Ausnahme, diesem Befehl wie ein Mann folgten. Vor allem wurde auch befohlen, sich der Erwählung Lincolns zu widersetzen und sie um jeden Preis zu verhindern. Hatte seine beredte Stimme doch vom ersten Tage seines Auftretens an die Anhänger der Sklaverei mit Schrecken erfüllt. Damals, wie noch heute, stand die demokratische Presse fast ausnahmslos unter der Kontrolle der römischen Kirche, und die willfährigen Handlanger der Jesuiten überschwemmten das Land mit den fürchterlichsten, gegen Lincoln gerichteten Verleumdungen. Sie nannten ihn einen Affen, ein dummes Vieh, einen gefährlichen Irrsinnigen, ein blutiges Ungeheuer, einen brutalen Wüterich usw. Kurz, Rom erschöpfte seinen ganzen Sprachschatz und durchstöberte sämtliche englische Wörterbücher nach Ausdrücken, die das Volk mit Haß, Abscheu und Angst gegen ihn erfüllen könnten. Nichtsdestoweniger war es Gottes Wille, daß der ehrenhafte Abraham Lincoln am 4. März 1861 das Amt eines Präsidenten der Vereinigten Staaten übernehmen solle." —

Weiter berichtet Chiniquy, er habe Lincoln wiederholt vor mörderischen Anschlägen gewarnt, die von Römlingen gegen den Präsidenten geplant seien. Von dem Bestehen solcher Anschläge sei er durch einen Priester unterrichtet worden, der gleich ihm aus der Kirche ausgeschieden war. Lincoln habe von

solchen Anschlägen bereits gewußt und sei einem in Baltimore beabsichtigten Mordversuch entgangen, indem er die Stadt mehrere Stunden vor der angekündigten Zeit, und zwar inkognito, passierte.

Trotz aller Vorsichtsmaßregeln fiel Lincoln dennoch am 14. April 1865 in der Bundeshauptstadt Washington einem von langer Hand vorbereiteten Mordanschlag solcher Römlinge zum Opfer. Während er mit seiner Familie einer Theatervorstellung beiwohnte, wurde er von dem in seine Loge eingedrungenen Schauspieler John Wilkes Booth niedergeschossen. Um die gleiche Stunde waren auch Mordanschläge gegen den Vizepräsidenten Johnson, den Staatsminister Seward und den während des Krieges so erfolgreichen General Grant geplant. Wären alle diese Anschläge erfolgreich verlaufen, so wäre wahrscheinlich ein Wiederaufflammen des eben beendeten Bürgerkrieges zu erwarten gewesen. Aber die Anschläge auf den Vizepräsidenten und General Grant schlugen fehl. Dagegen wurde der erkrankte Staatsminister Seward in seinem Bett überfallen und durch Messerstiche schwer verwundet. Lincoln starb am Morgen des 15. April.

Sein Mörder war nach der Tat entflohen, wurde aber nach langer Verfolgung eingeholt und erschossen. Es gelang auch, seine Mitverschworenen zu verhaften. Die Verhöre ergaben, daß sämtliche Teilnehmer an dem Komplott fanatische Katholiken waren und ihr Hauptquartier in dem von katholischen Priestern oft besuchten Boardinghaus einer ebenso fanatischen Katholikin, Frau Mary Surratt, gehabt hatten.

Zwei der die Verhöre schildernden Werke mögen hier genannt werden. In erster Linie das von dem die Verhöre niederschreibenden Protokollführer Benn Pitman im Jahre 1865 in Washington veröffentlichte Buch: „The Assassination of President Lincoln and the Trial of the Conspirators." Ferner „The suppressed Truth about the Assassination of Abraham Lincoln. Written and compiled by Burke McCarty, Ex-Romanist. (Washington D. C. 1922.) —

Zieht man die in diesen Büchern geschilderten Ereignisse sowie die Tatsache in Betracht, daß seit dem Bürgerkrieg die Machtstellung Roms in den Vereinigten Staaten ungeheuer gewachsen ist, während seine Ziele die gleichen blieben, so kann man sich nicht gegen die Erkenntnis verschließen, daß die Zukunft der Republik Anlaß zu den ernstesten Befürchtungen gibt. Die Erbitterung, mit der die Präsidentenwahl des Jahres 1928 geführt wurde, wo zum erstenmal in der Person des Gouverneurs des Staates Neuyork, Alfred Smith, ein Katholik als demokratischer Präsidentschaftskandidat aufgestellt war, läßt erkennen, daß die in den Vereinigten Staaten bestehenden religiösen Gegensätze sich mehr und mehr verschärfen und daß es infolge derselben über kurz oder lang zu ähnlichen blutigen Zusammenstößen kommen mag wie in der Nachbarrepublik Mexiko. —

Auf Seite 715 seines Buches „Fifty Years in the Church of Rome" schreibt Chiniquy dem Präsidenten Lincoln folgende Prophezeiung zu:

„Ich maße mir nicht an, ein Prophet zu sein. Aber obwohl kein Prophet, sehe ich dennoch eine finstere Wolke an unserem Horizont heraufziehen. Sie kommt von Rom und ist voll blutiger Tränen. Sie wird höher und höher steigen und zunehmen, bis ihre Flanken durch einen von furchtbaren Donnerschlägen gefolgten Blitzstrahl zerrissen werden. Dann wird ein Zyklon, wie die Welt einen gleichen nie erlebte, über unser Land dahinbrausen und sowohl über den Norden wie über den Süden Tod und Verderben bringen. Nachdem er sich ausgetobt hat, werden lange Tage des Friedens und Gedeihens folgen, denn das Papsttum mitsamt seinen Jesuiten und seiner mitleidlosen Inquisition werden für immer aus unserem Lande hinweggefegt worden sein. Weder ich noch Sie, aber unsere Kinder werden diese Dinge erleben!" —



DIE PÄPSTE DER NEUZEIT ALS ÜBER- UND GOTTMENSCHEN

Für die freiheitlichen Bestrebungen und politischen Zustände der Menschheit ist kein Ereignis von so gewaltigem Einfluß gewesen wie die im Jahre 1776 erfolgte Unabhängigkeitserklärung der 13 britischen Kolonien Nordamerikas und die Aufrichtung der Union. Gleich einem Feuerbrand verbreitete sich der durch Thomas Jefferson in Worte gefaßte und durch George Washington in die Tat umgesetzte Freiheitsgedanke über die ganze Welt. Er flackerte zuerst in Frankreich auf und führte dort im Jahre 1789 zu einer Revolution, während welcher die hochklingenden Forderungen: „Freiheit und Gleichheit! Menschenrechte und Volksregierung!" voll Begeisterung ausgerufen wurden und verwirklicht werden sollten. Die reichen Besitzungen und Schätze der Kirche wurden für Nationaleigentum erklärt, die Klöster aufgehoben und alle Geistlichen zur Ablegung des Bürgereides gezwungen. Dieser Revolution reihten sich in den unter furchtbarster Ausbeutung seitens weltlicher und geistlicher Unterdrücker seufzenden spanischen Kolonialländern Mittel- und Südamerikas ähnliche Unabhängigkeitskämpfe an, während welcher José de San Martin, Simon Bolivar, Antonio de Sucre, Manuel Belgrano, Miguel Hidalgo und andere den von den nordamerikanischen Helden gesetzten Vorbildern nacheiferten und ihre gänzlich heruntergekommenen Heimatländer einer besseren Zukunft entgegenführten. —

In Mitteleuropa entfesselte das gleiche Freiheitsverlangen den erfolgreichen Krieg des Jahres 1813 gegen das Joch Napoleons. Als aber die Völker, welche dieses Befreiungswerk glücklich vollbracht hatten, nun auch einen Anteil an der Regierung in Form parlamentarischer Vertretungen begehrten, da schlossen sich die noch streng absolutistisch gesinnten, in beständiger Angst vor dem Umsturz lebenden Herrscher, vor allem der russische Zar, die Habsburger sowie die Könige von Frankreich, Spanien, Preußen und Holland zu einer „Heiligen Allianz" zusammen, die den wachgewordenen Freiheitssinn der Völker zu unterdrücken suchte und diese mit allen Mitteln zum altgewohnten Untertanengehorsam zurückbringen wollte.

Diese sogenannte „Reaktionszeit" wurde von den Päpsten als eine passende Gelegenheit erachtet, sich bei den Herrschern in empfehlende Erinnerung zu bringen. Wie vor zwei- oder dreitausend Jahren die Brahmanen In-

diens ihren Fürsten klargemacht hatten, daß sie ohne den Beistand der Priester niemals erfolgreich und glücklich sein könnten, so verstanden nun auch die Päpste die „Herrscher von Gottes Gnaden" davon zu überzeugen, daß die Religion, der Altar die stärksten Stützen der Throne seien. Das leuchtete insbesondere den noch ganz in mittelalterlicher Gedankenwelt lebenden, jedem freien Luftzug abholden Habsburgern und ihrem allmächtigen Minister Metternich ein. Nicht minder den im Königreich Bayern regierenden, streng katholischen Wittelsbachern und den über Sachsen herrschenden Wettinern, die sich seit dem Jahre 1697 gleichfalls wieder dem Katholizismus zugewendet hatten. Um System in das gemeinsame Vorgehen gegen die nach geistiger Freiheit verlangenden Ruhestörer zu bringen, erweckte Papst Pius VII. auch den im Jahre 1773 aufgehobenen, in Wirklichkeit aber niemals erloschenen Jesuitenorden zu neuem Leben, dessen Mitglieder nunmehr an allen Höfen eine überaus rege Tätigkeit entfalteten*). Auch in Frankreich bestrebte sich eine klerikal-legitimistische Partei im Bunde mit dem König Karl X. (1824—1830), die Erinnerungen an die Revolution des Jahres 1789 auszulöschen. Dort, wie in Spanien, Portugal, Italien und Deutschland wurden alle freiheitlichen Regungen gewaltsam unterdrückt und ihre Anstifter standrechtlich erschossen oder zur Flucht nach England und Amerika getrieben. —

Aber auf die Dauer ließ sich das Verlangen der Völker nach größerer Freiheit und Selbstbestimmung doch nicht niederhalten. Denn als am 22. Februar des Jahres 1848 in Paris eine neue Revolution ausbrach, rief die Kunde der dortigen Vorgänge sowohl in Deutschland, Österreich und Italien ähnliche, die politische Freimachung anstrebende Volkserhebungen hervor. In Deutschland und Österreich glückte es den Machthabern abermals, dieselben gewaltsam niederzuschlagen. In Italien hingegen, das gleich Deutschland seit Jahrhunderten in einzelne, in ihrer Zerrissenheit schwache, lebensunfähige Staaten aufgelöst gewesen war, kam es nach langem Ringen, an dem der aus Amerika herbeigeeilte Freiheitskämpfer Garibaldi einen hervorragenden Anteil hatte, zur Vereinigung sämtlicher Fürstentümer zu einer Republik.

In jener Zeit der Wirren saß auf dem päpstlichen Stuhl Pius IX., dessen von 1846—1878 währende Regierung sich zu einer der eigenartigsten in der ganzen Geschichte der römisch-katholischen Kirche gestalten sollte.

---

*) Den unheilvollen Einfluß der Jesuiten erkennend, hatte die Regierung des Königreiches Portugal dieselben im Jahre 1759 ausgewiesen. Frankreich tat das gleiche im Jahre 1764; Spanien, Neapel und Parma folgten im Jahre 1767. Auf vielseitiges Drängen, auch seitens mancher Kirchenfürsten, entschloß sich Papst Clemens XIV., „um Frieden in der Kirche zu erhalten", den Jesuitenorden am 21. Juli 1773 aufzuheben. Bald darauf starb der Papst an Gift, das ihm, so wurde behauptet, von den Jesuiten beigebracht worden sei. Papst Pius VII. erneuerte den Jesuitenorden im Jahre 1814.

Als Rom im November 1848 zum erstenmal von den Rothemden Garibaldis eingenommen wurde, floh Pius am 25. November in Verkleidung nach Gaëta. Als bald darauf die in Rom gebildete Volksvertretung ihn ersuchen wollte, zurückzukehren, weigerte er sich, die an ihn abgesandte Deputation zu empfangen. Infolgedessen wurde am 9. Februar 1849 die weltliche Regierung des Papstes als erloschen erklärt und der Kirchenstaat der neuen Republik einverleibt. Pius aber wandte sich sowohl an Napoleon III. von Frankreich wie an die Herrscher von Österreich und Spanien um Beistand. Dieser wurde gewährt, so daß nach heftigen Kämpfen der von fremden Waffen beschützte Papst am 12. April 1850 nach Rom zurückkehren konnte.

Aber er war nicht länger der gleiche Mann, der durch sein leutseliges Wesen sich früher in hohem Maße die Gunst des Volkes erworben hatte. Völlig verbittert hatte er sich den Jesuiten in die Arme geworfen und suchte nun mit Hilfe der ihm von Napoleon III. zur Verfügung gestellten französischen Truppen seine Herrschaft über den Kirchenstaat durch ein wahres Schreckensregiment wiederherzustellen. —

Im Jahre 1861 wurde aber aus der italienischen Republik ein Königreich mit Viktor Emanuel von Sardinien an der Spitze. Der größere Teil des Kirchenstaates wurde diesem Königreich nach schweren Kämpfen abermals hinzugefügt. Und als im Jahre 1870 Napoleon III. während seines unglücklichen Krieges mit Deutschland sich genötigt sah, seine anders benötigten Truppen aus Rom zurückzuziehen, nahm Viktor Emanuel die Gelegenheit wahr, einen neuen Handstreich gegen die Residenzstadt des Papstes zu unternehmen. Siegreich zog er am 20. September in Rom ein und machte das Sommerschloß der Päpste, den Quirinal, zum Königspalast. Am 2. Oktober ließ er die Bevölkerung der Stadt darüber abstimmen, ob die Stadt gleichfalls dem Königreich einverleibt werden oder fernerhin unter der Herrschaft der Päpste verbleiben wolle. Die Abstimmung ergab 40785 Stimmen für und nur 46 Stimmen gegen die Vereinigung!

Ein am 13. Mai 1871 erlassenes Garantiegesetz sicherte dem Papst volle Anerkennung seiner Oberherrlichkeit über die römisch-katholische Kirche; desgleichen wurde ihm das Recht zugestanden, eine Leibwache zu halten und sowohl Gesandte fremder Länder zu empfangen wie auch eigene Gesandte auszusenden. Ferner wurden ihm drei Gebiete: der Vatikan, der Lateran und die Villa Gandolfo zur Verfügung gestellt. Obendrein wurde ihm eine jährliche Rente von 3225000 Lire angeboten.

Während Pius IX. die Oberhoheit über die Kirche als sich von selbst verstehend fortübte, nahmen weder er noch einer seiner Nachfolger die von dem „Raubstaat“ Italien und dem exkommunizierten „gotteslästerlichen“ König Emanuel bewilligte Rente in Anspruch. Auch zogen sie vor, den Vatikan, das größte der ihnen zugestandenen Gebiete, zu ihrem ausschließlichen Auf-

enthalt zu machen. Sie wollten fortan als „Gefangene“ gelten, die in Ruhe jenem Tage entgegensehen, wo eine empörte Welt die so schmachvoll behandelten Stellvertreter Gottes in alle früher innegehabten Rechte und Besitztümer wieder einsetzen werde. Diese eigenartige Haltung der Päpste gegenüber dem Königreich Italien blieb bis zum Jahre 1929 die gleiche, denn keiner der Päpste, die Pius IX. nachfolgten, hat den Vatikan jemals verlassen. —

Papst Pius IX. machte die Zeit seiner Herrschaft noch durch eine Reihe anderer Maßnahmen denkwürdig. Im Jahre 1851 schloß er mit der damaligen Königin Isabella II. von Spanien ein Konkordat oder Übereinkommen, nach welchem das römisch-katholische Glaubensbekenntnis als das in Spanien allein zulässige zu gelten habe und die Ausübung jeder anderen Richtung streng verboten sein solle. Ein gleiches Übereinkommen wurde im Jahre 1862 mit der südamerikanischen Republik Ekuador getroffen. Ein drittes Konkordat mit dem Kaiser Franz Joseph I. von Österreich übertrug die Überwachung sämtlicher Schulen sowie die Zensur der in Österreich gedruckten oder eingeführten Literaturwerke und Zeitungen der katholischen Geistlichkeit. Auch wurde das kanonische Kirchengesetz anerkannt und jede dagegen im Widerspruch stehende weltliche Bestimmung aufgehoben. Kaiser Napoleon III., der Beihilfe des Papstes zur Aufrechterhaltung seines wankenden Thrones bedürftig, wurde in ähnlicher Weise dienstbar gemacht. Sogar manche deutsche Staaten, vor allem Bayern, Hessen und Württemberg, erwiesen sich geneigt, mit Rom engere Verbindung zu unterhalten.

Weiter ist noch anzuführen, daß Pius IX. am 8. Dezember 1854 in die Kirchenlehre auch den Glaubenssatz aufnehmen ließ, daß gleichwie Christus ohne die von Adam und Eva auf die gesamte Menschheit übergegangene Erbsünde empfangen und geboren worden sei, die gleiche Reinheit auch für Maria, die Mutter Gottes, zu gelten habe. Diese Lehre von der „unbefleckten Empfängnis Mariä“ (Immaculata conceptio) bildet seitdem einen Glaubenssatz der katholischen Kirche.

Peinliches Aufsehen erregte, daß Pius im Jahre 1867 auch den Inquisitor Pedro Arbues, den gleichen, der sich während des 13. Jahrhunderts durch seine in Spanien über angebliche Ketzer verhängten Torturen und Todesstrafen zum Fluch für die arme Menschheit gemacht hatte, durch Heiligsprechung in die Klasse der von allen Gläubigen hoch zu Verehrenden erhob.

Noch zwei weitere Überraschungen wurden der Welt durch Pius IX. zuteil. Die erste war die am 8. Dezember 1864 erfolgte Veröffentlichung des „Syllabus“; die zweite die am 8. Dezember 1869 erfolgte Eröffnung eines im Vatikan abgehaltenen Konzils, das in seiner Sitzung vom 24. April 1870 die Unfehlbarkeit des Papstes als eine Lehre der katholischen Kirche verkündigte.

Es ist notwendig, auf beide Handlungen näher einzugehen. Der von mehreren, aus Theologen bestehenden Kommissionen seit längerer Zeit sorgfältig vorbereitete „Syllabus“ war eine Liste sämtlicher „Irrtümer“, die irgendwie gegen die Lehren und Interessen der Kirche verstießen, darunter die Irrtümer der Vielgötterei, der Naturreligionen, der religiösen Gleichgültigkeit, des Vernunftglaubens und aller Arten des Freidenkertums. Zu solchen Irrtümern wurden auch alle Vereinigungen gezählt, die sich die Verbreitung der Bibel angelegen sein ließen oder in irgendeiner Weise für Freiheit, Fortschritt und Aufklärung eintraten.

Durch diesen Syllabus, der zuerst einer Versammlung von 300 aus allen Teilen der Welt gekommenen Bischöfen vorgelegt wurde, wird weiter gefordert, daß in allen Staaten von Rechts wegen nur ein Glaubensbekenntnis, und zwar das „allein wahre“ der katholischen Kirche herrschen solle; ferner, daß die katholische Kirche als eine unabhängige, dem Staat übergeordnete Gewalt zu betrachten sei, die einer Anerkennung seitens des Staates nicht bedürfe und sich, frei von jeder staatlichen Beaufsichtigung, ungehindert bewegen und entfalten könne. Auch sei der Papst von Gottes wegen als ein völlig unabhängiger Fürst zu betrachten, dem auch eine weltliche Herrschaft zukomme. Entstehe irgendwo zwischen der Kirche und einem Staat eine Meinungsverschiedenheit oder ein Streit, so habe der Staat nachzugeben, da geistliches Recht über dem weltlichen stehe. In religiöse Fragen irgendwelcher Art dürfe der Staat sich nicht einmischen; dagegen sei die eigentliche Trennung der Kirche vom Staat nicht zulässig. Alle weltlichen Herrscher seien der Jurisdiktion der Kirche unterworfen, und es komme dem Papst zu, zu unterscheiden, welche von diesen Herrschern rechtmäßig seien. Von Gottes und Rechts wegen habe die Kirche auch vollen Anspruch auf die Schulen, damit den Kindern jene Art von Erziehung zuteil werde, die dem Geist der Kirche entspreche. Weiter beanspruche die Kirche auch die Gerichtsbarkeit in allen die Ehe betreffenden Angelegenheiten sowie die letzte Entscheidung über die Gültigkeit oder Ungültigkeit eines Eides.

Der Syllabus betonte demnach in der schärfsten Weise die alten Ansprüche der Kirche auf sämtliche ihr angeblich von Gott verliehenen unveräußerlichen Rechte. Zugleich verdammte er aber auch alles, was im modernen Staats- und Gesellschaftsleben irgendwie den Anschauungen und Interessen der Kirche und des Papsttums widersprach. Er verlangte ferner für die Kirche absolute Kontrolle über das Erziehungswesen, wie über die gesamte Kultur und Wissenschaft. —

Wurde dieser Syllabus von der aufhorchenden Welt mit maßlosem Staunen entgegengenommen, so sollte nur fünf Jahre später eine noch größere Überraschung folgen. Um dieselbe so eindrucksvoll als möglich zu gestalten, war wiederum eine glänzende Generalversammlung aller Kirchenfürsten der

Welt nach Rom einberufen worden. Ihrer 759 hatten sich eingestellt und wohnten der am 8. Dezember 1869 erfolgenden feierlichen Eröffnung des „Vatikanischen Konzils“ bei. Der eigentliche Zweck desselben war in der Einberufungsbulle nicht angegeben worden; aber gar bald wurde offenbar, daß derselbe in nichts Geringerem bestand, als in der Durchsetzung des Dogmas von der absoluten Gewalt und Unfehlbarkeit des Papstes. Waren auf früheren Konzilen zuerst die Kirche, dann die Konzile als solche für irrtumlos erklärt worden, so sollte die gleiche Eigenschaft nunmehr auch dem Papst zuerkannt werden. Während der darüber entstehenden langwierigen Verhandlungen fehlte es nicht an Widersprüchen. Die Erzbischöfe von Wien, Prag und Mainz ließen Schriften verteilen, in denen ausgeführt war, daß die alte Kirche von der Unfehlbarkeit eines Bischofs von Rom nichts gewußt, denselben in ihren Glaubensstreitigkeiten auch nie als Schiedsrichter angerufen habe, daß demnach die päpstliche Unfehlbarkeit der katholischen Kirche unbekannt sei und mit den Überlieferungen derselben nicht im Einklang stehe. Es wurden ferner von zahlreichen dem Konzil beiwohnenden Bischöfen Adressen an den Papst gerichtet, welche die Bitte enthielten, er möge die Frage der Unfehlbarkeit nicht zur Verhandlung kommen lassen. Noch am Abend des 15. Juli des Jahres 1870 suchte eine Abordnung solcher Bischöfe den Papst zu beschwören, von diesem „Unglück der Kirche“ Abstand zu nehmen. Aber trotz aller Einwendungen hielt Pius an seinem Vorhaben fest, exkommunizierte diejenigen, welche sich nicht entschließen konnten, das Opfer ihrer besseren Überzeugung darzubringen, und führte am 18. Juli eine Abstimmung herbei, in der von 535 Anwesenden 533 mit „Ja“ und nur 2 mit „Nein“ antworteten. Unmittelbar vorher waren 55 Bischöfe abgereist, um nicht an der Abstimmung teilnehmen zu müssen. Durch die Bulle „Pastor aeternus“ wurde nunmehr vom päpstlichen Stuhl aus als ein „von Gott geoffenbarter Glaubenssatz“ verkündigt, daß, wenn der Papst von seinem Lehrstuhl aus (ex cathedra) spreche und kraft seiner höchsten apostolischen Gewalt über eine von der gesamten Kirche anzunehmende, den Glauben oder die Sitten der Menschheit betreffende Lehre entscheide, sein Urteil infolge des dem heiligen Petrus zugesicherten göttlichen Beistandes jene Unfehlbarkeit besitze, mit welcher der Erlöser seine Kirche ausgestattet wissen wollte. Daher seien die Entscheidungen des Papstes aus sich selbst unabänderlich, ohne erst der Zustimmung der Konzile, der Kirche zu bedürfen.

„Mit der Durchsetzung dieses Gedankens erreichte das Papsttum den Höhepunkt seiner Macht. Es hatte für seine Inhaber eine alles bisherige Menschentum überragende Sonderstellung geschaffen, wie eine gleiche weder ein absoluter Kaiser, noch die Inkas des südamerikanischen Priesterreiches Tahuantinsuyu, noch die Lamas des Priester-



Gottvater im päpstlichen Ornat, mit Pallium und dreifacher Krone. Hauptteil eines von Hubert van Eyck gemalten Altarbildes in Gent.

reiches Tibet, noch die Mikados Japans jemals besaßen. Es war", wie Professor Heinrich Wolf in seiner „Kirchengeschichte" treffend bemerkt, „die Vergottung des höchsten Kirchenfürsten".

So geschehen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts!

Einer der bedeutendsten Künstler des Mittelalters, der um das Jahr 1366 in Flandern geborene Hubert van Eyck vollendete im Auftrag des in Gent lebenden reichen Patriziers Judous Vyts und dessen Ehefrau Lisbetta für deren Grabkapelle einen gewaltigen, mit mehreren Seitenflügeln versehenen Altarschrein, auf dessen Hauptblatt er den thronenden Gottvater darstellte. Sein herrliches Greisenhaupt ist mit der Tiara, der dreifachen Krone, geschmückt; um den Hals ist das Pallium gelegt. Während die linke Hand ein goldenes Zepter hält, ist die rechte segnend emporgehoben. Zu Füßen der majestätischen Gestalt ruht die Krone eines weltlichen Herrschers, zum Zeichen, daß alle irdischen Gewalten von Gott verliehen sind.

Genau diesem Gemälde entsprechend ist die Pose, welche die Päpste einzunehmen lieben, wenn sie sich bei außergewöhnlichen Gelegenheiten dem gläubigen Volke zeigen oder sich in der Sixtinischen Kapelle des Vatikans in feierlicher Prozession umhertragen lassen. —



Der Papst Pius XI. auf dem „Sedia gestatoria" genannten Tragsessel in der Sixtinischen Kapelle des Vatikans.
Nach einer in der französischen Zeitschrift „Illustration" gegebenen Originalzeichnung.

Daß diese „Vergottung" sich bis in unser 20. Jahrhundert hinein fortsetzte, erhellt aus folgenden Tatsachen:

Als man Anno 1925 in Rom das „Heilige Jahr" feierte, wurde für die aus allen Ländern der Christenheit erwarteten Pilger eine Anweisung ge-

druckt, die sie über ihr Verhalten in Gegenwart des „Heiligen Vaters“ belehrte. Es hieß darin:

„Bei der Privataudienz, wo man allein vom Heiligen Vater in seinem Zimmer empfangen wird, geschieht die Einführung durch einen geistlichen Kammerherrn. Sobald man des Papstes ansichtig wird, kniet man mit dem rechten Knie nieder, macht dann einige Schritte vorwärts und wiederholt die Kniebeugung. Dann kniet man auf beiden Knien vor dem Heiligen Vater und küßt ihm den Fuß. Während der Unterredung bleibt man knien. Nach der Audienz geht man rückwärts, den Blick auf den Papst gerichtet, unter der Wiederholung der doppelten Kniebeugung hinaus.“

Die in Briefen ihm zu gebenden Anreden haben zu lauten: „Sanctitas sua“, „Sanctissimus Dominus Noster“ oder „Beatissimus Pater“.

Für seine während des „Heiligen Jahres“ 1925 nötigen Fahrten bediente Papst Pius XI. sich eines Prunkwagens, der von sechs fleckenlos weißen Pferden gezogen wurde. Da völlig tadellose Schimmel in Italien nicht gefunden werden konnten, so wurden solche durch eine besondere nach Ungarn geschickte Gesandtschaft aus dem berühmten Gestüt des Grafen Esterhazy herbeigeschafft. Denkt man sich diesen Prunkwagen umgeben von den in mittelalterlichen Kostümen steckenden päpstlichen Schweizergardisten und gefolgt von einem Heer geistlicher Würdenträger in kardinalroten, violetten, weißen, schwarzen, braunen und anderen Farben prangenden Ornaten, so ist es für fromme Christen nicht ratsam, einen Vergleich anzustellen mit jenem im 12. Kapitel des Evangelium Johannis geschilderten Einzug Jesu in Jerusalem, währenddem der Sohn Gottes bescheiden auf einem Eselsfüllen einherritt. —



MÄRTYRER DER ERKENNTNIS UND WISSENSCHAFT

Wie bereits im Vorwort dieses Buches gesagt wurde, kam die Erkenntnis, daß Wissen Macht bedeute, zuerst jenen Schamanen, die infolge schärferen Beobachtens der in der Natur sich abspielenden Vorgänge und durch schlaues Ausnützen dieser Kenntnisse einen gewaltigen Einfluß über ihre dümmeren und abergläubischen Stammesgenossen erlangten. Da ihnen hierdurch Vorteile aller Art zuflossen, ja, sogar eine Sonderstellung eingeräumt wurde, so mußten sie folgerichtig darauf bedacht sein, ihre Stammesgenossen in immerwährender Unwissenheit zu erhalten; hätte doch jede denselben zuteil werdende Aufklärung eine Abnahme des eigenen Ansehens und der damit verbundenen Vorteile bedeutet. In früheren Abschnitten dieses Buches wurde auch nachgewiesen, daß die Schamanen und Fetischpriester solche Personen, welche die Macht der Schamanen oder die Echtheit ihrer angeblichen Wunder anzuzweifeln wagten, entweder auf geheimnisvolle Weise verschwinden ließen oder sich ihrer gelegentlich der Gottesgerichte entledigten.

Aus genau den gleichen Gründen und in genau der gleichen Weise verfuhren sowohl die Priester des Altertums wie des Mittelalters. Stets bemüht, die ihrem Einfluß unterstehenden Völker in Unwissenheit und im Bann des Aberglaubens zu halten, beseitigten sie alle Personen, die ihren Lehren, ihrem Ansehen und ihrer Machtstellung irgendwie gefährlich wurden. Nach Tausenden und aber Tausenden zählen die Männer, die ihren Drang nach Wissen und nach Erkenntnis, ihr Streben nach Wahrheit und ihre frei verkündigten Ansichten über das Wesen der Gottheiten und die großen Rätsel des Daseins mit dem Leben bezahlen mußten.

Weil der griechische Sophist Protagoras in einer Schrift erklärt hatte, nicht zu wissen, ob es wirklich Götter gebe und wie sie beschaffen seien, mußte er die Flucht ergreifen, fand dabei aber seinen Tod. Weil der Naturphilosoph Anaxagoras behauptete, die Sonne sei eine feurige Masse und tausendmal größer als ganz Griechenland, und weil er zuerst den Gedanken der Annahme eines von der Materie losgelösten Weltgeistes ausgesprochen und gelehrt hatte, wurde er mit Verbannung bestraft. Nur der Fürsprache seines mächtigen Freundes Perikles hatte er es zu danken, daß er der Hinrichtung

entging. In ähnlicher Weise wurde Aristarchos von Samos verfolgt, welcher um das Jahr 250 die Ansicht zu äußern wagte, daß die Erde sich drehe und um die Sonne kreise. Am bekanntesten ist das Schicksal des Sokrates. Angeklagt, von der Staatsreligion abgefallen und ein Atheist, ein Gottesleugner geworden zu sein, wurde er im Jahre 399 v. Chr. vor den Richterstuhl geschleppt, verurteilt und gezwungen, den todbringenden Schirlingsbecher zu leeren. —

Als die gefährlichsten Gegner jeder von der ihrigen abweichenden Meinung erwiesen sich aber doch die Priester der christlichen Kirche. Schon während der ersten Jahrhunderte des Bestehens der christlichen Sekte vernichteten die Kirchenväter planmäßig alle Handschriften und Bücher, die wegen der in ihnen niedergelegten Ansichten vom allein wahren Glauben abwichen und darum als „häretisch“ oder ketzerisch betrachtet wurden. Wie man die Schriften des Arius öffentlich verbrannte und ihn selbst durch Gift aus dem Wege räumte, so zerstörte man auch alle Handschriften, die von seinen Anhängern in Afrika und in den germanischen Ländern geschrieben worden waren. Desgleichen verfielen die manchen Kirchenvätern nicht zusagenden Werke der Philosophen Origenes, Porphyrius und anderer der Vernichtung. Späterhin wurden auch alle Wahrheitsucher, die im Anblick der tausendfältigen Wunder der Natur und im Sinnen über die großen Rätsel des Lebens zu anderen als von der Bibel gelehrten Anschauungen gekommen waren und denselben Ausdruck zu verleihen wagten, als Ketzer auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Diesem Schicksal verfiel im Jahre 1155 auch Arnold Brescia, weil er durch seine Reden gegen den weltlichen Besitz der Kirche und die von den Päpsten angestrebte Weltherrschaft den Unmut dieser Stellvertreter Gottes erregte. Nicht besser erging es im Jahre 1416 Johann Hus und seinem Anhänger Hieronymus von Prag. Ferner dem Dominikanermönch Girolamo Savonarola, der gleichfalls gewagt hatte, das entartete Papsttum und den überschwenglichen Luxus der geistlichen und weltlichen Fürsten seiner Zeit in öffentlichen Reden anzugreifen. Er wurde am 23. Mai des Jahres 1498 den rächenden Flammen überliefert. Auch der Philosoph Giordano Bruno mußte im Jahre 1600 sterben, weil er betreffs der unbefleckten Empfängnis der Mutter Gottes sowie über die Verwandlung des geweihten Brotes und Weines in den Leib und das Blut Christi Ansichten geäußert hatte, die sich mit der vorgeschriebenen Lehre nicht vertrugen. Er wurde mundtot gemacht, indem man ihn erhängte. Um zu verhindern, daß er durch irgendein Wunder zu neuem Leben erwache, ließ man seine Leiche verbrennen und die Asche in den nächsten Fluß werfen.

In ähnlicher Weise verfuhr man im Jahre 1619 in Toulouse mit dem gelehrten Italiener Lucilio Vanini, der angeklagt wurde, gleichfalls ein

Atheist zu sein. Man riß ihm die Zunge aus dem Halse, worauf man ihn verbrannte. —

Weil der an der Universität zu Salamanka in Spanien angestellte Professor Luis de Leon den hebräischen Urtext der Bibel höher als die im Auftrag der Päpste veranstaltete lateinische Übersetzung, die sogenannte „Vulgata", stellte, wurde er fünf Jahre lang eingekerkert. Und der Astronom Galileo Galilei hatte sich im Jahre 1615 vor dem päpstlichen Inquisitionsgericht zu verantworten, weil er, im Gegensatz zur Bibel, beweisen wollte, daß die Erde sich drehe und um die Sonne kreise. Unter Androhung der Tortur und des Todes auf dem Scheiterhaufen wurde er am 22. Juni 1633 gezwungen, seine ketzerischen Behauptungen zu widerrufen. Obendrein mußte er allwöchentlich für drei Jahre lang die sieben Bußpsalmen rezitieren und den Rest seines Lebens in Arceti bei Florenz verbringen, wo er in völliger Abgeschlossenheit den ihm zugeschriebenen Ausspruch: „E pur si muove!" = „Sie bewegt sich doch!" vor sich hinmurmeln durfte, ohne dadurch Entsetzen zu erregen. —

In ähnlicher Weise suchte das Priestertum mit allen erdenklichen Mitteln jede aufklärende, fortschrittliche Bewegung zu ersticken. Allen Vernunftgründen hielten sie die angeblich von Gott empfangenen „Offenbarungen" entgegen, die in der Bibel niedergelegt seien und an denen niemand rütteln noch deuteln dürfe. Mit welcher Beharrlichkeit an den Naturanschauungen dieses Buches festgehalten wurde, ist daraus ersichtlich, daß an der ganz von Jesuiten beherrschten belgischen Universität Löwen bis zum Jahre 1797 gelehrt wurde, daß die Sonne sich um die den Mittelpunkt des Weltalls bildende Erde drehe. Ferner ist zu bemerken, daß die römische Kirche erst im Jahre 1822 die Verbreitung von Büchern gestattete, die über die tatsächliche Bewegung der Erde wie über ihre Stellung zum Weltall Aufschluß gaben. —

Daß das Papsttum es an Bemühungen nicht fehlen ließ, die Länder des gesamten Christentums den gleichen Zuständen zu unterwerfen, wie solche im Priesterreich Tibet bestehen, ist aus jenen wichtigen Aktenstücken zu ersehen, die während der zweiten Hälfte des 19. und zu Anfang des 20. Jahrhunderts aus dem Vatikan hervorgingen. Am 8. Dezember des Jahres 1864 erließ der damalige Papst Pius IX. die Enzyklika „Quanta cura" und den bereits in einem früheren Abschnitt erwähnten „Syllabus", in dem er alle Wissenschaft und Philosophie rücksichtslos verdammte, die sich nicht der Autorität der römischen Hierarchie unterordne oder anpasse. (Syll. 1—14. 57.) Jede Freiheit des Denkens und Glaubens wurde verworfen (Syll. 15—18), die Rede- und Preßfreiheit, die Frucht unendlich langen Ringens, wurde „eine schreckliche Seuche" genannt. Desgleichen lehnte der Papst jede Versöhnung mit dem Fortschritt, dem Liberalismus und der modernen Zivilisation auf das entschiedenste ab (Syll. 80).

Papst Pius X. ging noch einen beträchtlichen Schritt weiter, indem er im Juli des Jahres 1907 in einem besonderen Erlaß gegen den „Modernismus" und die „Freiheit der Wissenschaft" eiferte. Die Veranlassung dazu war durch einige deutsche Wahrheitsucher katholischen Glaubens gegeben worden, durch die Theologieprofessoren Schell in Würzburg, Ehrhard in Straßburg, Schnitzer in München und andere. Dieselben hatten sich erkühnt, auf Grund ihrer gewissenhaft angestellten Forschungen verschiedene Abhandlungen und Bücher zu veröffentlichen, die hie und da von den kirchlich festgelegten Anschauungen abwichen. Sie wurden deshalb vom Papst als „entgleiste, unbotmäßige Gecken, die von sich reden machen möchten", sowie „wegen ihrer Anmaßung und frechen Neugier" scharf gemaßregelt und zum Widerruf ihrer Schriften gezwungen. Um Wiederholungen solcher unliebsamen Vorkommnisse für alle ferneren Zeiten vorzubeugen, wurden nunmehr auch alle Priester eidlich verpflichtet, auf jede Selbständigkeit des Denkens zu verzichten und sich nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich den Lehren und Vorschriften der Kirche zu unterwerfen. Mit anderen Worten: die Priester, und mit ihnen die an Universitäten lehrenden geistlichen Professoren müssen schwören, niemals, bis zum letzten Atemzuge eine andere Meinung in den wichtigsten Dingen haben zu wollen, als die Kirche gestattet.

Dieser den Priestern und Professoren der katholischen Christenheit auferlegte sogenannte „Moderniseneid" bedeutet demnach wohl die schlimmste Knebelung, die jemals über Geistesarbeiter verhängt wurde. Sind sie doch durch diesen Eid zu dem gleichen Kadavergehorsam verurteilt, den der Gründer des Jesuitenordens von dessen Mitgliedern verlangte: „Willenlos gleich einem Leichnam sollt ihr sein!" —

Der Modernisteneid richtet sich selbstverständlich auch gegen jede Anerkennung der von Lamarck und Darwin begründeten und durch Haeckel und viele andere Forscher bekräftigten Evolutionstheorie oder Entwicklungslehre, derzufolge die Entstehung der verschiedenen Arten der Tierwelt wie auch der verschiedenen Rassen des Menschen das Ergebnis rein natürlicher Entwicklung aus weit niedrigeren Formen sei.

Die Leiter der Kirche erkannten sehr bald, daß diese Lehre die wichtigsten Glaubenssätze des Christentums aufs schwerste gefährde, ja, sie geradezu in Frage stelle. Denn mit Anerkennung dieser Lehre werde der Mosaische Bericht über die in nur sechs Tagen erfolgte Erschaffung der Welt und aller auf Erden vorkommenden Lebewesen einschließlich der ersten Menschen zu einer haltlosen Legende. Desgleichen der Bericht von dem Aufenthalt der ersten Menschen im Paradiese und ihrem Sündenfall. Werde der Glaube an diesen Sündenfall vernichtet, so sinke damit auch der Glaube an die für das Christentum so überaus wichtige Lehre der vom ersten sündig gewordenen

Menschenpaar auf das gesamte Menschengeschlecht übergegangenen Erbsünde, und weiterhin die damit in engster Verbindung stehende Lehre, daß zur Errettung der mit der Erbsünde belasteten Menschheit das Erscheinen und der Opfertod eines Erlösers notwendig gewesen seien.

Diese dem christlichen Glauben drohenden Gefahren erkennend, bemühten sich die Leuchten der katholischen Kirche mit einem geradezu erstaunlichen Eifer und Aufwand von Scharfsinn, ihren Gläubigen klarzumachen, daß die Entwicklungslehre nichts weiter als eine völlig unbewiesene, jeder sicheren Grundlage entbehrende Hypothese sei, die über kurz oder lang gleich manchen anderen von phantasiebegabten Gelehrten aufgestellten Hypothesen auf dem Schutthaufen wissenschaftlicher Irrtümer enden werde. Denn „dieser teuflischsten aller Irrlehren" stehe in unerschütterlicher Wahrheit der Schöpfungsbericht der von Gott den Menschen gegebenen Bibel gegenüber, an deren Worten zu zweifeln Todsünde sei. Dementsprechend ist in allen katholischen Ländern und Schulen das Eingehen auf die Darwinsche Entwicklungslehre auf das strengste verboten. Dagegen wird die vor vielen tausend Jahren von unwissenden orientalischen Nomaden am abendlichen Lagerfeuer ersonnene Legende von der Erschaffung des ersten Menschen aus einem Erdenkloß noch heute von den Priestern der allein wahren Kirche als eine feststehende Tatsache verkündigt und mitsamt allen anderen im Alten Testament niedergelegten Naturanschauungen von vielen Millionen denkfaulen Gläubigen andachtsvoll entgegengenommen.

Wer das bestreiten möchte, sei auf die Tatsache hingewiesen, daß im Jahre des Heils 1925 von der in Cleveland, Ohio, tagenden Generalversammlung des „Katholischen Central-Vereins" folgende Resolution angenommen wurde:

„Wir erklären ausdrücklich, daß es die Pflicht eines christlichen Staates ist, die fundamentalen Prinzipien des Christentums intakt zu erhalten; aber wir sehen mit Besorgnis den kürzlichen Versuch eines Staates der Union, sich zum Dolmetscher der Ergebnisse der Wissenschaft und der Offenbarung zu machen. Das Problem der Evolution hat seit Jahrhunderten die ernste Aufmerksamkeit ehrlicher Wissenschaftler gefesselt; aber sie haben bis jetzt noch keine derartigen beweiskräftigen Momente gefunden, daß die Welt ihre Theorie als feste Tatsache hinnehmen kann. Wir ruhen sicher in der Überzeugung, daß die Tatsache der Schöpfung nicht durch ihre Art zerstört werden kann. Wir bezeugen unseren Glauben an Gott Vater den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde. Wir bezeugen unseren Glauben an die Erschaffung des Menschen nach dem Ebenbild Gottes, welches zu Gott zurückkehren soll, von dem es ausgegangen ist.

„Wir verurteilen jene falschen Wissenschaftler, welche aus einer reinen Theorie eine Tatsache machen wollen, welche die Evolution als Mittel be-

nutzen, um die Religion zurückzusetzen oder gar ihre Grundlagen untergraben und vernichten wollen, und welche die Kühnheit haben, zu behaupten, daß Religion und Wissenschaft sich unversöhnlich gegenüberstehen."

Ferner sei daran erinnert, daß im Jahre 1926 zu Dayton, im Staate Tennessee, ein Prozeß ausgefochten wurde, der mit der Amtsentsetzung des jungen Professors John Scopes endete, weil derselbe gewagt hatte, seinen Schülern aus einem in anderen Staaten gebrauchten Lehrbuch der Naturwissenschaften einen Abschnitt über die Entwicklungslehre vorzulesen.

In Holland wurde um dieselbe Zeit, im März des Jahres 1926, der Pastor J. H. Geelkerken von der in Amsterdam tagenden Generalsynode der kalvinistischen Kirche wegen Ketzerei ausgestoßen, weil er während einer Predigt gewagt hatte, die tatsächliche Versuchung Evas im Paradiese durch die Schlange anzuzweifeln und dieses Begebnis mehr figürlich betrachtet wissen wollte.

Auch der hochbetagte Bischof der protestantischen Episkopalkirche von Amerika, William Montgomery Brown, wurde im Jahre 1925 von der in Neuorleans tagenden Generalkonvention seines Amtes entkleidet, weil er sich gegen die theologische Lehre erklärte, daß Gott wegen der von Adam begangenen Sünde die gesamte Menschheit verflucht habe.

Seinen Richtern gegenübergestellt, bekannte sich der Greis des Vergehens gegen die Lehre der Kirche schuldig, erklärte dabei aber auch, daß es schweres Unrecht sei, Männer zu brandmarken, die nicht imstande seien, alle in der Bibel geschilderten Vorkommnisse buchstäblich zu glauben. Den Konzilien stehe nicht das Recht zu, ihre Priester an Glaubenssätze zu binden, die mit der modernen Wissenschaft und modernen Lebensanschauungen nicht länger in Einklang stehen. Die Welt sei der Meinung, daß die Theologen an alte Phrasen, für die nicht einmal göttliche Autorität beansprucht werden könne, gebunden seien und über unnützen Wortklaubereien den Forderungen der Gegenwart gegenüber sich taub verhielten. Derjenige von seinen Richtern möge den ersten Stein auf ihn werfen, der behaupten könne, frei von allen Zweifeln zu sein, wenn man ihm die Fragen vorlege, ob Gott den ersten Menschen aus Erde formte; ob Gott einer Schlange erlaubte, seine Pläne über den Haufen zu werfen, und ob ein allgütiger Gott Billionen von Menschen für alle Ewigkeit zu den Qualen der Hölle verurteilte.

Mit 95 gegen 11 Stimmen verfügte das Generalkonzil des Bischofs Absetzung! —

Wären die Völker und ihre parlamentarischen Vertreter nicht auf dem Wege wirklicher Erkenntnis und wahrer Menschlichkeit einigermaßen fortgeschritten, so dürfte man wohl heute noch das traurige Schauspiel erleben, daß gar manche Wahrheitssucher und Wahrheitskünder mitsamt ihren Werken zu Asche verbrannt würden. Daß die Drohung mit dem Scheiterhaufen

von jeher unzählige Männer davor zurückschreckte, ihrer wahren Gesinnung Ausdruck zu verleihen, ist aus den hinterlassenen Schriften des im Jahre 1733 in Frankreich gestorbenen römisch-katholischen Pfarrers Jean Meslier zu ersehen, die auf Betreiben Voltaires gedruckt wurden und in Frankreich sowohl wie in den Niederlanden und an anderen Orten ungeheures Aufsehen erregten*).

Man fand nach dem Tode Mesliers seine Schrift: „Le Bon Sens" („Der gesunde Menschenverstand") in einem Umschlag, auf dem geschrieben stand, daß er nicht gewagt habe, die Erkenntnisse, zu denen er während seines Lebens als Priester gekommen sei, auszusprechen, dieses aber nun sterbend tun wolle. Sich an seine Gemeindemitglieder wendend, erklärt er, daß er in den priesterlichen Stand eingetreten sei aus Gehorsam gegen seine Eltern. „Als Pfarrer mußte ich meine Amtspflichten verrichten; aber wieviel habe ich nicht in mir selbst gelitten, wenn ich gezwungen war, Euch fromme Lügen zu predigen, die ich im Herzen verabscheute. Wie sehr habe ich mein Amt verabscheut, und welche Gewissensbisse hat mir Eure Leichtgläubigkeit verursacht! Tausendmal hatte ich die Absicht, Euch die Augen zu öffnen, aber eine Furcht, welche meine Kraft überwog, hielt mich zurück und zwang mich, bis zu meinem Tode zu schweigen!" —

Erst in neuester Zeit und in Ländern mit freisinnigen Regierungen haben kühnere Männer als Meslier es gewagt, mit dem priesterlichen Stand, in den sie vielleicht aus wahrer Zuneigung eingetreten waren und dem sie für längere Zeit angehörten, zu brechen und ihren Ansichten rückhaltlos Ausdruck zu verleihen. Zu solchen ehemaligen Priestern der katholischen Kirche gehören der deutsche Ex-Jesuit Graf Paul von Hoensbroech, der französische Theologieprofessor und Abt Alfred Loisy, der englische Klostermönch Joseph McCabe, die amerikanischen Ex-Priester Jeremiah J. Crowley, William B. Fleck, F. Chiniquy und viele andere, die sich erst nach schwersten inneren Kämpfen entschlossen, dem geistlichen Stand zu entsagen, um ohne Gewissensbisse ihrer inneren Überzeugung leben zu können.**)

---

*) Eine deutsche Übersetzung, von Anna Knoop veranstaltet, erschien unter dem Titel: „Glaube und Vernunft" im Jahre 1880 in Neuyork.

**) Die wichtigsten Werke der hier genannten Ex-Priester sind: Hoensbroech, „Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit" (Leipzig); Loisy, A., „Mein Duell mit dem Vatikan"; McCabe, J., „Twelve Years in a Monastery"; „Why I left the Church"; „Popes and their Church"; „Bankruptey of Religion"; Crowley, J., „Romanism, a Menace to the Nation"; „The Pope, Chief of White Stavers, High Priest of Intrigue"; Chiniquy, F., „Fifty Years in the Church of Rome"; „The Priest, the Woman and the Confessional".

DER GEGENWÄRTIGE KAMPF UM DIE FREIHEIT DES DENKENS UND DER WISSENSCHAFTEN

Hält man Umschau über die gegenwärtige Lage der zum Christentum sich bekennenden Völker, so kann niemand sich gegen die Wahrnehmung verschließen, daß der viele Jahrtausende alte Kampf des Priestertums gegen Aufklärung und Freiheit des Denkens noch heute in vollem Gange ist und schwere Gefahren in Menge birgt.

Infolge der vom Papsttum unablässig gemachten Anstrengungen, seine ihm angeblich von Gott verliehenen Rechte zu behaupten und durchzusetzen, kam es noch in neuester Zeit in Mexiko, Nikaragua, Kolumbia, Peru und anderen Ländern zwischen den klerikalen Parteien und den nach Fortschritt, Aufklärung und Freiheit der Wissenschaften verlangenden liberalen Elementen zu heftigen Kämpfen, ja, förmlichen Bürgerkriegen. In anderen Ländern, wie z. B. den Vereinigten Staaten von Amerika sind ähnliche gefährliche Gegensätze in der Entwicklung begriffen und geben, wie in einem früheren Kapitel dargelegt wurde, Anlaß zu den ernstesten Befürchtungen für die Zukunft.

In Europa gestaltete sich die Lage während des Weltkrieges ebenfalls zu einer den Frieden und das Schicksal der Völker schwer bedrohenden. Unruhe und Verworrenheit herrschen überall, in erster Linie dadurch verursacht, daß drei große, bisher monarchistisch regierte Länderkomplexe: Rußland, Österreich und Deutschland zu Republiken wurden, deren Leitung beständigem Wechsel unterworfen ist, was mancherlei Glaubensgenossenschaften Gelegenheit bietet, allerlei ihnen willfährige Politiker an die Spitze zu bringen. Daß darin insbesondere Rom erfolgreich ist, kann nicht überraschen, wenn man in Erwägung zieht, daß sowohl die diplomatischen Beziehungen Roms zu den Ländern der Christenheit wie auch die Ausführung der von Rom gegebenen Weisungen stets in die geschicktesten Hände gelegt werden. —

An der Spitze der vatikanischen Diplomatie steht in absoluter Machtvollkommenheit natürlich der Papst; aber er hat einen Staatssekretär zur Seite, der ihn über alle politischen Vorgänge unterrichtet hält, die diesem von den in fremden Ländern angestellten päpstlichen Nuntien oder Gesandten sowie von den Kardinälen und Erzbischöfen übermittelt werden. Dieser Staats-

sekretär sendet die päpstlichen Nuntien aus. Er empfängt auch die von fremden Mächten an den Vatikan abgeordneten Gesandten, desgleichen solche Privatpersonen, die einflußreiche Körperschaften oder mächtige Interessen vertreten und wertvolle Mitteilungen geben können. Gegenwärtig unterhält der Vatikan mit etwa 35 Ländern diplomatische Beziehungen. In Europa mit Spanien, Portugal, Griechenland, Rumänien, Ungarn, Österreich, Jugoslawien, Polen, Litauen, Livland, Estland, Deutschland, Bayern, Schweiz, Monako, Frankreich, Belgien, Holland und England. Ähnliche Beziehungen bestehen mit sämtlichen Republiken Mittel- und Südamerikas, ausgenommen mit Mexiko, Kuba und Uruguay. In Ländern, deren Regierungen keine diplomatischen Beziehungen zu dem Vatikan unterhalten, liegt die Berichterstattung ebenfalls in den Händen bewährter, meist dem Jesuitenorden angehörenden Personen, die sich aber nicht durch ihre geistliche Tracht kennzeichnen. Aus dieser Darlegung ergibt sich, daß die gesamte christliche Welt mit einem wohlorganisierten Netz überspannt ist, dessen Fäden im Vatikan, in den Gemächern des Staatssekretärs zusammenlaufen. Diesem Sekretär unterstehen drei Abteilungen. Die Beamten der ersten Abteilung haben sich mit allen irgendwo vorkommenden außergewöhnlichen Begebenheiten vertraut zu machen und Stellung zu denselben zu nehmen. Die Beamten der zweiten Abteilung erledigen die weniger wichtigen, gewöhnlichen Ereignisse, während in der dritten Abteilung die in alle Welt ausgehenden apostolischen Kundgebungen oder Bullen verfaßt werden.

Seit einer Reihe von Jahren ist als Nachfolger des äußerst geschickten Kardinals Rampolla der Kardinal Gasparri Staatssekretär, ein am 5. Mai 1852 geborener Jesuit, dessen scharfer Verstand, ausgezeichnetes Gedächtnis und entschlossene Herrschernatur ihn für diesen Posten besonders befähigen. Er war auch im Jahre 1904 von dem damaligen Papst Pius X. zum Oberhaupt einer aus 16 Kardinälen und 42 Beratern bestehenden Kommission auserkoren worden, die den Auftrag erhielt, die gesamten, von der katholischen Kirche seit ihrem Bestehen beanspruchten Rechte zu ordnen und zu einem neuen Gesetzbuch, einem neuen „Codex juris canonici" zusammenzufassen. Es handelte sich dabei hauptsächlich darum, Veraltetes auszuscheiden, Brauchbares den Verhältnissen der Gegenwart anzupassen, und Neues hinzuzufügen. Die Kommission begann ihre Tätigkeit im November 1904, benötigte aber volle zwölf Jahre, um ihre Aufgabe zu vollenden. Es war am 27. Mai 1917, einem Pfingstsonntag, daß das in lateinischer Sprache gehaltene neue Gesetzbuch angenommen und den Oberen der Kirche als Richtschnur überwiesen wurde. Als einzig maßgebende Quelle für die Verwaltung der Kirche, für Rechtsprechung und Rechtsunterricht trat es am 19. Mai 1918 in Kraft. Es beharrt natürlich auf dem seit jeher von der katholischen Kirche angenommenen Standpunkt, daß alle Gewalt

und damit auch alles Recht von Gott ausgehe und daß der Papst als Statthalter Gottes auf Erden anzusehen sei. Es beharrt auch auf der Ansicht, daß der Papst durch göttlichen Beistand in allen Dingen unfehlbar sei, wenn er als Oberhirt und Lehrer der gesamten Christenheit von seinem Lehrstuhl aus in Sachen des Glaubens oder der Sitten spreche. Ferner bestimmt das Gesetzbuch, daß das katholische Bekenntnis alle seine Anhänger verpflichte zu glauben, was in den Heiligen Schriften enthalten ist und was die Kirche durch ihre Entscheidung und Lehren als Glaubenssätze verkündigt. Unabhängig von jeder weltlichen Gewalt habe die Kirche auch das Recht und die Pflicht, alle Völker das Evangelium zu lehren. Diese Lehre anzunehmen, seien alle Völker durch göttliches Recht verpflichtet (c. 1322, Nr. 2). Die Gleichberechtigung jeder anderen Glaubensgemeinschaft wird streng abgelehnt, dagegen der Standpunkt vertreten, daß jeder, der die Taufe empfangen habe, in irgendeiner Art dem Papst angehöre. Solche getaufte Nichtkatholiken oder „Acatholici“, d. h. Protestanten, Evangelische usw., sind den Bischöfen, in deren Sprengeln sie sich aufhalten, „im Herrn anbefohlen“. Desgleichen sind katholische Gatten verpflichtet, die „Bekehrung des nichtkatholischen Partners klug zu betreiben“. —

Auf die vielen scharfen Gegensätze in dem Verhältnis zwischen Kirche und Staat einzugehen, fehlt es hier an Raum. Es sei deshalb auf eine von dem Reichsgerichtsrat Dr. Georg Müller im Jahre 1928 veröffentlichte Schrift „Das neue Rechtsbuch der katholischen Kirche“ verwiesen. —

Während des Weltkrieges gelang es dem Staatssekretär Gasparri auch, den Vatikan von allen Fährnissen und Verwicklungen des Krieges freizuhalten. Zudem war es ihm vergönnt, den Sturz der drei mächtigsten Gegner Roms zu erleben, des Zaren, des deutschen Kaisers und des Sultans, deren Reiche sich in Republiken verwandelten. Mit der Ermordung des Zaren verlor die orthodoxe oder griechisch-katholische Kirche ihr Oberhaupt. Mit der Abdankung des deutschen Kaisers schieden die Hohenzollern aus, die seit den Tagen des Großen Kurfürsten von Brandenburg die stärksten Stützen des Protestantismus gewesen waren. Mit der Absetzung des türkischen Sultans erlosch auch dessen Stellung als geistiges Oberhaupt des Islam.

Seit dem Untergang des Zarentums macht Rom gewaltige Anstrengungen, die etwa 158 Millionen zählenden, über Rußland, den Balkan und die Levante verbreiteten Anhänger der orthodoxen Kirche für eine Wiedervereinigung mit der etwa 305 Millionen Mitglieder zählenden römisch-katholischen Kirche zu gewinnen, von der sie seit der im Jahre 1054 erfolgten Spaltung getrennt gewesen ist. In einer am 13. September 1928 unter dem Titel „Rerum Orientalum“ erlassenen Enzyklika forderte der Papst sämtliche Bischöfe der katholischen Kirche auf, mit allen Mitteln dahin zu wirken, die Mitglieder der griechisch-katholischen Kirche und andere im Orient bestehenden

christlichen Glaubensgenossenschaften zur Rückkehr in den Schoß der „allein wahren römisch-katholischen Kirche“ zu bewegen, damit es fortan nur „einen Hirten und eine Herde“ geben solle. Um zu der Annäherung beizutragen, wurde eine besondere Hilfsgesellschaft, die „Catholic Near East Welfare Association“ ins Leben gerufen, außerdem in Rom ein Orientalisches Institut gegründet, dessen Studenten sich vorwiegend aus den Ländern des Ostens rekrutieren.

In England, dessen König Georg V. nebst Gemahlin dem Papst im Mai des Jahres 1923 einen persönlichen Besuch abstatteten, scheint eine Wiedervereinigung der an den Zeremonien der katholischen Kirche festhaltenden Episkopalkirche mit Rom nur noch eine Frage der Zeit zu sein.

In Frankreich wurden seit dem Jahre 1926 nicht nur die diplomatischen Beziehungen zum Vatikan wieder aufgenommen, sondern auch die im Jahre 1901 ausgewiesenen religiösen Orden, gegen einhundert an der Zahl, wieder zugelassen. Hier ist es hauptsächlich Poincaré, der durch Begünstigung der Klerisei ihre Hilfe erkaufen und dadurch seinen Posten sichern will. —

In dem armseligen Rest des ehemaligen Habsburgischen Kaiserreichs, in der Republik Österreich, wo 94 Prozent der Bevölkerung dem katholischen Glauben angehören, lag seit einer Reihe von Jahren das Amt des Kanzlers in den Händen des Monsignore Ignatz Seipel. Ihm war demnach die Erledigung aller inneren wie auch aller äußeren Angelegenheiten anvertraut.

In Deutschland gelang es der katholischen Zentrumspartei, schon während der Regierung des Kaisers Wilhelm II. mancherlei wichtige Zugeständnisse, sogar die Wiederzulassung der Jesuiten, zu erlangen. Heute ist das Zentrum unter den zahlreichen Parteien der deutschen Republik die einflußreichste und beständig bemüht, die durch die Reformation verursachten Verluste Roms auszugleichen und womöglich neue Eroberungen zu machen. Daß den Leitern dieser Partei Rom weit mehr am Herzen liegt als das eigene Vaterland, ist daraus zu ersehen, daß gleich nach dem Weltkrieg versucht wurde, die vorwiegend katholischen Rheinlande zu einem vom Deutschen Reich losgelösten Freistaat zu machen. Gegenwärtig sollen Pläne im Gange sein für eine Vereinigung Bayerns, Württembergs, Badens und der Pfalz zu einer „Republik Südwestdeutschland“. Das uralte römische Rezept: „Divide et impera“ = „Teile und herrsche!“, durch dessen Anwendung die römischen Zäsaren so große Vorteile über die süd- und westdeutschen Stämme gewannen, wird demnach auch vom Papsttum für seine Zwecke benützt, die in nichts anderem als der weiteren Zerstückelung des Deutschen Reiches und der weiteren Schwächung, ja, womöglich der gänzlichen Vernichtung des gesamten Germanentums bestehen. Warum?

Weil die Germanen von jeher eine aus freiheitliebenden Stämmen be-

stehende Rasse bildeten, die sich niemals blindlings der Herrschaft solcher Schamanen und Fetischpriester unterwarf, welche im Dasein der morgenländischen und romanischen Völker eine so große Rolle spielten. Weder Tacitus noch andere römische Schriftsteller wußten von solchem Priestertum zu berichten. Dagegen ist wohlbekannt, welch zähen Widerstand die alten Sachsen, Friesen und Dithmarschen allen christlichen Bekehrungsversuchen entgegensetzten. Sicherlich ist es auch nicht ohne Bedeutung, daß gerade diesem Germanentum der größte Reformator, Luther, entsprang und daß die Reformation gerade in den altsächsischen und friesischen Landen ihren stärksten Halt gewann und ihre bedeutenden Vorkämpfer hatte. —

Eine außerordentliche Überraschung wurde der Welt im Februar des Jahres 1929 dadurch zu teil, daß es dem päpstlichen Staatssekretär Gasparri gelang, auch in der seit 1870 zwischen dem Vatikan und der italienischen Regierung schwebenden „Romfrage" einen Ausgleich herbeizuführen. Er bediente sich dabei jenes Faschistenführers und Gewaltmenschen Mussolini, der einige Zeit zuvor, als es sich im Parlament um die Durchbringung einer wichtigen Vorlage handelte, die gegnerischen Volksvertreter dadurch unfähig machte, an der Abstimmung teilzunehmen, daß er sie einzeln von seinen Leuten aufgreifen und bis zum Halse mit — Rizinusöl vollfüllen ließ.

Hatte Mussolini dadurch bewiesen, daß er den Spruch „Der Zweck heiligt die Mittel!" anerkenne und die schwierigsten Fragen in genialer Weise zu lösen verstehe, so wurde er nun auch von Gasparri erkoren, um die heikle Romfrage zu einer den Vatikan befriedigenden Lösung zu bringen. Das geschah durch den Abschluß eines Konkordates, das für das italienische Volk und seine Regierung nichts anderes als die völlige Preisgabe sämtlicher während der Zeit von 1848—1870 gemachten liberalen Errungenschaften bedeutet. Gipfelt dieses Übereinkommen doch darin, daß dem Papst seine frühere Stellung eines unabhängigen Souveräns innerhalb der ihm zuerkannten erweiterten „Vatikan Stadt" wieder eingeräumt worden ist, und zwar mit allen Rechten eines kirchlichen wie weltlichen Herrschers.

Zu seinen bisherigen Befugnissen, Gesandte fremder Länder zu empfangen und seine Nuntien auszusenden, sind die Rechte gekommen, eigene Münzen zu prägen, eigene Banknoten und Postwertzeichen zu verausgaben, sowie eigene Telegraphen und Fernsprechstationen einzurichten. Auch die Anlage eines eigenen Bahnhofs mit päpstlichen Sonderzügen wurde zugestanden. Die „freiwillige Gefangenschaft", welche die Päpste sich seit dem Jahre 1870 auferlegt hatten und die darin bestand, daß sie die nächste Umgebung des Vatikans niemals verließen, ist demnach beendigt. Agitations-, Erholungs- und Besuchsreisen dürften fortan im Kalender der Päpste eine große Rolle spielen. —

Das Konkordat enthält ferner die Bestimmung, daß auch das König-

reich Italien nunmehr einen Botschafter zum Vatikan entsendet, wogegen der Papst sich am königlichen Hof durch einen Nuntius vertreten läßt, dem im diplomatischen Korps der Vorrang vor den Vertretern aller anderen Länder zugestanden ist. Von äußerster Wichtigkeit ist ferner, daß in Italien der Katholizismus als Staatsreligion gilt und das für das ganze Königreich das kanonische Kirchengesetz in Kraft tritt, und zwar in des Wortes vollster Bedeutung wider Ketzer und andere Gegner der Kirche. In der Rechtspflege genießen katholische Geistliche wieder eine Ausnahmestellung, indem sie bei begangenen Verbrechen nicht mehr vor die Staatsgerichte, sondern vor bischöfliche Gerichte gestellt werden und etwaige Strafen nicht in Gefängnissen, sondern in Klöstern abzubüßen haben. Anstatt der Zivilehen werden nur noch kirchlich geschlossene Ehen als rechtsgültig anerkannt. Religionsunterricht muß sowohl in allen Volksschulen wie in allen höheren Lehranstalten eingeführt werden. Sämtliche Mönchs- und Nonnenorden, die im Jahre 1870 ausgewiesen wurden, dürfen wiederkehren und sich die Verbreitung und Anwendung katholischer Lehren und Grundsätze angelegen sein lassen. Nichtkatholischen Bekenntnissen ist hingegen jede Proselytenmacherei verboten. —

Als Entschädigung für die im Jahre 1870 verlorenen Ländereien wurde dem Vatikan die Summe von 1 750 000 Lire bewilligt.

Dieses Konkordat wurde am 11. Februar im Lateranpalast von dem Kardinial Gasparri für den Papst, von Mussolini für den König unterzeichnet. Es bedeutet nichts Geringeres, als daß dadurch die Bevölkerung Italiens mit einem Schlage den gleichen Zuständen wieder ausgeliefert wurde, von denen sie sich nach langen, schweren Kämpfen befreit hatte. —

Zwei Tage nach der Unterzeichnung des Konkordates, am 13. Februar, pries Papst Pius XI. in einer Ansprache an eine Abordnung von Theologiestudenten die zwischen dem Vatikan und der italienischen Regierung geschlossene Vereinbarung als „einen Schritt zum Weltfrieden!“ — Das gerade Gegenteil dürfte der Fall sein. Denn angefeuert durch die während des Weltkriegs eingetretenen, die Ausbreitung des Katholizismus begünstigenden Veränderungen sowie durch den soeben in Italien gewonnenen gewaltigen Sieg wird das über ein so ungeheures, wohlorganisiertes Heer blindlings ergebener Streiter gebietende Papsttum zweifellos zu weiteren Vorstößen gegen freies Denken und freies Menschentum ausholen. Mit aller Macht strebt es nach einer Ausrottung des Protestantismus und sämtlicher nichtkatholischen Glaubensgenossenschaften, nach einer Re-Katholisierung der Welt, in erster Linie des ganzen europäischen Kontinents. In diesen Bestrebungen wird es voraussichtlich weitere Erfolge in solchen Ländern erzielen, deren professionelle Politiker und Streber gleich Poincaré und Mussolini darauf bedacht sind,

ihre Stellungen mit Hilfe der katholischen Kirche zu befestigen, unbekümmert darum, welche gefährlichen Zugeständnisse sie den unersättlichen und herrschsüchtigen Vertretern dieser Kirche zu machen haben. Da aber die liberalen Elemente und Parteien mancher Länder sich ihrer höchsten Menschenrechte, des freien Denkens und Handelns nicht widerstandslos berauben lassen wollen, so sind alle Vorbedingungen dafür vorhanden, daß sich auch noch während unseres 20. Jahrhunderts viele schwere Glaubenskämpfe auf Erden abspielen werden. Das bedeutet nichts anderes, als daß dem Moloch Religion auch fernerhin Millionen Menschen zum Opfer fallen werden. —

* * *

In seinem weitverbreiteten Werk: „Die Welträtsel“ faßte der berühmte Jenaer Professor Ernst Haeckel sein Urteil über das Papsttum des Mittelalters in folgende Sätze:

„Während eines Zeitraumes von 1200 Jahren, vom vierten bis zum sechzehnten Jahrhundert, hat der Papismus das geistige Leben Europas fast vollkommen beherrscht. Die Weltherrschaft des Papismus prägte dem Mittelalter seinen finsteren Charakter auf; sie bedeutete den Tod alles freien Geisteslebens, den Rückgang aller wahren Wissenschaft, den Verfall aller reinen Sittlichkeit. Von der glänzenden Blüte, zu welcher sich das Geistesleben im klassischen Altertum erhoben hatte, sank dasselbe unter der Herrschaft des Papsttums bald zu einem Niveau herab, das mit Bezug auf die Erkenntnis der Wahrheit nur als Barbarei bezeichnet werden kann. Man rühmt wohl am Mittelalter, daß andere Seiten des Geisteslebens zu reicher Entfaltung gekommen seien, Dichtkunst und bildende Kunst, scholastische Gelehrsamkeit und patristische Philosophie. Aber diese Kulturtätigkeit befand sich im Dienste der herrschenden Kirche und wurde nicht zur Hebung, sondern zur Unterdrückung der freien Geistesforschung angewendet. Die ausschließliche Vorbereitung für ein unbekanntes ‚ewiges Leben im Jenseits‘, die Verachtung der Natur, die Abwendung von ihrem Studium, die im Prinzip der christlichen Religion innewohnt, wurde von der römischen Hierarchie zur heiligen Pflicht gemacht. Eine durchgreifende Wandlung zum Besseren brachte erst im Beginn des 16. Jahrhunderts die Reformation.“ —

Angesichts der heute in der Christenheit obwaltenden Zustände ist nicht zu verkennen, daß eine neue weitaus durchgreifendere Reformation nötig geworden ist. Luther war ein Mann, dessen Tätigkeit von manchen jener engbegrenzten Anschauungen beeinflußt wurde, die für seine Zeit bezeichnend waren, aber auf unser an geistigen Errungenschaften unendlich viel reicher gewordenes 20. Jahrhundert nicht länger Anwendung finden können. Wir glauben nicht länger an die von habgierigen und herrschsüchtigen Scha-

manen und Priestern den Menschen des Altertums und Mittelalters beständig vorgehaltenen Schreckgespenster, an übelgesinnte Dämonen und Plagegeister, die als Urheber aller Krankheiten und Unfälle betrachtet wurden. Wir glauben nicht länger an Fegfeuer, Hölle und Teufel, noch daran, daß Hochfluten, Blitz- und Hagelschläge sowie gefährliche Seuchen von einem rachsüchtigen Gott verursacht werden, um eine ungläubige, opferunlustige Menschheit zu strafen. Unsere Männer der Wissenschaft, unsere Ingenieure, unsere Ärzte haben uns vielmehr davon überzeugt, daß solche angeblichen „Heimsuchungen" auf durchaus natürlichen Ursachen beruhen und daß denselben durch das Errichten von Dämmen, durch Blitzableiter, durch Reinlichkeit, Quarantäne und andere zweckentsprechende Maßnahmen vorgebeugt werden kann. Unsere modernen Naturforscher, Weltreisenden und klarsehenden Schriftsteller lehrten uns erkennen, daß die uns umgebende Natur, unsere herrlichen Wälder, unsere schneebedeckten, lichtumfluteten Hochgebirge weitaus schönere und erhabenere Tempel sind, als alle jemals von Menschenhand errichteten halbdunklen Moscheen, Dome und Kathedralen.

Sie zeigten uns ferner, daß diese Naturtempel weit größere Offenbarungen und Wunder bergen als jene, die in Fetischhütten und Pagoden von Magiern und Zauberpriestern ihren abergläubischen Stammesgenossen vorgegaukelt wurden. Manche moderne Philanthropen haben auch dargetan, daß man durch weise Stiftungen an Erziehungsanstalten und Universitäten der Menschheit weit mehr nützen kann, als durch fromme Schenkungen an Kirchen und Klöster. Man vergegenwärtige sich beispielsweise den der gesamten Menschheit zugute kommenden Nutzen der sogenannten „Rockefeller Foundation", einer viele Millionen Dollars betragende Stiftung, die sich die Bekämpfung und Ausmerzung des Gelben Fiebers, der Schlafkrankheit, des Hakenwurms, der Malaria und anderer gefährlichen Krankheiten, die bisher ungezählte Opfer hinwegrafften, zur Aufgabe machte.

Man vergegenwärtige sich ferner den unendlichen Segen, der jener Stiftung entsprang, die in der letztwilligen Verfügung des im Jahre 1896 verstorbenen schwedischen Chemikers Alfred B. Nobel vorgesehen war. Ihr zufolge werden alljährlich die Zinsen eines 35 Millionen Kronen betragenden Kapitals an solche Personen verteilt, die in dem betreffenden Jahre auf dem Gebiet der Physik, der Chemie, des Gesundheitswesens, der Literatur, oder der Förderung des Völkerfriedens, der Völkerverständigung Hervorragendes leisteten. Die solchen Personen zuteil werdenden pekuniären Anerkennungen sollen es denselben ermöglichen, mit ausreichenden Mitteln weiterzuforschen und dadurch noch Größeres, Schöneres und Wertvolleres zu vollbringen. Unter den 145 bisher Ausgezeichneten befinden sich die Namen von Männern und Frauen, die durch ihre Erfindungen, Verbesserungen oder inhaltlich wertvollen Werke Weltruf erlangten und deren die

Menschheit noch nach Jahrhunderten als wahrhaften Wohltätern gedenken wird.

Der solchen Stiftungen entspringende reiche Segen brachte die Welt zu der Erkenntnis, daß die Wissenschaft der wertvollste Besitz der Menschheit ist, da sie uns nicht nur die Gefahren und Übelstände der Vergangenheit erkennen läßt, sondern auch die Pflichten der Gegenwart wie die Aufgaben der Zukunft zeigt. Dadurch wird es uns möglich, Gefahren ähnlicher Art vorzubeugen und unsere Lebensverhältnisse beständig zu verbessern.

Überblicken wir den Werdegang der Menschheit, so ist nicht zu verkennen, daß die schlimmsten Hemmnisse zu ihrem Fortschritt und Aufstieg in der steten Bevormundung und absoluten Intoleranz jener Priester bestanden, die aus selbstsüchtigen Absichten die Wissenschaften als ihr Alleingut betrachteten, die Völker aber jahrtausendelang im Bann des Aberglaubens hielten, um sie zu beherrschen und widerstandslos ausbeuten zu können. Wie sie jede freie Geistesregung, jede von ihren Lehren abweichende Glaubensform gewaltsam zu ersticken suchten, so geht auch heute noch ihre Forderung dahin, daß ihnen die volle Herrschaft über das gesamte Unterrichtswesen überlassen bleiben müsse, damit die Erziehung der heranwachsenden Geschlechter ganz in ihrem Sinne geschehe. Seitdem Papst Pius IX. diese Forderung in seinem am 8. Dezember 1864 veröffentlichten „Syllabus" erhob, wird sie in allen Ländern mit katholischer Bevölkerung beständig aufs neue gestellt, und zwar mit der Begründung, daß die Staaten weder ein historisches Recht, noch auch die Befähigung zum Erziehen und Unterrichten besäßen. Da in vielen staatlichen Schulen kein Religionsunterricht erteilt werde, so seien diese verderblichen Schulen abzuschaffen und durch von Priestern beaufsichtigte, resp. geleitete Schulen zu ersetzen. Demgemäß bildet die Schulfrage noch heute eines der wichtigsten und heißumstrittensten Probleme, die zwischen den Regierungen zahlreicher Länder und den Leitern der katholischen Kirche verhandelt werden. Während die Priester sehr wohl wissen, daß die Fortdauer ihrer Macht und ihres Ansehens lediglich von der Fortdauer des Glaubens der Menschheit an ihre Lehren abhängt, so erkennen aufgeklärte Staatsmänner der Gegenwart andererseits, daß die Fortdauer solcher Priesterherrschaft die gleichen schweren Gefahren in sich birgt, von denen die Völker der früheren Zeitalter beständig heimgesucht wurden: Glaubenswirren und Religionskriege ähnlicher Art, wie sie den Fortbestand mancher Völker völlig in Frage stellten.

Bildung macht frei! Jene Völker und Staaten werden die freiesten sein und die größte Zukunft haben, welche die besten Schulen und Universitäten besitzen und ihren Wissenschaftlern volle Freiheit des Denkens und Lehrens gewähren. Es wird und muß die Zeit kommen, wo solche

„Ritter vom Geiste" an Stelle der Priester treten und ihr Wissen frei und ungehindert der Menschheit übermitteln werden. Nicht gekennzeichnet durch Tonsur, Stola oder Talar, nicht getrieben von Habgier und Herrschsucht, nicht geknebelt durch Syllabus und Modernisteneide, werden sie aller Welt das echte Evangelium verkünden, den Geist der Duldung und wahren Nächstenliebe. Mit ihrem auf Erkenntnis beruhenden reichen Wissen werden sie der Menschheit den Frieden bringen und so wirkliche Befreier, wirkliche Erlöser werden. Und wenn es gilt, die Schönheiten und Wunder der Natur, die Allgewalt ihrer Gesetze zu preisen, so werden sie auch stets echte, von der Wahrheit ihrer Lehren überzeugte Priester sein.



Register

